

**Neil Postman**

# **Die Verweigerung der Hörigkeit**

**Lauter Einsprüche**

# Meinen Eltern

Aus dem Amerikanischen von Reinhard Kaiser  
Die Übersetzung des Essays »Meine deutsche Frage« besorgte Wolfgang Krege  
Die amerikanische Originalausgabe mit dem Titel »Conscientious Objections«  
erscheint 1988 bei Alfred A. Knopf, Inc., New York  
Copyright 1988 by Neil Postman  
Für die deutsche Ausgabe:  
Copyright 1988 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main  
ISBN 3-10-062408-4

Es ist klar, daß die Ingenieure nicht  
die Poeten, die heimlichen Gesetzgeber unserer Zeit sind ...  
Aber ohne das Gegengewicht einer starken Opposition  
ist die Tyrannei der Technik unausweichlich.

Man kennt ihn inzwischen auch hierzulande: Neil Postman, den spitzzüngigen Kritiker des Medien-Zeitalters, den unbequemen Warner or der Austrocknung der Köpfe durch den elektrischen Bildersturm, den achtsamen Verteidiger der Kinderwelt gegen die Zugriffe von Kommerz und organisiertem Zerstörungstrieb. Postmans Diagnose in diesem Punkt ist unverändert: der Einzelne verliere zunehmend seine Wahrnehmungs- und Differenzierungsfähigkeit an die »Apparate«, die ihm vorschreiben, was er zu glauben und wie er die Wirklichkeit aufzufassen hat. Das Ergebnis davon ist Abhängigkeit, ja Hörigkeit.

Mit den Spuren, die diese Abhängigkeit in der zeitgenössischen Gesellschaft hinterlassen hat, beschäftigt sich Postman in den hier versammelten Aufsätzen. Drei Themen bestimmen seine Argumentation:

1. die explosive Entwicklung der Technologie und ihr Einfluß auf das gegenwärtige und künftige Zusammenleben der Menschen;
2. die rasante Ausbreitung der Neuen Medien und deren Folgen für die überlieferte Kultur, das kulturelle Bewußtsein und seine Sprache;
3. die Rolle der Erziehung in Familie und Schule bei der Ausbildung von Urteilsvermögen, Selbst- und Fremdwahrnehmung, Freiheits- und Bindungskräften.

»Es ist sicherlich richtig, daß der, der die Macht zu definieren besitzt, unser Herr und Gebieter ist; aber ebenso richtig ist, daß niemals wirklich Sklave werden kann, wer eine alternative Definition im Kopfe hat.«

Neil Postman, geboren 1931, ist Professor für Media Ecology an der New York University. 1983 erschien sein Buch »Das Verschwinden der Kindheit«, 1985 seine Studie »Wir amüsieren uns zu Tode« bei S. Fischer.

## **Inhaltsverzeichnis**

<b>Vorwort</b> .....	3
<b>Sozialwissenschaft als Geschichtenerzählen</b> .....	8
<b>Das Unhaltbare aufhalten</b> .....	18
<b>Namen für Raketen</b> .....	27
<b>Meine deutsche Frage</b> .....	30
<b>Ein stilles Jubiläum</b> .....	37
<b>Das Gleichnis vom Kragenrand</b> .....	44
<b>Die Nachrichten</b> .....	48
<b>Der Pädagoge als Schmerzkiller</b> .....	54
<b>Eine Frage des Anstands</b> .....	63
<b>Megatonnen für Anthromegas</b> .....	64
<b>Der konservative Blickwinkel</b> .....	67
<b>Erinnerungen an das Goldene Zeitalter</b> .....	74
<b>Kolumbusität</b> .....	81
<b>Alfred Korzybski</b> .....	86
<b>Meine Ansprache zur Graduierungsfeier</b> .....	93
<b>Am Abgrund des Friedens</b> .....	96
<b>Das Verschwinden der Kindheit</b> .....	101
<b>Zukunftsschrott</b> .....	109
<b>Nachweise</b> .....	117

## Vorwort

Die beiden Länder, in denen ein Schriftsteller am besten leben kann, sind Amerika und Rußland. Beide sind dynamische Großmächte, die immer wieder Fehler machen. In der Schweiz möchte ich nicht leben. Die Schweiz macht keine Fehler, so daß es dem Schriftsteller an Anlässen fehlt, Einspruch zu erheben. Je lastender die Gesellschaft, desto besser für den Schriftsteller. Es gilt aber auch das Umgekehrte: Je lästiger der Schriftsteller, desto besser für die Gesellschaft.

Gewiß, in Rußland werden Schriftsteller, die ernsthaft Einspruch erheben, blockiert, indem man sie einsperrt, während man sie in Amerika in einer Fernseh-Talkshow auftreten läßt, wo nur ihre Argumentation blockiert wird. Dieser Unterschied ist bedeutsam. Aber wie dem auch sei: Ein Anlaß zum Einspruch steht am Ursprung aller Prosa, die Aufmerksamkeit beanspruchen darf. Der Schriftsteller, der nicht Einspruch erhebt, wird zum Festredner, der eine zwar angenehme, aber stereotype Rolle zu spielen hat. Was soll man denn noch sagen, wenn man zwei Strophen von *God Bless America* gesungen hat?

Ich muß allerdings gleich hinzufügen: Einspruch zu erheben ist zwar eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung für gute Prosa. Immerhin gibt es Unterschiede zwischen Schreiben und Lamentieren. Diese Unterschiede sind leicht zu erkennen, aber sie lassen sich nur schwer beschreiben. Zumindest soviel können wir allerdings sagen: Ein guter Schriftsteller ist einer, der in seinem Lamentieren eine unverwechselbare und besonnene Form gefunden hat, nein zu sagen. Mit »unverwechselbar« meine ich eine Form, die dem Wesen dieses Schriftstellers angemessen ist – immer vorausgesetzt, daß er vernünftig ist. Mit »besonnen« meine ich eine Form, die dem Wesen des Einspruchs angemessen ist – immer vorausgesetzt, daß dieser Einspruch vernünftig ist. Wenn man diese Definitionen zugrunde legt, ist niemals eine bessere Klage zu Papier gebracht worden als die amerikanische Unabhängigkeitserklärung und niemals eine schlechtere als *Mein Kampf*. Zu denen, die in ihren Darlegungen einen Triumph im Neinsagen errungen haben, gehören nach meinem Verständnis: George Orwell, der seine Form in einem nüchternen, kristallklaren *understatement* fand; H. L. Mencken, der die seine in einem frechen, bissigen und gleichwohl phantasievollen Sarkasmus fand; und Russell Baker, der seine Form in einer distanzierten Verschrobenheit findet. Während Orwell, soweit ich sehe, sehr wenig gelesen wird, und wenn, dann nur in der Schule, wird Mencken überhaupt nicht gelesen. Es ist dies bedauerenswert und durchaus ein Grund zur Besorgnis im Hinblick auf das Wohlbefinden des Gemeinwesens. Zum Glück ist Baker verfügbar und unerschöpflich. Ich stelle ihn mir immer vor wie einen Bürger Roms im vierten Jahrhundert, der belustigt und fasziniert den Zusammenbruch des Imperiums verfolgt, aber immer noch genug Verantwortungsbewußtsein aufbringt, um seinen Spott über die Dummheiten auszugießen, die den Untergang beschleunigen. Er ist meiner Meinung nach eine wertvolle nationale Energiequelle, und solange er nicht seine eigene Fernsehsendung bekommt, wird Amerika stärker sein als Rußland.

Ich möchte mich mit den eben genannten Großmeistern des Negativismus nicht vergleichen. Möglich, daß man in den hier versammelten Essays nicht mehr als ein kraftloses Lamentieren erblickt. Darüber werden, wie immer, die Leser entscheiden. Aber sie haben das Recht zu erfahren, was ich mir hier vorgenommen habe. Dieses Buch ist beispielsweise kein Prosa-Eintopf, der den Lesern die Abfälle aus meiner Autorenküche auftischt. So bekannt bin ich nicht – und so angesehen schon gar nicht –, daß ich auf diese Weise Aufmerksamkeit wecken könnte. Vielmehr sind die folgenden Essays durch ein Thema oder, genauer gesagt, durch drei Themen verbunden, die sich meiner

Meinung nach nicht voneinander trennen lassen und zusammen ein Ganzes bilden. Seit dreißig Jahren stehen sie im Mittelpunkt meiner wissenschaftlichen Interessen. Es fällt mir schwer, Überlegungen zu einem dieser Themen anzustellen, ohne mit zu bedenken, was sich daraus für die anderen ergibt. Aber solche Zusammenhänge, wie ich sie wahrnehme, leuchten andern vielleicht nicht ohne weiteres ein, und deshalb sollen die Themen hier kurz umrissen werden, vor allem deshalb, weil ich ihnen in diesem Buch nicht drei gesonderte Abschnitte widmen wollte.

Zunächst: Einige Aufsätze handeln von den Triumphen der einäugigen Technik, insbesondere davon, wie diese Triumphe einige der schöpferischsten (und reizvollsten) Formen unseres Denkens verwüstet haben. Ich nenne die Technik »einäugig«, weil sie, wie die Zyklopen, nur das sieht, was direkt vor ihr steht. Ich bin, das möchte ich betonen, kein Nachfahre der Maschinenstürmer. Ich klage die Maschine nicht an, weil sie tut, wozu sie bestimmt ist. Wer wollte denn im Ernst von einer Maschine erwarten, daß sie ihre Nebenwirkungen bedenkt, daß sie sich um die gesellschaftlichen und psychischen Konsequenzen ihres Daseins kümmert? Maschinen stellen keine Fragen, sie haben keinen Blick für ihre Umgebung und keine Tiefenwahrnehmung. Sie erfassen die Zukunft aus der starren Perspektive ihrer technischen Möglichkeiten. Auf diesen Punkt konzentrieren sich einige der Essays in diesem Buch. Wir alle kennen das Sprichwort: Unter den Blinden ist der Einäugige König. In Amerika und in wachsendem Maße auch in Europa ist die Technik ein solcher einäugiger König, der inmitten von idiotischem Hurra-geschrei, ohne auf Widerstand zu stoßen, sein Regiment ausübt. Gegen diesen Zustand erheben einige meiner Essays Einspruch. Und indem sie das tun, verfolgen sie kein höheres Ziel, als die lebhaften Debatten darüber zu unterstützen, wohin wir durch die ungehemmte Entfaltung der Technik getrieben werden und in wessen Interesse das geschieht. Mit anderen Worten, es ist klar, daß die Ingenieure und nicht die Poeten die heimlichen Gesetzgeber unserer Zeit sind. Vielleicht sollte das auch so sein. Aber ohne das Gegengewicht einer starken Opposition ist die Tyrannei der Technik unausweichlich. Der Mensch lebt nicht von der Verkabelung allein – diese Selbstverständlichkeit muß Teil aller Pläne sein, die wir für die Zukunft schmieden.

Ein zweites Thema dieser Essays könnte man unter die Überschrift »Die Erniedrigung des Wortes« stellen. Es steht natürlich in engem Zusammenhang mit dem ersten. Der Ausdruck ist einem Buch von Jacques Ellul entliehen. Ich gebrauche ihn hier und werde ihn auch künftig hoffentlich noch einige Male gebrauchen können, weil er provokant und zugleich sehr genau eine der bedrückendsten Folgeerscheinungen dessen bezeichnet, was Ellul die technologische Gesellschaft nennt: daß nämlich in ihr das Wort erheblich an Macht, Nutzen und Ansehen verloren hat. Ellul schreibt diesen Verfall dem Aufstieg und der Allgegenwart visueller Kommunikationsformen zu. Er meint damit nicht nur die Film- und Videotechnik, sondern auch Plakate, Schautafeln, Cartoons, Kunstreproduktionen, Photographie und, natürlich, die Werbung in all ihren Erscheinungsformen.

Elluls Klage ist im Grunde die gleiche, die Daniel Boorstin vor einem Vierteljahrhundert in seinem bekannten Buch *Das Image oder Was wurde aus dem amerikanischen Traum?* angestimmt hat. Und noch früher hatte sie Rudolf Arnheim in seinem Buch *Film as Art* erhoben. Andere haben sich über die Erniedrigung des Wortes ähnliche Sorgen gemacht wie Ellul, Boorstin und Arnheim. Harold Innis zum Beispiel hat in einem seiner letzten Essays, »A Plea for Time«, argumentiert, daß die modernen Medien mit ihrem Tempo, ihrer Reichweite und ihrem anonymen Charakter die Traditionen des mündlichen Austauschs zerrütteten und damit die Möglichkeiten zu einem reichhaltig entfalteten gesellschaftlichen Leben schwächten. Und heutzutage, da man Lügen als Versprecher oder Desinformation umschreibt, darf George Orwell nicht unerwähnt bleiben, der zu dem Schluß kam, daß im Zeitalter der Reklame und der Public Relations die »Neusprache« zum Regelfall des öffentlichen Diskurses werde.

Seit vierzig Jahren ist zwischen unseren am weitesten vorausschauenden Gesellschaftskritikern ein Gespräch im Gange. Sein Thema ist die alarmierende Beobachtung, wie sehr das gesprochene und das geschriebene Wort als Instrumente eines zivilisierten Diskurses entwertet sind. Einige meiner Essays sollen zu diesem Gespräch beitragen – wenn auch vielleicht mit weniger Optimismus, als mir normalerweise zu Gebote steht. Mich bedrückt der Gedanke, der Verfall der Sprache könnte bereits so weit fortgeschritten sein, daß die meisten Menschen ihn gar nicht mehr als Problem erkennen. Ein Vergleich mag verdeutlichen, was ich meine: Man hat gesagt, das Gehirn sei das einzige Organ unseres Körpers, das keinen Schmerz wahrnimmt und deshalb nicht bemerkt, wenn es verletzt wird. Das Gehirn sieht im Hirnschaden kein Problem. Sofern wir die Sprache als das Gehirn einer Zivilisation ansehen, könnte es sehr wohl sein, daß eine schwere Beschädigung der Sprache von der Gesellschaft nicht als Problem wahrgenommen wird. Mit anderen Worten, es ist möglich, daß wir uns an die Desinformation, an die Neusprache, an den Public-Relations-Schwindel, an die Bildwelten, die Tiefsinn vortäuschen, an die Bildzeitungen und Magazine, an die als Entertainment offenbarte Religion, an die Politik in Gestalt halbminütiger Werbespots längst gewöhnt haben. Und indem wir diese Gewöhnung vollziehen, akzeptieren wir schließlich die gegenwärtige Situation als unumstößliche Normalität und kommen mit Dr. Pangloss zu dem Schluß, daß wir in der besten aller möglichen Welten leben.

Aber vielleicht ist es so weit noch nicht gekommen. Meine Aufsätze zu diesem Thema geben in dieser Frage noch nichts verloren. Außerdem wächst in unserem Land die Besorgnis über den Analphabetismus, die Unwissenheit und den beständigen Niedergang der Urteilsfähigkeit bei den jungen Menschen. Es gibt sogar – während ich dies schreibe – eine breite Bewegung, die der Vermittlung von kritischem Denken an den Schulen höchste Priorität einräumen will.

Damit komme ich zum dritten Thema dieser Essays: der Erziehung. Dieses Thema ist mir fast immer gegenwärtig, weil es eng verknüpft ist mit den Problemen, die Technik und Sprache aufwerfen. Meiner Ansicht nach kam es zu einschneidenden Konflikten innerhalb des abendländischen Erziehungswesens

1. im 5. Jahrhundert v. Chr., als Athen einen Wandel von der mündlichen Kultur zu einer auf dem Alphabet gegründeten Schriftkultur erlebte;
2. im 16. Jahrhundert, als sich im Gefolge der Erfindung des Buchdrucks in Europa ein radikaler Wandel vollzog;
3. heute, im 20. Jahrhundert, aufgrund der elektronischen Revolution und namentlich der Erfindung des Fernsehens.

Der große amerikanische Erziehungshistoriker Lawrence Cremins hat einmal gesagt, immer dann, wenn Amerika eine Revolution nötig habe, verordne es sich in seinen Schulen einen neuen Lehrplan. Das heißt, daß unsere Schulen stets das Operationsfeld von Bemühungen waren, neue kulturelle Situationen zu begreifen und den Umgang mit ihnen zu bewältigen. Ich halte das Bildungswesen gerade deshalb für eine Herausforderung, weil niemand genau weiß, wie es heutzutage beschaffen sein sollte. Nur eines ist gewiß: Was wir gegenwärtig tun, ist falsch. Eine unwiderstehliche Chance für den, der Einspruch erhebt.

Von diesen Themen also handeln meine Essays. Ich möchte noch kurz erläutern, wie die einzelnen Aufsätze miteinander verbunden sind.

Bevor ich die Essays für sich selbst sprechen lasse, ist noch auf drei Dinge hinzuweisen. Erstens, einige von ihnen wurden für einen mündlichen Vortrag konzipiert, aber ich habe sie in ihrer ursprünglichen Form belassen. Nach mehreren Versuchen, sie mit den herkömmlichen Standards schriftlicher Darlegung in Einklang zu bringen, mußte ich einsehen, daß die Aufgabe, die eigenen Überlegungen einem ganz bestimmten Zuhörerkreis zu vermitteln, mich zu einer Sparsamkeit des Ausdrucks genötigt hatte, die durch nachträgliche Retouchen leicht verlorengegangen wäre.

Zweitens habe ich jedem Essay (in einigen Fällen auch einer Gruppe von Essays) eine kurze Notiz vorangestellt, in der die Umstände oder die Fragen erläutert werden, die den Anlaß für diesen Text bildeten. Mit anderen Worten, ich habe versucht, den Kontext anzudeuten, der meinen Einspruch ausgelöst hat. Ich möchte nicht, daß sich der Leser durch diese kurzen Erläuterungen bevormundet fühlt. Ich weiß, daß die Aufsätze für sich selbst stehen müssen, aber die jüdische Mutter in mir bestärkte mich in dem Glauben, daß ein paar Worte über ihre Abkunft ihnen auf ihrem Weg in die Öffentlichkeit vielleicht behilflich sein könnten.

Schließlich noch ein Wort über die Pflicht zum Einspruch. Manchmal macht es großen Spaß, Klage zu führen, und in Amerika kann es sogar lukrativ sein. Aber solange die Klagen, die man vorbringt, nicht auf einem Gefühl der Verpflichtung gegenüber dem eigenen Land oder gegenüber einer wertvollen humanen Tradition gründen, haben sie ernsthafte Aufmerksamkeit nicht verdient. Wenn nichts sonst, dann habe ich immerhin dies bei Orwell, Mencken und Russell Baker gelernt.

Ich schreibe also als engagierter Patriot, der das Beste fördern will, indem er das Schlimmste zur Sprache bringt. Wie gesagt, die Leser werden entscheiden, ob ich eine unverwechselbare und besonnene Form gefunden habe, dies zu tun.

## Sozialwissenschaft als Geschichtenerzählen

Ich stelle diesen Essay an den Anfang, denn seine Absicht ist es, dem Leser zu verdeutlichen, in welchem Rahmen ich meine Einsprüche formuliere. Ich verstehe mich als Geschichtenerzähler (Abteilung Tatsachenberichte und Sachbuch), erhebe nicht den Anspruch, Wissenschaftler zu sein, und fühle mich nicht beleidigt, wenn man meine Essays als »Polemiken« bezeichnet.

Der folgende Aufsatz versucht, deutlich zu machen, daß die vorherrschende Auffassung, Psychologen, Soziologen, Anthropologen und andere Geschichtenerzähler täten etwas anderes als Geschichten erzählen, auf einer kulturellen Selbsttäuschung beruht. Es wäre hilfreich, wenn die *New York Times* aufhörte, von der Arbeit dieser Leute auf ihrer Wissenschafts-Seite zu berichten. Noch hilfreicher wäre es, wenn sie eine Seite für Geschichtenerzähler einrichtete, an der sich »Sozialwissenschaftler« jeder Spielart (die Ökonomen eingeschlossen) mit ihren Beiträgen beteiligen könnten. Ohne sich etwas vorzumachen, darf man wohl behaupten, daß eine der vornehmsten Aufgaben der Universitäten darin besteht, für ihre jeweilige Gesellschaft zu definieren, was wertvolles Wissen ist. Am deutlichsten sichtbar werden solche Definitionen in den Vorlesungsverzeichnissen, wo man sorgfältig gegliederte Listen von Seminaren, Fächern und sogenannten Fachbereichen findet. Zusammengenommen ergibt sich aus ihnen eine Art Kanon, aus dem hervorgeht, worüber sich ein ernsthafter Student Gedanken machen sollte. Aus dem, was nicht aufgenommen wurde, kann man erschließen, worüber sich ein ernsthafter Student keine Gedanken machen sollte.

Diese Feststellung ist keineswegs als Kritik an den bestehenden Universitäten gemeint. Eine Universität kann gar nicht umhin, das Lernen und die Gelehrsamkeit auf eine gewisse Weise zu organisieren und damit den verschiedenen Kategorien von Wissen einen bestimmten Wert beizumessen. Die Schwierigkeit besteht darin, daß Universitäten bisweilen an einer Erstarrung dieser Kategorien kranken. Sie tritt dann ein, wenn sich beglaubigte Wissenschaftler wider alle Vernunft entschließen, ihre herkömmliche Auffassung von Wissen gegen Übergriffe neuartiger Perspektiven abzuschirmen. Wie es dazu kommt, daß Wissenschaftler in eine solche Haltung verfallen, ist an sich schon eine faszinierende Fragestellung, die es verdiente, im akademischen Betrieb erörtert zu werden. Abraham Maslow hat einen Teil seiner Arbeiten der Untersuchung dieses Themas gewidmet, und in seinem Buch *The Psychology of Science* ist er zu dem Ergebnis gekommen, daß die exakte Naturwissenschaft [science] (und darüber hinaus Wissenschaft allgemein [scholarship]) zu »einer Sicherheitsphilosophie, einem Abschottungssystem [werden kann], zu einem komplizierten Verfahren, beängstigenden und irritierenden Problemen aus dem Weg zu gehen [...] Sie kann – jedenfalls in den Händen mancher Leute – zu einer gesellschaftlichen Institution mit vorrangig defensiven, konservierenden Funktionen werden, die ordnet und stabilisiert, statt zu entdecken und zu erneuern.«

Ziemlich ausführlich schildert Maslow die Psychopathologie der Wissenschaft, die, wenn man ihr an einer Universität freien Lauf läßt, fast immer ein intellektuell extrem steriles Ambiente hervorbringt. Natürlich muß man hinzufügen, und Maslow hat dies getan, daß der konservierende Impuls der Wissenschaft, sofern er nicht psychopathisch wird, eine wichtige Rolle spielt, denn er schützt die intellektuelle Gemeinschaft davor, ihre Energien an triviale oder unsinnige Wissenskategorien, wie etwa die Redekunst oder die Astrologie, zu vergeuden.

Aber die Zeiten sind heute nicht günstig für die pedantische Bewachung einmal gezogener Fächergrenzen, und erfreulicherweise beschäftigen sich viele Universitäten intensiv



damit, ihre Vorlesungsverzeichnisse umzuformulieren. Überall, besonders an unseren großen Universitäten, stößt man auf lebhaft Bemühungen, die Kategorien, Modelle und Theorien zu erweitern, mit einem Wort, neue Fächer zu entwickeln. Eines der hervorragenden unter diesen neuen Fächern ist die sogenannte Kommunikations- oder Medienwissenschaft oder (wie wir sie an meiner Universität nennen) die Medienökologie. Als ihre eigentümliche Aufgabe betrachtet diese Disziplin die Untersuchung der kulturellen Folgen des Medienwandels; sie befaßt sich also mit der Frage, wie sich die Medien auf unsere sozialen Organisationsformen, unsere Wahrnehmungsgewohnheiten und unsere politischen Vorstellungen auswirken. Weil eine junge Disziplin, muß sich die Medienökologie mit einer Reihe fundamentaler Fragen herumplagen, etwa: Wie soll man »Medien« definieren? An welchen Stellen kann man den kulturellen Wandel sichtbar machen? Wie läßt sich ein Zusammenhang zwischen den Veränderungen in unserer Medienumwelt und den Veränderungen in unseren Verhaltens- und Wahrnehmungsweisen herstellen? Aber solche Fragen beruhen auf einer anderen, erst recht grundsätzlichen Frage, die bis jetzt unbeantwortet geblieben ist: Was für ein Fach ist das eigentlich? Ist es eine exakte Wissenschaft? Ist es ein Zweig der Philosophie? Ist es eine Form von Gesellschaftskritik? Kurz, welchen Platz geben wir ihm im Vorlesungsverzeichnis?

Die übliche Antwort lautet, dieses Fach sei eine Sozialwissenschaft. Es ist das nicht nur die übliche, sondern, wie ich befürchte, auch die einzige Antwort, die man auf unsere Frage erhält. Deshalb ist es wichtig zu zeigen, daß sie falsch ist. Das möchte ich hier versuchen. Ich werde mich dazu mit zwei fundamentalen Fragen beschäftigen. Die erste lautet: Welche Arten von Forschung sind innerhalb der Sozialwissenschaften zulässig? Und die zweite: Welchen Zwecken dienen solche Forschungen?

Was die erste Frage angeht, so möchte ich vorweg klarstellen, daß ich die Implikationen des Ausdrucks »Sozialwissenschaft« ablehne. Mit anderen Worten, ich bin nicht der Ansicht, daß sich Psychologen, Soziologen, Anthropologen oder auch Medienökologen wissenschaftlich betätigen. Und ich bin davon überzeugt, daß sich an Hand von Michael Oakeshotts Unterscheidung zwischen Prozessen und Praktiken sehr genau erklären läßt, warum dies so ist. Als Prozesse bezeichnet er Ereignisse, die in der Natur stattfinden, etwa die Kreisbewegung von Planeten, das Schmelzen von Eis oder die Erzeugung von Chlorophyll in einem Blatt. Solche Prozesse haben mit menschlicher Intelligenz nichts zu tun, sie werden von unwandelbaren Gesetzen gelenkt und gleichsam durch die Struktur der Natur selbst determiniert. Wenn man will, könnte man solche Prozesse auch als Schöpfung Gottes bezeichnen. Unter Praktiken hingegen versteht Oakeshott etwas von den Menschen Geschaffenes, nämlich Ereignisse, die sich aus menschlichen Entscheidungen und Handlungen ergeben – zum Beispiel dieser Essay oder die Bildung einer neuen Regierung oder das, was geschieht, wenn wir uns beim Abendessen miteinander unterhalten oder wenn sich zwei Menschen ineinander verlieben. Derlei Ereignisse sind das Ergebnis einer Wechselwirkung zwischen menschlicher Intelligenz und Umwelt, und obwohl das Dasein der Menschen zweifellos ein gewisses Maß an Regelmäßigkeit aufweist, wird es doch nicht von unwandelbaren Gesetzen bestimmt. Nun haben mir wohlmeinende Kollegen erklärt, diese letzte Feststellung, daß nämlich menschliches Handeln nicht durch unwandelbare, universelle Gesetze bestimmt werde, lasse sich nicht beweisen, und eine derartige Behauptung sei ihrem Wesen nach eine metaphysische Spekulation. Nun gut. Betrachten Sie es also als Teil meiner persönlichen Metaphysik, wenn ich an die Willensfreiheit glaube, wenn ich glaube, daß es zwischen menschlichen Wesen und kreisenden Planeten oder schmelzendem Eis fundamentale Unterschiede gibt, und wenn ich davon überzeugt bin, daß wir von unserer Umwelt offenkundig zwar tief beeinflußt werden, daß aber unser Denken und unser Verhalten nicht unwiderruflich von Naturgesetzen, ob unveränderlichen oder anderen, determiniert sind. Mit anderen Worten, ich meine mit Oakeshott, daß es einen unwiderruflichen Unterschied zwischen einem Blinzeln und einem Zwinkern gibt. Das Blinzeln ist ein Er-

eignis, das wir als Prozeß klassifizieren können, es hat physiologische Ursachen, die sich im Kontext beweisbarer Postulate und Theorien begreifen und erklären lassen. Das Zwinkern dagegen müssen wir als eine Praktik klassifizieren, die von individuellen und bis zu einem gewissen Grad nicht zu ermittelnden Bedeutungen erfüllt ist und sich keinesfalls kausal erklären oder vorhersagen läßt.

So wie ich das Wort verstehe, ist Wissenschaft die Suche nach den unwandelbaren, universellen Gesetzen, von denen Prozesse gelenkt werden, wobei sie von der Annahme ausgeht, daß zwischen diesen Prozessen Beziehungen von Ursache und Wirkung bestehen. Mit dieser Definition stehe ich auf demselben Boden (wenn auch nicht auf gleicher Höhe) wie Newton und der letzte große Newtonianer, Albert Einstein. Nach meinem Verständnis läßt sich das Bestreben, menschliches Verhalten und Empfinden zu erschließen, nicht oder nur in einem äußerst trivialen Sinne als Wissenschaft bezeichnen. Aber gerade dieser triviale Sinn hat einige Leute dazu gebracht, sich den irreführenden Ausdruck »Sozialwissenschaftler« zu eigen zu machen. Bekanntlich haben die Naturwissenschaftler, gemäß dem Ausspruch Galileis, die Sprache der Natur sei die Mathematik, festgestellt, daß sie durch Quantifizierung der Natur deren Gesetzmäßigkeiten so nahe kommen, wie sie nur hoffen können. Diese Entdeckung hat nun allerdings der arroganten Wahnidee Vorschub geleistet, jeder, der irgend etwas zähle, treibe deshalb schon Wissenschaft. Wer so denkt, der müßte auch annehmen, daß ein Anstreicher und ein Kunstmaler schon deshalb das gleiche tun, weil sich beide der Farbe bedienen.

Der Wissenschaftler gebraucht die Mathematik als Hilfsmittel bei der Aufdeckung und Beschreibung des Aufbaus der Natur. Der Soziologe, um ein Beispiel zu nennen, benutzt die Mathematik allenfalls, um eine gewisse Genauigkeit in seine Gedanken zu bringen. Daran ist freilich nichts spezifisch Wissenschaftliches. Alle möglichen Leute zählen Dinge, um Genauigkeit zu erreichen, und behaupten dennoch nicht, sie seien Wissenschaftler. Kriminalkommissare und Kautionsbürgen zählen die Morde, die in einer bestimmten Stadt begangen werden; Richter zählen die Scheidungsprozesse in ihrem Amtsbereich; Geschäftsführer zählen nach, wieviel Geld sie in eine bestimmte Filiale gesteckt haben; und kleine Kinder lieben es, ihre Zehen und Finger zu zählen, weil sie es eben genau wissen wollen. Informationen dieser Art können wertvoll sein, indem sie jemanden auf eine bestimmte Idee bringen oder, eher noch, indem sie eine Idee untermauern. Zahlen können sogar dazu dienen, Menschen so einzuschüchtern, daß sie eine Idee akzeptieren, die im übrigen ohne jeden Wert ist. Ich selbst habe mehrere solcher wertlosen Ideen gehegt, und eine von ihnen ist kürzlich mit einigen eindrucksvollen Zahlen untermauert worden, die es nicht nur mir gestatten, weiterhin an diesen Unsinn zu glauben, die vielmehr auch andere davon zu überzeugen vermögen. Ich beziehe mich hier auf meine Theorie, daß das Leben in Kalifornien, Florida und anderen warmen Klimaten tendenziell zu einer Schrumpfung des Gehirns führt und die Menschen im Durchschnitt dümmer macht als jene, die in einem kälteren Klima, zum Beispiel in New York, Pennsylvania, Illinois oder Iowa, leben. Weil es keine Idee gibt, und sei sie noch so töricht, für die ein Sozialwissenschaftler nicht Belege finden könnte, war ich nicht überrascht, als ich auf eine Studie zweier Doktoranden der Texas Technical University stieß, die herausgefunden haben, daß die zehn Bundesstaaten mit den besten Durchschnittsergebnissen beim Schulreifetest für Sekundarschulen allesamt kalte Winter haben. Wirklich, in jedem Bundesstaat mit einer durchschnittlichen Punktzahl von 510 oder mehr für die sprachlichen ebenso wie für die quantitativen Teile des Tests lag die durchschnittliche Außentemperatur im Januar unter 6 Grad Celsius. Dagegen waren fünf der zehn Bundesstaaten mit den schlechtesten Ergebnissen Staaten mit warmem Klima. Die Temperatur stand selbst dann in einer signifikanten Beziehung zu den Ergebnissen der Schultests, wenn die Forscher Faktoren wie beispielsweise den Kostenaufwand pro Schüler für die Schulbildung in Rechnung stellten. Dies alles beweist nur,

daß es ein schwerer Fehler ist, eine Tätigkeit allein schon deshalb wissenschaftlich zu nennen, weil sie Zahlen verwendet, um etwas zu berechnen.

Und ebensowenig wie das Zählen macht das Beobachten den Wissenschaftler aus, was ich hier deshalb ausdrücklich erwähne, weil hin und wieder behauptet wird, wenn man empirisch vorgehe, so sei das wissenschaftlich. Empirisch vorgehen bedeutet, daß man sich die Dinge ansieht, bevor man Schlüsse zieht. Deshalb ist jeder Mensch ein Empiriker, vielleicht mit Ausnahme paranoider Schizophrener. Empirisch vorgehen bedeutet auch, daß man Beweise vorlegt, die für andere ebenso einleuchtend sind wie für einen selbst. So könnten Sie beispielsweise zu dem Schluß gelangen, daß es mir Spaß macht, Essays zu schreiben, und als Beweis hierfür könnten Sie anführen, daß ich diesen hier geschrieben habe und daß dieses Buch noch mehrere andere enthält. Sie könnten als Beweis auch eine Tonbandaufnahme präsentieren, die ich Ihnen mit dem größten Vergnügen zur Verfügung stelle und auf der ich Ihnen mitteile, daß ich gerne Essays schreibe. Man kann solche Beweismittel empirisch und Ihre Schlußfolgerung empirisch fundiert nennen, aber deshalb betätigen Sie sich noch lange nicht als Wissenschaftler. Sie handeln wie ein vernünftiger Mensch, und darauf können mit Fug und Recht auch viele Leute Anspruch erheben, die keine Wissenschaftler sind.

Vor einiger Zeit unterhielt ich mich mit einer jungen Professorin für Kommunikationswissenschaft von der University of Wisconsin, die den Anspruch erhob, sie gehöre der Gemeinschaft der Sozialwissenschaftler an. Grundlage für ihren Anspruch war die Tatsache, daß sie eine sogenannte Korrelationsstudie über den Zusammenhang zwischen Fernsehen und aggressivem Verhalten bei Kindern durchgeführt hatte. Sie war zu dem Schluß gelangt, daß manche Kinder in Madison, Wisconsin, die häufig Sendungen sehen, in denen Gewalt eine große Rolle spielt, auch dazu neigen, sich aggressiver zu verhalten als Kinder, die selten solche Sendungen sehen. Sie konnte nicht sagen – und hegte auch keinerlei Hoffnung, es jemals sagen zu können –, ob die Kinder aggressiv waren, weil sie häufig Gewalt im Fernsehen sahen, oder ob sie sich gewalttätige Sendungen im Fernsehen ansahen, weil sie aggressiv waren. Sie konnte auch nicht sagen – und hegte auch gar nicht den Wunsch, es zu tun –, warum sich manche Kinder, die häufig Gewaltsendungen sahen, nicht aggressiv verhielten, oder warum sich andere Kinder, die solche Sendungen nicht häufig sahen, durchaus aggressiv verhielten. Sie erzählte mir auch, in den letzten fünf Jahren seien an amerikanischen Universitäten mehr als 2500 solcher Untersuchungen durchgeführt worden, mit dem Ergebnis, daß es wenig Übereinstimmung gibt, außer im Hinblick auf die Erkenntnis, daß häufiges Anschauen von Gewaltsendungen im Fernsehen ein Faktor ist, der möglicherweise dazu beiträgt, daß sich manche Kinder aggressiv verhalten; nicht völlig klar ist jedoch, worin die Ursache aggressiven Verhaltens besteht. Mit anderen Worten, nach 2500 Untersuchungen haben wir eine Feststellung, die etwas weniger aussagekräftig ist als meine Feststellung, daß Ronald Reagans telegener Charme möglicherweise seine Wahl in das Präsidentenamt begünstigt hat.

Angesichts einer derart dürren Auffassung von Wissenschaft stellte ich der Kollegin die Frage, wie sie Wissenschaft definiere. Sie erwiderte, in der Wissenschaft sei es erforderlich, empirisch vorzugehen, die Dinge zu messen, die eigenen Methoden und Schlußfolgerungen zu veröffentlichen und die eigenen Behauptungen zu prüfen. Weil diese Definition wissenschaftliches Tun nicht von dem unterscheidet, was normaler, gesunder Menschenverstand auch tut, hatte ich ihr bald das Eingeständnis abgewonnen, die von ihr genannten Tätigkeiten seien in der Wissenschaft zwar notwendig, aber sie seien kaum hinreichend, um ein Handeln als wissenschaftlich zu qualifizieren. Schließlich hatte ich sie so in die Enge getrieben, daß sie nur noch sagen konnte: »Na ja, kommt es denn überhaupt darauf an, wie man es nennt?« Gewiß, so sollte man mit einer jungen Professorin eigentlich nicht umgehen, aber ich tat es, weil ich es für wichtig erachte, Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft auseinanderzuhalten.

Dafür gibt es drei Gründe. Erstens lohnt es sich immer, darauf zu bestehen, daß die Menschen zur Beschreibung dessen, was sie tun, die richtigen Worte gebrauchen. Zweitens treiben viele Leute Mißbrauch mit dem Wort »Wissenschaft«, weil sie hoffen, ihre Arbeit auf diese Weise in den Abglanz des Prestiges der Wissenschaft zu rücken. Die Amerikaner leiden besonders stark unter Wissenschaftsgläubigkeit, deshalb müssen sie sich derartig abscheuliche Wörter wie Christian Science, Creation Science, Scientology, Politische Wissenschaft, Entscheidungswissenschaft, Verwaltungswissenschaft und schließlich Verhaltens- und Sozialwissenschaft gefallen lassen. Und der dritte Grund besteht darin, daß es, wenn man die Untersuchung menschlichen Verhaltens als Wissenschaft klassifiziert, eine Tendenz gibt, den Modus der Fragen einzugrenzen, die überhaupt gestellt werden dürfen. Die Zähler und Empiriker – also die Pseudo-Wissenschaftler – neigen dazu, anderen das Recht zu bestreiten, alternative Wege einzuschlagen – indem sie ihnen beispielsweise Ämter und Posten verweigern. Das führt zwangsläufig zur Ausdörrung ihrer Disziplin und macht es den Leuten mit Ideen im Kopf schwer, sich Gehör zu verschaffen.

Bevor ich nun erläutere, was Soziologie, Psychologie, Medienökologie usw. meiner Ansicht nach in Wirklichkeit sind, möchte ich auf ein weiteres Beispiel sozialwissenschaftlicher Forschung hinweisen, um deutlich zu machen, warum sie in Wahrheit gar keine Wissenschaft ist. Ich wähle dazu eine Studie, die als sozialwissenschaftliche Arbeit vielleicht nicht unter ethischem, wohl aber unter technischem Blickwinkel große Bewunderung erregt hat. Ich meine das – sogenannte – Experiment, das Stanley Milgram geleitet und unter dem Titel *Obedience to Authority* [Autoritätshörigkeit] dargestellt hat. Es handelt sich hierbei um die bekannte Untersuchung, in deren Verlauf Milgram Menschen zu veranlassen suchte, unschuldige Opfer, die allerdings in das Experiment eingeweiht waren, mit Elektroschocks zu traktieren. In Wirklichkeit also wurden den Opfern diese Elektroschocks gar nicht verabreicht, aber die meisten Versuchspersonen glaubten es, und viele von ihnen lösten Schocks aus, die, wenn sie echt gewesen wären, das Opfer hätten töten können. Milgram gab sich erhebliche Mühe beim Entwurf der Umgebung, in der sich das alles abspielte, und sein Buch ist voll von Statistiken, die angeben, wie viele taten, was ihnen die Versuchsleiter sagten, und wie viele nicht. Wenn ich mich recht erinnere, zeigten sich etwa 65 Prozent der Versuchspersonen willfähriger, als es für das Wohlbefinden ihrer Opfer gut gewesen wäre. Milgram zieht aus seinem Experiment folgenden Schluß: Angesichts einer Instanz, die sie als rechtmäßige Autorität auffassen, tun die meisten Menschen das, was man ihnen sagt. Anders ausgedrückt: Der soziale Kontext, in dem die Menschen sich befinden, ist ein bestimmender Faktor dafür, wie sie sich verhalten. Nun ist diese Schlußfolgerung durchaus eine Binsenweisheit, wie die Lebenserfahrung seit Maimonides bis zu meiner Tante Molly lehrt. Ausnehmen muß ich hier allerdings die amerikanischen Psychologen. Wie es scheint, hat Milgram, bevor er sein Experiment durchführte, einer großen Gruppe von Psychologen einen Fragebogen geschickt, in dem er sie um ihre Meinung darüber bat, wie viele Versuchspersonen unter solchen Umständen Elektroschocks auslösen würden. Die Psychologen glaubten, die Zahl werde sehr viel kleiner ausfallen, als sie dann in Wirklichkeit war, und gründeten diese Einschätzung auf ihre Kenntnis des menschlichen Verhaltens. Was für mich zufriedenstellend erklärt, warum ihre Schätzungen so falsch waren.

Wenn ich sage, daß Milgrams Schlußfolgerung eine Binsenweisheit ist, so bedeutet dies nicht, daß wirkliche Wissenschaftler nicht ebenfalls zuweilen Binsenweisheiten hervorbrächten, aber es kommt dies ziemlich selten vor und ist niemals Anlaß zur Begeisterung. Andererseits sind derartige Schlußfolgerungen immer ein typisches Kennzeichen der akademischen Pseudo-Wissenschaft.

Zweitens ist Milgrams Studie nicht im strengen Sinne empirisch, denn sie beruht nicht auf der Beobachtung von Menschen in, wenn man es so nennen will, natürlichen Situationen. Ich nehme an, daß sich niemand sonderlich dafür interessiert, wie sich Men-

schen in einem Laboratorium an der Yale University oder anderswo verhalten. Interessant wäre jedoch, wie sie sich in Situationen verhalten, in denen es für ihren eigenen Lebenszusammenhang auf ihr Verhalten ankommt. Und tatsächlich muß man alle Schlußfolgerungen, die man aus dieser Studie ziehen will, insofern einschränken, als sie nur für Menschen in Laboratorien und unter den von Milgram hergestellten Bedingungen gelten. Aber selbst wenn wir annehmen, daß es eine Entsprechung zwischen einem solchen Laboratoriumsverhalten und lebensähnlichen Situationen gibt, läßt sich nicht voraussagen, *welche* lebensähnlichen Situationen dies sein werden. Und genausowenig kann man ernsthaft behaupten, daß zwischen der Bereitschaft, eine rechtmäßige Autorität zu akzeptieren, und der Bereitschaft, ihre Gebote zu befolgen, ein Ursache-Wirkung-Verhältnis besteht. Milgram selbst zeigt uns, daß sie nicht besteht, denn immerhin sagten ihm 35 Prozent seiner Versuchspersonen, er solle mit dem Unfug aufhören. Übrigens hat Milgram nicht die leiseste Ahnung, warum ihm manche Leute sagten, er solle mit dem Unfug aufhören, und andere nicht. Außerdem bin ich ziemlich sicher, daß Milgrams Zahlen ganz anders ausgefallen wären, wenn er seine Versuchspersonen aufgefordert hätte, Hannah Arendts Buch *Eichmann in Jerusalem* zu lesen, bevor sie im Laboratorium erschienen.

Aber nehmen wir an, ich würde mich hierin irren, und nehmen wir weiter an, Milgram hätte herausbekommen, daß 100 Prozent seiner Versuchspersonen tun, was man ihnen sagt – mit oder ohne Hannah Arendt. Nehmen wir außerdem an, ich würde Ihnen eine Geschichte von einer Gruppe von Menschen erzählen, die sich in irgendeiner realen Situation weigern, die Gebote einer rechtmäßigen Autorität zu befolgen. Würden Sie mir dann sagen, das könne nicht sein, weil Milgrams Untersuchung etwas ganz anderes bewiesen habe? Oder würden Sie sagen, damit sei Milgrams Experiment widerlegt? Vermutlich würden Sie weder das eine noch das andere sagen, weil Milgrams Experiment nämlich irgendeine Theorie, die man als Gesetz der menschlichen Natur bezeichnen könnte, weder bestätigt noch falsifiziert <sup>[widerlegt]</sup>. Seine Studie, die mir übrigens ebenso faszinierend wie erschreckend erscheint, ist keine Wissenschaft. Sie ist etwas ganz anderes.

Und nun möchte ich endlich sagen, mit was für einer Art von Arbeit er meiner Ansicht nach befaßt war – und mit was für einer Arbeit sich diejenigen befassen, die menschliches Verhalten und menschliche Situationen untersuchen. Ich möchte hier zunächst auf einen berühmten Briefwechsel zwischen Sigmund Freud und Albert Einstein hinweisen. Freud schickte gelegentlich eines seiner Bücher an Einstein und bat ihn gleichzeitig um sein Urteil. Einstein erwiderte, er halte das Buch für exemplarisch, sei aber nicht qualifiziert, seinen wissenschaftlichen Wert zu beurteilen. Worauf Freud ein wenig gereizt antwortete, wenn Einstein über den wissenschaftlichen Wert des Buches nicht befinden könne, dann sei ihm, Freud, nicht klar, wieso er das Buch für exemplarisch erachten könne. Entweder es sei Wissenschaft, oder es sei gar nichts. Nun, selbstverständlich war Freud im Unrecht. Sein Werk ist exemplarisch – sogar monumental –, aber außer einigen amerikanischen Psychologen meint heute niemand mehr, daß Freud Wissenschaft getrieben habe, genausowenig, wie gebildete Leute meinen, Marx habe Wissenschaft betrieben, oder Max Weber oder Lewis Mumford oder Bruno Bettelheim oder C. G. Jung oder Margaret Mead oder Arnold Toynbee. Diese Leute – und auch Stanley Milgram – haben etwas ganz anderes getan, sie haben Anekdoten über menschliches Verhalten erzählt. Ihre Arbeit ist eine Form von Geschichtenerzählen, nicht unähnlich der herkömmlichen Literatur, wenngleich in einigen wichtigen Belangen von ihr unterschieden.

Ich nenne die Forschungen dieser Leute Geschichtenerzählen, weil dieses Wort darauf hindeutet, daß der Verfasser einer solchen Geschichte einer Reihe von menschlichen Ereignissen eine unverwechselbare Deutung gegeben hat, daß er seine Deutung durch vielfältige Beispiele erhärtet hat und daß seine Deutung nicht bewiesen oder widerlegt

werden kann, sondern ihren Reiz aus der Kraft ihrer Sprache schöpft, aus der Tiefendimension ihrer Erklärungen, aus der Triftigkeit ihrer Beispiele und der Glaubwürdigkeit ihres Stoffes. Und daß dies alles einem erkennbaren moralischen Zweck dient. Die Wörter »wahr« und »falsch« sind hier nicht in dem Sinne anwendbar, der ihnen in der Mathematik oder in der exakten Wissenschaft zukommt. Denn an diesen Deutungen gibt es nichts, was universal und unwiderruflich wahr oder falsch wäre. Es gibt keine Prüfverfahren, um sie zu bestätigen oder zu falsifizieren. Es gibt keine Postulate oder Voraussetzungen, in denen sie verankert sind. Sie sind an eine Zeit und eine Konstellation gebunden und vor allem an die kulturellen Vorurteile des Forschers. Ganz ähnlich wie in der Literatur.

Ein Schriftsteller, zum Beispiel D. H. Lawrence, erzählt eine Geschichte über das Geschlechtsleben einer Frau, Lady Chatterley. Wir können daraus etwas über die Geheimnisse mancher Leute erfahren und dann fragen, ob die Geheimnisse der Lady Chatterley vielleicht doch alltäglicher sind, als wir vermutet haben. Lawrence erhob nicht den Anspruch, ein Wissenschaftler zu sein, aber er sah sich die Menschen, die er kannte, sehr genau und sehr gründlich an und gelangte zu dem Schluß, daß es im Himmel und auf Erden mehr Scheinheiligkeit gibt, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt. Nun hat sich auch Alfred Kinsey für das Geschlechtsleben von Frauen interessiert, und deshalb haben er und seine Assistenten Tausende von ihnen interviewt, um herauszufinden, wie sie über ihr sexuelles Verhalten dachten. Jede Frau erzählte ihre Geschichte, obschon diese Geschichte durch Kinseys Fragen nachdrücklich strukturiert wurde. Manche von ihnen erzählten alles, was man sie erzählen ließ, manche nur wenig, und manche haben wahrscheinlich gelogen. Aber wenn man alles zusammennimmt, ergibt sich eine Kollektiverzählung, die einer bestimmten Zeit und einem bestimmten Ort angehört. Sie ist zwar abstrakter als die Geschichte von D. H. Lawrence, überwiegend in der Sprache der Statistik erzählt, und natürlich ohne tiefere psychologische Einsicht. Aber es ist jedenfalls eine Geschichte. Man könnte sie eine Stammeserzählung über tausendundeine Nacht nennen, berichtet von tausendundeiner Frau, und ihr Stoff ist nicht sehr verschieden von dem in Lawrences Roman – hier wie dort geht es darum, daß das Geschlechtsleben mancher Frauen viel eigenartiger und aktiver ist, als uns einige andere Geschichten, vor allem die von Freud, glauben ließen.

Ich sage nicht, daß es zwischen Lawrence und Kinsey keinerlei Unterschied gebe. Lawrence entfaltet seine Geschichte in einer Sprachstruktur, die man narrativ nennen könnte; Kinseys Sprachstruktur hingegen könnte man als argumentative Darstellung bezeichnen. Diese Formen unterscheiden sich gewiß voneinander, wenn auch nicht so stark, wie man vielleicht annehmen mag. Ich erinnere hier an das, was man über die Brüder Henry und William James gesagt hat: Henry sei der Romancier, der wie ein Psychologe schreibt, und William der Psychologe, der wie ein Romancier schreibt. So wie ich das Wort »Geschichte« verstehe, ist die argumentative Darstellung ebensogut wie die narrative imstande, eine solche Geschichte zu entfalten. Natürlich wird die Geschichte von Lawrence durch die Grenzen seiner eigenen Phantasie bestimmt. Und er war nicht verpflichtet, andere soziale Tatsachen zu berücksichtigen als die, die er zu kennen wähnte. Seine Geschichte ist ganz und gar persönliche Wahrnehmung. Deshalb rechnen wir sie zur fiktiven Literatur. Kinseys Geschichte stammt aus dem Mund anderer Menschen, und er war durch das begrenzt, was sie ihm mitteilten, als er ihnen seine Fragen stellte. Seine Geschichte könnten wir einen Tatsachenroman nennen. Aber wie alle Geschichten ist auch sie von moralischen Vorurteilen und soziologischer Theorie eingefärbt. Kinsey war es, der die Fragen formulierte, der bestimmte, wer interviewt werden sollte und in welchem Rahmen, und wie die auf diese Weise zustande gekommenen Antworten zu interpretieren seien. Das verleiht seiner Geschichte ihre Form und Stichhaltigkeit. Wir dürfen sogar annehmen, daß Kinsey, ebenso wie Lawrence, von

Anfang an wußte, welches Thema seine Geschichte haben würde. Sonst hätte er sich wahrscheinlich gar nicht die Mühe gemacht, sie zu erzählen.

Außerdem kann man feststellen, daß der Romancier ebenso wie der Sozialforscher beim Aufbau seiner Geschichten Archetypen und Metaphern verwendet. Cervantes zum Beispiel schenkte uns in Don Quijote den unvergänglichen Archetypus des unverbesserlichen Träumers und Idealisten. Der Sozialhistoriker Marx schuf den Archetypus des skrupellosen, anonymen Kapitalisten. Flaubert schuf in Emma Bovary den Typus der unterdrückten bürgerlichen Romantikerin. Und Margaret Mead haben wir das Bild der sorglos und ohne Schuldgefühle heranwachsenden jungen Samoaner zu verdanken. Kafka entwarf das Bild des entfremdeten, vom Ekel vor sich selbst geplagten Städters. Und Max Weber zeichnete die schwer arbeitenden Männer, die von jener Mythologie vorangetrieben wurden, die er protestantische Ethik nannte. Dostojewski entdeckte die Gestalt des Egozentrikers, der in Liebe und religiösem Eifer Erlösung findet, und B. F. Skinner schuf das Bild des Automatenmenschen, der seine Erlösung in einer wohltätigen Technik findet.

Man kann sagen, daß uns im 19. Jahrhundert die Romanschriftsteller die eindringlichsten Gleichnisse und Bilder für unsere Kultur geschenkt haben. Im 20. Jahrhundert jedoch wurden solche Bilder und Gleichnisse größtenteils von Sozialhistorikern und Sozialforschern hervorgebracht. Denken wir an John Dewey, William James, Erik Erikson, Alfred Kinsey, Thorstein Veblen, Margaret Mead, Lewis Mumford, B. F. Skinner, Carl Rogers, Marshall McLuhan, Noam Chomsky und schließlich auch an Stanley Milgram, und es wird offensichtlich, daß unsere Vorstellungen davon, was wir sind und in was für einem Land wir leben, viel häufiger aus ihren Geschichten als aus denen unserer berühmten Literaten herrühren. Ich will damit übrigens nicht sagen, daß die Gleichnisse der Sozialforschung auf die gleiche Art und Weise zustande kommen wie die der Romane und Dramen. Der Literat schafft Gleichnisse durch die beharrliche, mit konkreten Details arbeitende Schilderung der Handlungen und Gefühle besonderer Menschen; die Soziologie bildet nur den Hintergrund, im Zentrum steht die individuelle Psychologie. Der Sozialforscher verfährt anders. Für ihn steht ein größerer Wirklichkeitsausschnitt im Zentrum, und das individuelle Leben wird gleichsam lediglich als Silhouette, in Rückschlüssen und Andeutungen sichtbar. Außerdem gehen die Romanschriftsteller so vor, daß sie etwas *zeigen*. Die Sozialforscher hingegen, die sich abstrakter sozialer Tatsachen bedienen, operieren mit Gründen, mit Logik, mit Argumenten. Deshalb ist die fiktive Literatur in aller Regel unterhaltsam. Während Oscar Wilde und Evelyn Waugh uns die faulen, dem Geltungskonsum huldigenden Reichen zeigen, erweckt Thorstein Veblen sie durch argumentative Darstellung zum Leben. In der Gestalt des Sammy Glick hat uns Budd Shulberg den Narzißten gezeigt, dessen Herkunft Christopher Lasch kürzlich durch soziologische Analyse zu erklären versuchte. Es gibt also Unterschiede zwischen diesen Geschichtenerzählern, und meistens macht es mehr Spaß, unsere Romanschriftsteller zu lesen. Aber die Geschichten unserer Sozialforscher sind zumindest genauso unwiderstehlich und heutzutage offenbar um einiges glaubwürdiger.

Worauf ich hinaus will, ist dies: Wenn wir uns erst einmal die falsche Vorstellung, wir seien Wissenschaftler, aus dem Kopf geschlagen und den Gedanken akzeptiert haben, daß wir zu den wichtigsten Erzählern psychologischer und sozialer Geschichten in unserer Kultur gehören, dann ist auch klar, wie die Antwort auf die beiden zu Beginn gestellten Fragen lauten muß. Die Frage nach den zulässigen Formen von Sozialforschung können wir beantworten, indem wir uns den denkbar größten Spielraum zugestehen. Historische Spekulation, philosophische Debatte, Literaturkritik, Fallgeschichten, Biographie, semantische und semiotische Analyse, Ethnographie – das alles und vieles mehr sollte als Form, in der unsere Geschichten erzählt werden können, zulässig sein. Und je weniger Sorgen man sich wegen der Methode macht, desto besser. Pedanterie in Methodenfragen bricht immer dann aus, wenn jemand keine Geschichte zu erzählen hat.

Die besten Vertreter unseres Faches haben sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, für Methodenfragen kaum interessiert. Wie könnte man die Methode von Harold Innis kennzeichnen? Oder die von Susanne Langer, von Eric Havelock, von McLuhan, Mumford oder Jacques Ellul? Sie machten sich alle sozialen und historischen Theorien und Tatsachen zunutze, die ihnen bedeutsam erschienen; sie legten ihre Argumente vor und machten dabei Gebrauch von den Werkzeugen der Vernunft, der Logik, der Intuition und der Mutmaßung. Sogar Erving Goffman, der auf Technik und Formalismus mehr Gewicht zu legen scheint als die meisten, hat keine wirkliche Methode; was er hat, ist ein Gleichnis: Das Leben ist eine Bühne, und wir alle spielen Theater auf ihr. Natürlich können wir auch Dinge zählen, und wenn wir unbedingt wollen, können wir auch Korrelationsstudien betreiben. Aber wir sollten uns dabei klar machen, welche Gesellschaftstheorie unserer Geschichte als Rahmen dient. George Gerbner führt solche Studien durch, aber nur, weil er die Geschichte eines Volkes erzählen will, das langsam und vielleicht unvermeidlich vom Gefühl eigener Machtlosigkeit überwältigt wird. Stanley Milgram unternahm solche Studien, weil er demonstrieren wollte, daß eine Binsenweisheit aus unser aller Lebenserfahrung erschreckender sein kann als irgend etwas, von dem wir noch nie gehört haben. Alfred Kinsey unternahm solche Studien, weil er vermutete, die offizielle Moral sei ein Blödsinn und sei es wahrscheinlich immer gewesen.

So lautet denn die Antwort auf die erste Frage, daß die Medienökologen, wenn sie den Lockungen der Pseudo-Wissenschaft widerstehen und ihre Rolle als Schöpfer und Erzähler sozialer Mythen ernst nehmen, unser Untersuchungsgebiet unermesslich bereichern können. Natürlich geht so etwas nicht ohne Risiko ab. Mit anderen Worten, die meisten von uns werden ganze Berge von Abfall hervorbringen – fragwürdige Geschichten ohne glaubwürdige Belege, ohne einleuchtende Logik oder überzeugende Argumentation. Wie viele Forscher vom Rang eines Lewis Mumford oder Walter Ong, eines Lynn White oder Jacques Ellul gibt es denn? Aber andererseits: Wie viele Schriftsteller vom Range eines Kafka, eines Proust, eines Joyce gibt es? Dieses Risiko muß man in Kauf nehmen. Die Alternative bestünde darin, daß wir eine dürre Pseudo-Wissenschaft bleiben, die zu nichts nütze ist, außer zur Fließbandfabrikation von Dokortiteln.

Und was die zweite Frage angeht – welchem Zweck dient solche Forschung? –, so lautet die Antwort selbstverständlich *nicht*: um einen Beitrag zu unserem Fach zu leisten, sondern: um einen Beitrag zum gegenseitigen Verständnis der Menschen und zum zivilisierten Umgang miteinander zu leisten. Auch die Romanschriftsteller schreiben meist nicht, um die Romanliteratur zu bereichern. Die guten unter ihnen schreiben, weil sie zornig oder neugierig oder zynisch oder verzaubert sind. *Der scharlachrote Buchstabe* wurde nicht von einem Mann verfaßt, der die Kunst des Romans voranbringen wollte, sondern von einem, der die Kunst des Zusammenlebens voranbringen wollte. Auch Bücher wie *Mythos der Maschine* von Mumford, *Die magischen Kanäle* von McLuhan, *The Technological Society* von Jacques Ellul, *Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft* von Joseph Weizenbaum, *Stigma* von Erving Goffman, *Public Opinion* von Walter Lippmann und – wenn Sie mir verzeihen, daß ich mich eigenmächtig in diese illustre Schar einreihe – *Wir amüsieren uns zu Tode* wurden von Leuten verfaßt, denen es um die Verbesserung nicht der Wissenschaft, sondern des gesellschaftlichen Lebens ging. Der Zweck solcher Arbeiten ist also im wesentlichen ein didaktischer und moralischer. Alle diese Leute erzählen ihre Geschichten aus dem gleichen Grund, aus dem Buddha, Konfuzius, Hillel und Jesus die ihren erzählten. Um es klar und deutlich zu sagen: Die sogenannten Sozialwissenschaften sind allesamt bloß Unterabteilungen der Moraltheologie. Es stimmt zwar, daß Sozialforscher ihre Ansprüche auf Wissen nur selten auf die Unanfechtbarkeit heiliger Texte gründen und noch seltener auf irgendeine Offenbarung. Aber man sollte sich von den methodischen Unterschieden zwischen Predigern und Gelehrten nicht blenden oder täuschen lassen. Ohne blasphemisch sein zu



wollen, behauptete ich, daß Jesus ein ebenso scharfsinniger Soziologe war wie Veblen. Besser läßt sich nämlich Veblens *Theorie der feinen Leute* gar nicht zusammenfassen als durch Jesus' Bemerkung über die Reichen, das Kamel und das Nadelöhr. Als Sozialforscher unterschieden sich die beiden nur insofern, als Veblen zur Weitschweifigkeit neigte. So wie die Moralthologie macht auch die Sozialforschung keine neuen Entdeckungen. Sie entdeckt nur wieder, was den Menschen früher schon gesagt worden ist und was ihnen immer wieder gesagt werden muß. Wenn der Preis für die Zivilisation wirklich in der Verdrängung der Sexualität besteht, dann hat nicht Freud diese Entdeckung gemacht. Wenn das Bewußtsein der Menschen durch ihr materielles Sein bestimmt wird, dann hat nicht Marx diese Entdeckung gemacht. Wenn das Medium die Botschaft ist, dann hat dies nicht McLuhan entdeckt.

So lautet also die Antwort auf die zweite Frage, daß die Sozialforschung dazu da ist, die Wahrheiten des gesellschaftlichen Lebens wiederzuentdecken, das moralische Verhalten der Menschen zu kommentieren und zu kritisieren, und schließlich dazu, Gleichnisse, Bilder, Ideen zu entwickeln, die den Menschen dabei helfen, ihr Leben mit einem gewissen Maß an gegenseitigem Verständnis und Würde zu führen. Die Medienökologie speziell dient dem Zweck, Geschichten über die Folgeerscheinungen von Technologien zu erzählen; zu schildern, wie Medienumwelten neue Kontexte hervorbringen, die möglicherweise die Art und Weise verändern, wie wir denken und unser gesellschaftliches Handeln gestalten, und die uns besser oder schlechter, klüger oder dümmer, freier oder versklavter machen können. Der Leser wird mir sicherlich eine gewisse Voreingenommenheit für mein Fach nachsehen, wenn ich abschließend sage, daß die Geschichten, die die Medienökologen zu erzählen haben und noch erzählen werden, um einiges wichtiger sind als die anderer akademischer Geschichtenerzähler – und zwar deshalb, weil die Macht, mit der die Kommunikationstechnologie das Dasein der Menschen zu formen vermag, von der Art ist, die sich den Menschen nicht so ohne weiteres zu Bewußtsein bringen läßt. Gleichzeitig leben wir ganz offenkundig in einer Zeit, in der unser Leben – ob uns das gefällt oder nicht – der rigorosen Vorherrschaft neuer Medien unterworfen wurde. Und deshalb sind wir, im Interesse einer menschenwürdigen Zukunft, verpflichtet, Geschichten darüber zu erzählen, was für Paradiese wir dabei gewinnen und was für ein Paradies wir verlieren können. Wir werden nicht die ersten sein, die solche Geschichten erzählen. Aber wenn unsere Geschichten nicht den Klang der Wahrheit haben, könnten wir die letzten sein.

## Das Unhaltbare aufhalten

Der folgende Essay geht auf einen Vortrag in Den Haag zurück. Meine Zuhörer dort waren Lehrer, die an englischsprachigen Privatschulen in verschiedenen Ländern Europas unterrichteten. Ich möchte hervorheben, daß es sich nicht in erster Linie um Englischlehrer handelte. Meine Versuche, Englischlehrer zu erreichen, habe ich fast aufgegeben. Vor einigen Jahren bin ich zu dem Schluß gelangt, daß unter den Erziehern die Gruppe der Englischlehrer am allerwenigsten bereit ist, von ihren pädagogischen Traditionen merklich abzurücken. Ich weiß nicht, woran das liegt, aber es ist überaus bedauerlich, denn die Englischlehrer sind in einer günstigeren Ausgangsposition als alle anderen, um vernünftiges Denken zu fördern.

Mancher von Ihnen wird vielleicht erkannt haben, daß der Titel meines Vortrags auf eine Formulierung aus George Orwells berühmtem Aufsatz »Politics and English Language« anspielt. In diesem Aufsatz spricht Orwell über den gefährlichen Verfall des politischen Denkens in der heutigen Zeit und erklärt, der politischen Sprache gehe es heute im wesentlichen darum, »das Unhaltbare aufrechtzuerhalten«. Ich nehme an, es ist nicht nötig, vor diesem Kreis zu erläutern, was er damit meinte. In den 35 Jahren, seit Orwell seinen Aufsatz schrieb, hat sich herausgestellt, daß der oberste Zweck der meisten politischen Verlautbarungen darin besteht, die böswilligen Bestrebungen von Staaten zu rechtfertigen und, wenn möglich, zu verherrlichen. Vielleicht ist das immer so gewesen – zumindest seit dem 17. Jahrhundert –, jedenfalls werden wohl nicht allzu viele von uns erwarten, daß sich in Zukunft daran etwas ändern wird. Mit Ausnahme des vielfach mißverstandenen Machiavelli hat nie jemand behauptet, Politik sei ein schmutziges Geschäft, und wenn Orwell glaubte, daran könne sich etwas ändern, dann war er ein Optimist.

Auch ich bin ein Optimist. Aber nicht deshalb, weil ich auf eine Läuterung der Ziele des politischen Diskurses hoffe. Ich bin Optimist, weil ich es für durchaus möglich halte, daß die Menschen eine leere, verlogene, selbstgerechte oder inhumane Sprache zu durchschauen lernen und sich so zumindest vor einigen ihrer intellektuell verderblichen Folgewirkungen zu schützen vermögen. Mit meinem Optimismus befinde ich mich auf der Seite von H. G. Wells, der gesagt hat, die Zivilisation stehe in einem Wettlauf zwischen Bildung und Katastrophe, und obwohl die Bildung in diesem Wettlauf weit zurückliege, sei sie noch nicht abgeschlagen. Mit anderen Worten, ich glaube zwar nicht, daß wir beim krampfhaften Festhalten am Unhaltbaren mit einer Entkrampfung rechnen können, aber ich glaube, daß wir einen nützlichen Gegenangriff starten können, indem wir die Köpfe derer, die mit dieser Sprache erreicht werden sollen, besser wappnen.

Dabei müssen wir unsere Aufmerksamkeit unbedingt auf die Schulen und die Möglichkeit richten, daß sie wirklich einmal etwas tun, das unserer Jugend zu jener Differenziertheit im Umgang mit der Sprache verhilft, die wir mit einer vorurteilsfreien, von Provinzialismus ungetrübten Geisteshaltung verbinden. Natürlich bin ich mir darüber im klaren, daß in den meisten Weltgegenden die Schule der Ort ist, von dem man am allerletzten erwarten würde, daß dort eine solche Erziehung ernsthaft betrieben wird. Das heißt, in den meisten Gegenden erblickt man in der Schule ein Institut zur Indoktrination [Beeinflussung im Sinne einer bestimmten Überzeugung, Lehre oder Ideologie]. Den berühmten Satz von Clausewitz [»Vom Kriege«] abwandelnd, möchte ich sagen: Erziehung ist – meistens – nichts anderes als die Fortsetzung der Politik mit sanfteren Mitteln.

Die Vorstellung, die Schule habe die Jugend aufnahmebereit und zugänglich zu machen für die Vorurteile ihrer Gesellschaft, hat eine lange, ehrwürdige Tradition. Sehr deutlich haben sich unsere beiden ältesten und bedeutendsten Fachleute für Lehrplangestaltung, Konfuzius und Platon, in diesem Sinne ausgesprochen. Ihre Schriften begründeten jene Tradition, die von den Erziehern verlangt, die jungen Menschen so zu bearbeiten, daß sie glauben, was man ihnen sagt, und daß sie obendrein auch an die Art glauben, wie man es ihnen sagt.

Aber erfreulicherweise ist das noch nicht alles. Zum Glück steht uns noch eine andere Tradition zur Verfügung, die unser Recht begründet, die Schüler zum Zweifel oder zumindest zur Skepsis gegenüber den Vorurteilen ihrer Altvorderen zu erziehen. Wir können die Ursprünge dieser Tradition in einigen Fragmenten Ciceros lokalisieren, der gesagt hat, der Zweck der Bildung sei es, den Schüler aus der Tyrannei der Gegenwart zu befreien. Weiterentwicklungen dieser Auffassung finden wir bei Descartes, Bacon, Vico, Goethe und Jefferson. Und heute begegnet sie uns bei John Dewey, Freud und Bertrand Russell.

Im Geiste dieser Tradition – also Bildung als Bollwerk gegen die Kultur – möchte ich hier sprechen. Ich werde mich nicht mit der wichtigen Frage befassen, wie man eine solche Erziehung zum Zweifel denen schmackhaft machen kann, die für unsere Schulen bezahlen. Darüber weiß ich fast nichts, und was ich weiß, scheint falsch zu sein. Meine Bemerkungen richten sich deshalb an diejenigen, die sich dafür interessieren, wie man vorgehen könnte, wenn man die Berechtigung und den Wunsch dazu hätte.

Die Methode, die ich zu diesem Zweck gewählt habe, besteht darin, Ihnen sieben Konzepte vorzustellen, die alle etwas mit Sprache zu tun haben. Ich will nicht so anmaßend sein, sie die Sieben Pfeiler der Weisheit zu nennen, aber ich glaube, wenn man sie ernst nimmt, kann man mit ihrer Hilfe, wenigstens zum Teil, jene Begriffsstutzigkeit verringern, die den Verstand so überaus anfällig für wabernde Diskurse macht. Aber bevor ich beginne, muß ich betonen, daß sich die Erziehung, von der ich spreche, nicht darauf beschränkt, den Schülern dabei zu helfen, sich gegen das *politisch* Unhaltbare immun zu machen. Eine solche Erziehung wäre aus sich selbst unhaltbar, und zum Glück besteht kein Bedarf daran. Wenn wir eine Möglichkeit finden, kritische Intelligenz durch Spracherziehung zu fördern, dann dürfen wir annehmen, daß sich eine solche Intelligenz gegen alle möglichen Unhaltbarkeiten zur Wehr setzen kann – gegen die Neusprache ebenso wie gegen den Reklamerummel oder die Bürokratensprache und vor allem gegen die lähmendste Form von Unsinn, der junge Menschen ausgesetzt sind, gegen die Schulbücher. Daß kritische Intelligenz vielseitig brauchbar ist, hatten wohl auch die Schulleute des Mittelalters vor Augen, als sie das sogenannte Trivium [mittelalterlicher Sammelbegriff für Dialektik, Grammatik und Rhetorik] schufen, das in ihrer Version Grammatik, Logik und Rhetorik umfaßte. In diesen sprachlichen Fertigkeiten erblickte man »Meta-Fächer«, Schulfächer, die ihrerseits andere Fächer betrafen. Man glaubte, ihre Regeln, Richtlinien, Prinzipien und Erkenntnisse seien für das Nachdenken über alle möglichen Gegenstände von Nutzen. Mit anderen Worten, unsere Vorfahren hatten eines sehr genau verstanden, was wir anscheinend wieder vergessen haben, daß nämlich alle Fächer Formen von Diskurs sind, sogar Formen von Literatur. Und daß deshalb im Grunde jede Schulerziehung Spracherziehung ist. Wissen in einem Fach bedeutet vor allem Kenntnis der Sprache dieses Faches. Wenn man alle Wörter eines Faches beseitigt, hat man das Fach beseitigt. Die Biologie besteht schließlich nicht aus Pflanzen und Tieren; sie besteht aus dem Sprechen über Pflanzen und Tiere. Das Fach Geschichte besteht nicht aus den Ereignissen früherer Zeiten; es besteht aus einer Sprache, die solche Ereignisse schildert und deutet. Und die Astronomie besteht nicht aus Sternen und Planeten, sondern aus einer bestimmten Art, über Planeten und Sterne zu sprechen.

Und deshalb muß ein Schüler die Sprache eines Faches kennen. Aber das ist nur der Anfang. Denn es genügt nicht zu wissen, wie die Definitionen von »Substantiv«, »Gen« oder »Molekül« lauten. Man muß auch wissen, was eine Definition ist. Es genügt nicht, die richtigen Antworten zu wissen. Man muß auch die Fragen kennen, die diesen Antworten vorangehen. Man muß auch wissen, was eine Frage ist, denn nicht jeder Satz, der mit einer Hebung der Stimme endet oder mit einem »wer« oder »was« anfängt, ist deshalb schon eine Frage. Es gibt Sätze, die wie Fragen aussehen, aber keine sinnvollen Antworten hervorbringen können, und wenn sie sich in unserem Kopf einnisten, werden sie zu Hindernissen, die dem klaren Denken den Weg versperren. Man muß auch wissen, was eine Metapher ist und wie die Beziehung zwischen den Dingen und den Wörtern, die sie beschreiben, beschaffen ist. Kurz, man muß etwas über Meta-Sprache wissen – eine Sprache über die Sprache.

Ohne solches Wissen kann der Schüler ebenso leicht von einem Fach wie von einem Politiker tyrannisiert werden, das heißt, der Gegner ist hier letztlich nicht der unhaltbare Diskurs, sondern der Umstand, daß wir nicht wissen, wie wir uns gegen ihn wappnen können. Was ich Ihnen hier empfehlen möchte, ist nun nicht so systematisch angelegt und nicht so tiefeschürfend wie das Trivium.

Ich schlage nicht einmal ein neues Fach vor – nur sieben Ideen oder Einsichten oder Prinzipien (nennen Sie es, wie Sie wollen), die für das Funktionieren einer kritischen Intelligenz zentrale Bedeutung haben und die übrigens in den Zuständigkeitsbereich eines jeden Lehrers auf jeder Schulstufe gehören.

Hier also **mein erstes Prinzip**, es betrifft das Definieren und lautet so: Eine Definition ist keine Manifestation der Natur, sondern stets bloß ein Werkzeug, das uns bei der Erreichung unserer Zwecke behilflich ist. Um das deutlich zu machen, möchte ich hier den Beistand von I. A. Richards in Anspruch nehmen, der einmal gesagt hat: »Wir wollen etwas tun, und eine Definition ist ein Mittel, um es zu tun. Wenn wir bestimmte Ergebnisse wollen, müssen wir bestimmte Definitionen verwenden. Aber unabhängig von einem Zweck kommt keiner Definition irgendeine Autorität zu, auch nicht die Autorität, uns andere Zwecksetzungen zu verbieten.« Dieses Zitat ist eines der befreiendsten, die ich kenne, aber die meisten Menschen haben von einer solchen Definition von »Definition« noch nie gehört; im allgemeinen befällt sie eine Art geistiger Lähmung, sobald ihnen eine Definition vorgesetzt wird, sei es von einem Politiker, sei es von einem Lehrer. Ich selbst habe noch nie vernommen, daß ein Schüler dem Lehrer, der soeben etwas definiert hat, die folgende oder eine ähnliche Frage gestellt hätte: »Von wem stammt diese Definition und welchen Zwecken dient sie?« Es ist mehr als wahrscheinlich, daß ein Lehrer, der mit dieser Frage konfrontiert würde, ziemlich verblüfft wäre, denn die meisten von uns sind mit Definitionen genauso tyrannisiert worden wie unsere Schüler. Ich kenne allerdings einen Fall, in dem ein Student sich weigerte, eine Definition zu akzeptieren, die von einer ganzen Universität aufgestellt worden war. Es handelte sich um die Columbia University. Der Student beantragte seine Zulassung zum Studium und wurde abgewiesen. Darauf schickte er folgenden Brief an den Leiter der Zulassungsstelle:

Sehr geehrter Herr: hiermit bestätige ich den Eingang Ihrer Ablehnung meines Antrags. So gern ich Ihren Wünschen nachkommen würde, ist es mir in diesem Fall doch nicht möglich. Ich habe bereits von vier anderen Colleges Ablehnungen erhalten, und hier liegt für mich die Grenze. Mit Ihrer Ablehnung ist diese Grenze überschritten. Deshalb muß ich Ihre Ablehnung ablehnen und werde, auch wenn Ihnen dadurch Ungelegenheiten entstehen sollten, am 18. September zum Seminarbeginn erscheinen ...

Columbia wäre gut beraten gewesen, die Bewerbung dieses Studenten noch einmal zu prüfen – nicht weil diese Universität nicht das Recht hätte, für ihre Zwecke zu definieren, was sie unter einem geeigneten Studienbewerber versteht, sondern weil dieser Stu-

dent begriffen hat, was manche Professoren von Columbia wahrscheinlich noch nicht begriffen haben, nämlich daß in jeder Definition ein gewisses Maß an Willkür steckt und daß ein intelligenter Mensch jedenfalls nicht verpflichtet ist, die Definition eines anderen gutzuheißen – auch wenn er nicht viel gegen sie ausrichten kann.

Man sollte den Schülern deutlich machen, daß uns Definitionen nicht von Gott gegeben sind; daß wir von ihnen abweichen dürfen, ohne unser Seelenheil aufs Spiel zu setzen; daß die Autorität einer Definition ganz und gar auf ihrer Nützlichkeit beruht und nicht auf ihrer Richtigkeit (was immer das bedeuten würde); daß es ein Ausdruck von Dummheit ist, wenn man einem anderen dessen Definition eines Wortes, eines Problems oder einer Situation ohne Überlegung abnimmt. Und schließlich, daß dies alles für die Definition eines Wortes oder eines Moleküls genauso gilt wie für eine Definition von Kunst, Gott, Freiheit oder Demokratie. Deshalb kenne ich keine bessere Methode, Schülern beim Selbstschutz gegen das Unhaltbare beizustehen, als ihnen zu jedem wichtigen Begriff und Ausdruck, mit dem sie sich in einem bestimmten Fach beschäftigen müssen, eine alternative Definition anzubieten. Es kommt darauf an, ihnen begreiflich zu machen, daß Definitionen Hypothesen sind und daß jede Definition einen bestimmten philosophischen oder politischen oder epistemologischen Blickwinkel in sich birgt. Es ist sicherlich richtig, daß derjenige, der die Macht zu definieren besitzt, unser Herr und Gebieter ist. Aber ebenso richtig ist, daß niemals wirklich zu dessen Sklave werden kann, wer eine alternative Definition im Kopfe hat.

Mein **zweites Konzept** läßt sich am besten an Hand einer Geschichte vorstellen, die dem amerikanischen Psychologen Gordon Allport zugeschrieben wird. Sie handelt von zwei Priestern, die in einen Streit darüber geraten waren, ob es statthaft sei, gleichzeitig zu beten und zu rauchen. Einer von ihnen meinte, es sei gestattet, der andere meinte dies nicht, und so beschloß jeder von ihnen, dem Papst zu schreiben, um von ihm eine definitive Antwort zu bekommen. Nach einiger Zeit trafen sie sich wieder, um ihre Ergebnisse zu vergleichen, und mußten nun zu ihrem Erstaunen feststellen, daß der Papst jedem von ihnen zugestimmt hatte. »Wie hast du deine Frage gestellt?« fragte der erste. Der andere erwiderte: »Ich habe gefragt, ob es statthaft sei, beim Beten zu rauchen. Seine Heiligkeit sagte, es sei nicht statthaft, da das Beten eine überaus ernste Beschäftigung sei. Und wie hast du deine Frage formuliert?« Der erste entgegnete: »Ich habe gefragt, ob es statthaft sei, beim Rauchen zu beten, und seine Heiligkeit sagte, es sei statthaft, da es immer richtig sei zu beten.«

Der springende Punkt bei dieser Geschichte ist natürlich, daß die Form, in der wir unsere Fragen stellen, bestimmend dafür ist, von welcher Art die Antworten sind, die wir erhalten. Aber es gibt noch einen wichtigeren Punkt: Alles Wissen, das wir je erlangen, ist das Ergebnis von Fragen. Unter Naturwissenschaftlern ist es eine Binsenweisheit, daß sie die Natur nicht so sehen, wie sie ist, sondern nur durch die Fragen, die sie an sie richten. Ich gehe noch einen Schritt weiter: Wir sehen nichts so, wie es ist – wir sehen alles nur durch die Fragen, die wir stellen. Doch wenn Fragen das wichtigste intellektuelle Werkzeug sind, das wir besitzen, ist es dann nicht geradezu unglaublich, daß die Kunst und Wissenschaft des Fragens nicht systematisch an den Schulen gelehrt wird? Ich schlage vor, diesen Mangel zu beheben, indem wir das Fragenstellen nicht nur in unsere Lehrpläne aufnehmen, sondern ihm einen Platz ganz weit oben auf der Liste einräumen. Schließlich ist es in einem sehr elementaren Sinne sinnlos, Antworten zu haben, ohne die Fragen zu kennen, die diese Antworten hervorgebracht haben. Und es kommt nicht darauf an, ob solche Antworten die Biologie, die Grammatik, die Politik oder die Geschichte betreffen. Eine Antwort zu haben, ohne die Frage zu kennen, ohne zu begreifen, daß man vielleicht eine andere Antwort erhalten hätte, wenn die Frage anders gestellt worden wäre, ist nicht nur sinnlos, es kann auch äußerst gefährlich sein. In den Köpfen vieler Amerikaner spuken Antworten herum wie etwa »Amerika sollte mit dem Star-Wars-Programm weitermachen« oder »Wir sollten Marine-Einheiten nach Ni-

caragua schicken«. Aber da sie die Fragen nicht kennen, die mit solchen Sätzen beantwortet werden, sind ihre Ansichten im wörtlichen Sinne gedankenlos. Deshalb empfehle ich zweierlei. Insbesondere sollten wir unseren Schülern etwas über das Fragenstellen im allgemeinen beibringen. Zum Beispiel, daß eine ungenau formulierte Frage eine ungenaue Antwort provoziert; daß jede Frage einen bestimmten Blickwinkel in sich birgt; daß sich fast jede Frage, die man stellt, auch anders formulieren ließe und dann auch eine andere Antwort hervorrufen würde; daß jede Maßnahme, die wir ergreifen, die Antwort auf eine Frage ist, auch wenn wir uns dies nicht immer klar machen; daß unwirksame Maßnahmen möglicherweise das Ergebnis falsch gestellter Fragen sind; und vor allem, daß eine Frage Sprache ist und daher anfällig für die Irrtümer, zu denen uns ein unentwickeltes Sprachverständnis verleiten wird. Wie es Francis Bacon vor mehr als 350 Jahren ausdrückte: »Es erwächst aus einer falschen und untauglichen Fügung der Wörter ein wundersames Hemmnis für den Verstand.« Eine bessere Definition von Dummheit kenne ich nicht: eine falsche und untaugliche Fügung der Wörter. Besinnen wir uns also auf Bacon und machen wir die Kunst des Fragens zu einem unserer wichtigen Unterrichtsgegenstände. Aber wenn wir dies tun, müssen wir uns auch mit den Besonderheiten des Fragenstellens in den verschiedenen Fächern genauer befassen. Welcher Art sind beispielsweise die Fragen, die in der Beschäftigung mit der Geschichte den Verstand hemmen oder ihn befreien? Worin unterscheiden sich diese Fragen von denen, die man an einen mathematischen Beweis oder ein literarisches Werk oder eine biologische Theorie richten kann? Von einem Wissenssystem zum andern wandeln sich offenbar auch die Prinzipien und Regeln des Fragenstellens, und diese Tatsache sollte man nicht außer acht lassen.

Womit ich **zu meinem dritten Prinzip** gelange: daß nämlich die schwierigsten Wörter in jedem Diskurs selten die vielsilbigen sind, die sich schwer buchstabieren lassen und die die Schüler in ihren Wörterbüchern nachschlagen. Die schwierigsten Wörter sind meist die mit den scheinbar einfachsten Bedeutungen: »wahr«, »falsch«, »Tatsache«, »Gesetz«, »gut« und »schlecht«. Wörter wie »Partizip«, »Mutation«, »zentrifugal«, auch »Apartheid« oder »Proletariat« werfen selten ernstliche Verständnisprobleme auf. Die Situationen, in denen solche Wörter vorkommen können, sind begrenzt, so daß wir kaum Gefahr laufen, uns in irgendwelche Mehrdeutigkeiten zu verstricken. Ein Wort wie »Gesetz« dagegen wird in fast jedem Diskurs-Universum verwendet, und in jedem mit einer anderen Bedeutung. Das »Gesetz von Angebot und Nachfrage« ist eine andere Art von Gesetz als das »Gesetz der Lautverschiebung« in der Sprachwissenschaft oder das »Newtonsche Gravitationsgesetz« in der Physik oder das »Gesetz vom Überleben des am besten Angepaßten« in der Biologie. Eine »wahre« Aussage in der Mathematik ist etwas anderes als eine »wahre« Aussage in der Ökonomie. Und wenn wir von der Wahrheit eines literarischen Werkes sprechen, meinen wir wiederum etwas anderes. Wenn Präsident Reagan sagt, es sei »richtig«, Cruise Missiles in Europa zu stationieren, dann beruft er sich nicht auf die gleiche Autorität und nicht einmal auf die gleiche Logik, wie wenn er sagt, es sei »richtig«, die Staatsausgaben zu verringern. Und wiederum etwas ganz anderes meint der Lehrer, der seinen Schülern erklärt, »richtig« sei es, wenn man sagt »Es funktioniert nicht« statt »Es tut nicht funktionieren«.

Das heißt, wenn wir unsere Schüler Wortschatztests machen lassen, dann sollten wir herauszufinden versuchen, ob sie etwas darüber wissen, wie man die wirklich schwierigen Wörter der Sprache tatsächlich gebraucht. Ich hielte es für nützlich, einen Unterrichtsplan zu entwerfen, der die Beschäftigung mit, sagen wir, fünfzig schweren Wörtern vorsieht, angefangen bei »gut« und »schlecht« und endend mit »wahr« und »falsch«. Zeigen Sie mir einen Schüler, der etwas darüber weiß, was diese Wörter bedeuten, aus welchen Quellen sie ihre Verbindlichkeit schöpfen und unter welchen Umständen sie gebraucht werden – und ich zeige Ihnen einen Schüler, der Epistemologe [Erkenntnistheoretiker] ist, das heißt, einen Schüler, der weiß, was die Schulbücher zu

verheimlichen suchen. Und ein Schüler, der das weiß, der weiß auch, was Reklameleute oder Politiker oder Prediger zu verheimlichen suchen.

Ich halte es auch für nützlich, ein Unterrichtsprogramm zu entwerfen, das sich mit der Verwendung von Metaphern oder Gleichnissen beschäftigt. Und dies ist **das vierte Konzept**, das ich hier nennen möchte. Wenn ich mich nicht sehr irre, befaßt man sich in der Schule heute kaum mit der Metapher, ausgenommen die Englischlehrer bei Gedichtinterpretationen. Das erscheint mir absurd, denn ich sehe nicht, wie man ein Fach verstehen soll, ohne etwas über die Metaphern zu wissen, auf denen es errichtet ist. Sämtliche Fächer gründen auf machtvollen Metaphern, die unserem Denken eine bestimmte Richtung geben und es organisieren. In Geschichte, Ökonomie, Physik, Biologie oder Sprachwissenschaft sind Metaphern – ähnlich wie die Fragen – Organe der Wahrnehmung.

Durch unsere Metaphern hindurch nehmen wir die Welt wahr. Besteht das Licht aus Wellen oder Partikeln? Eine Astrophysikerin, die ich kenne, erzählt mir, sie und ihre Kollegen wüßten es nicht, sie hätten sich deshalb für den Augenblick auf das Wort »*wavicle* –Wellikel« geeinigt. Sind Moleküle wie Billardkugeln oder wie Kraftfelder beschaffen? Ähneln die Sprache einem Baum (manche sagen, sie besitze Wurzeln) oder einem Fluß (manche sagen, sie habe Quellen und Seitenarme) oder einem Gebäude (manche sagen, sie habe Fundamente)? Vollzieht sich die Geschichte nach den Anweisungen der Natur oder nach einem göttlichen Plan? Gleichen unsere Gene einem Informations-Code? Gleichet ein literarisches Werk der Blaupause eines Architekten, oder stellt es ein Geheimnis dar, das der Leser lüften muß? Fragen wie diese beschäftigen die Gelehrten in jedem Fach, weil sie die Grundlagen des Faches selbst betreffen. Und nirgendwo gilt das mehr als im Bereich der Erziehung. Rousseau beginnt seinen großen Erziehungsroman *Emile* mit folgenden Worten: »Pflanzen verbessert man durch Kultivierung und Menschen durch Erziehung.« Und seine ganze Philosophie gründet auf diesem Vergleich zwischen Pflanzen und Kindern.

Keiner von uns entwirft einen Test, ein Lehrbuch, ein Vorlesungsverzeichnis oder einen Stundenplan, ohne daß sich darin die Bevorzugung einer bestimmten Metapher für den Verstand, für das Wissen oder für den Prozeß des Lernens widerspiegelte. Sehen Sie im Verstand eines Schülers einen Muskel, der trainiert werden muß? Oder einen Garten, den es zu bestellen gilt? Oder eine finstere Höhle, die erleuchtet werden muß? Oder ein leeres Gefäß, das gefüllt werden muß, bis es überfließt? Gleichgültig, welcher Metapher Sie den Vorzug geben, sie wird mitbestimmen, und zwar oft, ohne daß Sie sich dessen bewußt sind, wie Sie als Lehrer verfahren. Und für die Politiker stimmt das ebenso wie für Universitätsleute. Kein politischer Praktiker hat je drei Sätze hintereinander gesprochen, ohne irgendeine metaphorische Autorität für sein Handeln anzurufen. Und es gilt natürlich ganz besonders für die Großen der politischen Theorie. Rousseau beginnt seine Schrift *Der Gesellschaftsvertrag* mit einer eindrucksvollen Metapher, die Marx später aufnehmen sollte: »Der Mensch ist frei geboren, aber überall liegt er in Ketten.« Marx selbst beginnt sein *Kommunistisches Manifest* mit einer bedrohlich geisterhaften Metapher, dem berühmten Satz »Ein Gespenst geht um in Europa ...« In seiner berühmten Gettysburgh-Ansprache vergleicht Abraham Lincoln die amerikanischen Gründerväter mit Gott, wenn er sagt, sie »schufen eine neue Nation«, so wie Gott Himmel und Erde schuf. Und Adolf Hitler beschließt *Mein Kampf* so: »Ein Staat, der im Zeitalter der Rassenvergiftung sich der Pflege seiner besten rassischen Elemente widmet, muß eines Tages zum Herrn der Erde werden.« Worauf es mir hier ankommt, ist die Einsicht, daß alle Diskursformen mit Metaphern durchsetzt sind, und wenn unsere Schüler keine Vorstellung davon haben, wie Metaphern Argumente organisieren, Wahrnehmungen prägen und Gefühle bestimmen, dann bleibt ihr Verständnis bedenklich begrenzt.

Damit komme ich zu **meinem fünften Konzept**, das ich Verdinglichung nenne. Mit Verdinglichung meine ich das Verwechseln der Wörter mit den Dingen. Dieser Denkfehler kann vielfältige Formen annehmen, einige sind lediglich belustigend, andere extrem gefährlich. Letzten Sommer, in der drückenden Hitze von New York, sah einer meiner Studenten nach dem Thermometer im Seminarraum und sagte: »35 Grad. Kein Wunder, daß es so heiß ist!« Das war natürlich falsch gedacht, so wie es vielen Leuten unterläuft, die drei einfache Gedanken nicht begriffen oder nicht behalten haben: daß es zunächst einmal die Dinge in der Welt gibt und außerdem auch noch die Namen, die wir ihnen geben; daß es so etwas wie den wirklichen oder eigentlichen Namen eines Dinges nicht gibt; und daß die Namen das Wesen dessen, was sie benennen, andeuten können *oder auch nicht*, wie es zum Beispiel der Fall war, als die Vereinigten Staaten ihre Versuche mit der Wasserstoffbombe im Südpazifik »Operation Sonnenschein« nannten. Ich versuche damit das gleiche zu sagen, was Shakespeare sehr viel beredter in dem Vers ausdrückte: »Was uns Rose heißt, wie es auch hieße, würde lieblich duften.« Aber ich sage auch, daß Shakespeare nur zur Hälfte recht hat, denn für viele Leute würde eine Rose gewiß weniger lieblich duften, wenn sie »Stinkkraut« hieße. Und weil dies so ist, weil die Menschen Namen und Dinge miteinander verwechseln, gehört die Reklame zu den Branchen mit dem beständigsten Erfolg auf dieser Welt. Werbefachleute wissen genau, daß man ein Auto, auch wenn es noch so gut ist, nicht verkaufen kann, wenn man es »Trottender Elefant« nennt. Aber wichtiger ist: Sie wissen, daß man ein Auto, auch wenn es noch so schlecht ist, verkaufen *kann*, sofern man es nur »Vista Cruiser« oder »Phoenix« oder »Gran Prix« tauft. Politiker wissen das ebenfalls, und leider auch die Akademiker, die viel zu oft die Banalität dessen, was sie zu sagen oder zu schreiben haben, zu bemänteln suchen, indem sie ihr allerlei verlockende Namen anheften. Ich schlage deshalb vor, der Rolle der Verdinglichung einen wichtigen Platz im Unterricht einzuräumen, damit unsere Schüler erfahren, wie sie funktioniert.

**Mein sechstes Konzept** besagt, daß man auch dem Stil und Tonfall der Sprache Aufmerksamkeit widmen sollte. Jedes Diskurs-Universum öffnet sich in spezifischer Weise seinem Thema und seinem Publikum. Das gilt nicht nur für die Sprachen der Politik, der Religion und der Wirtschaft, sondern auch für die Sprachen der Wissenschaft. Jedes Fach im Lehrplan ist zugleich eine spezifische Art und Weise zu sprechen und zu schreiben; das heißt, es gibt eine Rhetorik des Wissens, eine charakteristische Form, in der Argumente, Beweise, Spekulationen, Experimente, Polemiken und sogar Humor zum Ausdruck gebracht werden. Man könnte das Sprechen oder Schreiben über ein Fach sogar als eine darstellende Kunst bezeichnen, und jedes Fach verlangt eine Darstellungsweise, die sich von der in allen anderen Fächern unterscheidet. Historiker zum Beispiel sprechen oder schreiben über die Geschichte nicht genauso wie Biologen über die Biologie. Die Unterschiede haben mit der Beschaffenheit des Materials zu tun, das sie beschäftigt, mit dem Grad von Genauigkeit, den ihre verallgemeinernden Aussagen zulassen, mit den Typen von Tatsachen, die sie ordnen, mit den Traditionen ihres Faches und der Ausbildung, die ihnen zuteil wurde. Das Gebiet der Rhetorik des Wissens ist nicht leicht zugänglich, aber man sollte sich daran erinnern, daß viele Gelehrte ebenso sehr durch ihren Stil wie durch ihren Stoff Einfluß ausgeübt haben – man denke an Veblen in der Soziologie, an Freud in der Psychologie oder an Galbraith in der Ökonomie. Man muß sich klar machen, daß Wissen eine Form von Literatur ist, und es lohnt sich, die unterschiedlichen Stile des Wissens zu untersuchen und zu erörtern. Dies um so mehr, als die Sprache, auf die man in den üblichen Schulbüchern stößt, diesen ganzen Sachverhalt eher vernebelt. Die Schulbuchsprache verwandelt sich von einem Fach zum anderen kaum und erzeugt so den falschen Eindruck, systematisches Wissen lasse sich nur in langweiliger, geistloser Monotonie zum Ausdruck bringen. Ich habe schon Rezepte auf der Rückseite von irgendwelchen Haferflockenschachteln gelesen, die mit mehr Stil und Überzeugungskraft formuliert waren als mancher Schulbuchtext über die Ursachen der Amerikanischen Revolution. Von der Sprache der Grammatiklehrbücher möchte ich



hier nicht sprechen – ein Greuel ist sie, um noch einmal Shakespeare zu zitieren, dem Ohre eines Christenmenschen. Aber die Schwierigkeiten sind nicht unüberwindbar. Lehrer, die sich die Zeit dazu nehmen, können Unterrichtsmaterial ausfindig machen, das die Gedanken in einer für ihre jeweilige Disziplin charakteristischen Weise vermittelt. Und indem sie dies tun, können sie ihren Schülern zu der Einsicht verhelfen, daß sich die Sprachformen, die wir Gebet, politische Ansprache oder Anzeige nennen, nicht nur ihrem Inhalt nach, sondern auch in ihrem Stil und Tonfall voneinander unterscheiden und vielleicht sogar *hauptsächlich* in ihrem Stil und Tonfall und in der Art, wie sie sich an den Empfänger wenden.

Damit komme ich zu **meinem siebenten und letzten Konzept** – man könnte es das Prinzip der Nicht-Neutralität der Medien nennen. Ich meine damit, was Marshall McLuhan andeuten wollte, als er sagte: »Das Medium ist die Botschaft.« Oder anders ausgedrückt: Die Form, in der eine Information kodiert ist, birgt unvermeidlich selbst eine bestimmte Perspektive in sich. In gewissem Sinne ist dies eine uns durchaus vertraute Vorstellung. Wir erkennen zum Beispiel, daß die Welt sich ein wenig verändert, wenn wir, statt in Englisch, in deutscher Sprache über sie sprechen. Das liegt nicht an irgendwelchen Unterschieden in der Welt, sondern an Unterschieden zwischen dem Englischen und dem Deutschen, vor allem an Unterschieden in ihrer Grammatik. Wir könnten sogar sagen, daß die Grammatik einer Sprache ein Wahrnehmungsorgan ist und daß sich hieraus die Unterschiede zwischen den Weltansichten verschiedener Völker erklären lassen. Es hat jedoch lange gedauert, bis wir eingesehen haben, daß auch andere, außersprachliche Darstellungsformen – nicht nur das Alphabet und die Druckerpresse, sondern ebenso die Malerei, die Hieroglyphen und das Fernsehen – durchaus imstande sind, unverwechselbare Formen von Weltwahrnehmung hervorzubringen. Jede dieser Ausdrucksformen hebt bestimmte Merkmale der Wirklichkeit hervor und verdunkelt andere. Ja, es ist wohl so, daß jedes Medium, wie die Sprache selbst, die Welt für uns auf eigentümliche Weise einteilt, sie aufspaltet, ihr einen Rahmen gibt, sie vergrößert oder verkleinert, und einer bestimmten Auffassung Vorschub leistet, wie die Welt beschaffen ist. In Amerika zum Beispiel ist es ausgeschlossen, daß ein dicker Mann in ein hohes politisches Amt gewählt wird – nicht, weil die Verfassung dies verböte, sondern weil das Fernsehen es verbietet. Anders gesagt, das Fernsehen gibt dem visuellen Bild den höchsten Rang und bringt wenig Geduld und Liebe für das differenzierte oder verständige Wort auf.

Unsere Schüler müssen hier zwei wesentliche Punkte begreifen. Erstens, so wie die Sprache selbst eine Kultur nach ihrem Bild erschafft, so verändert jedes neue Kommunikationsmedium die Kultur oder schafft sie sich nach *seinem* Bilde neu. Deshalb ist es äußerst naiv zu glauben, ein Kommunikationsmedium (und im weiteren Sinne jede Technologie) sei bloß ein Werkzeug. Vielleicht erinnern Sie sich an die berühmte Erwiderung gegenüber dem Mann, der behauptet hatte, ein Hammer sei nichts als ein Werkzeug. Sie lautete: Für einen Mann mit einem Hammer sieht alles so aus wie ein Nagel. Wir könnten ergänzen: Für einen Mann mit einem Stift sieht alles so aus wie ein Satz; für einen Mann mit einer Fernsehkamera besteht die ganze Welt aus Bildern; und für einen Mann mit einem Computer besteht die ganze Welt aus Daten. Oder in Abwandlung eines Satzes von Wittgenstein: Ein Kommunikationsmedium mag ein Fahrzeug für den Gedanken sein, aber wir dürfen nicht vergessen, daß es auch selbst am Steuer sitzt. Überlegungen dazu, wie die Druckerpresse oder der Telegraph oder das Fernsehen oder der Computer sich am Steuerrad bewähren und wohin sie uns lenken, müssen Bestandteil der Erziehung unserer Schüler werden, sonst bleiben sie wehrlos und äußerst verwundbar.

Nun, es gibt noch ein weiteres Prinzip, das die Sprache betrifft und das vielleicht gerade jetzt vielen von Ihnen durch den Kopf geht: daß man es sich nämlich nicht gefallen lassen sollte, wenn ein Referent mehr Zeit für sich in Anspruch nimmt, als man ihm zuge-

standen hat. Deshalb möchte ich mit drei knappen Hinweisen schließen. Erstens, ich glaube, Sie haben verstanden, daß sich die Vorschläge, die ich hier gemacht habe, nicht ausschließlich und nicht einmal in erster Linie an Sprachlehrer – ob Englischlehrer oder andere – richten. Die Aufgabe stellt sich jedem. Zweitens, ich möchte noch einmal ausdrücklich auf einen Punkt hinweisen, den ich bereits erwähnt habe: Wollen wir unsere Schüler zum Widerstand gegen das Unhaltbare rüsten, so ist es weder notwendig noch wünschenswert, daß wir uns dabei auf die politische Sprache konzentrieren. Wenn man das versucht, wird die Wirkung oberflächlich und begrenzt bleiben. Am besten ist eine Abwehr mit größerer Reichweite, die Auswirkungen auf alle Formen von sprachlichem Austausch hat. Und schließlich möchte ich sagen, daß ich nicht beanspruche, die von mir genannten Vorschläge könnten alle unsere Probleme lösen; mit anderen Worten, sie bieten keinen vollständigen Schutz gegen haltlose Diskurse. Ich sehe in diesen Gedanken nur einen vernünftigen Anfang. Es bleibt sehr viel mehr zu tun, und unsere Zeit ist begrenzt. Aber irgendwo müssen wir ansetzen – und, wie Ray Bradbury einmal schrieb: Irgendwo, das liegt zwischen dem rechten Ohr und dem linken.

## Namen für Raketen

Den folgenden Text (und zwei andere in diesem Buch) nehme ich hier auf, wohl wissend, daß es heute immer schwieriger wird, Satiren oder Parodien zu schreiben (es gibt einen Unterschied zwischen beidem, aber worin er besteht, ist mir immer unklar geblieben). Die Spätnachrichten im Fernsehen und die Titelseiten unserer Tageszeitungen wetteifern mit unserer Phantasie in dem Bestreben, Unausdenklichkeiten zu ersinnen. Die Wirklichkeit ist heute nicht nur seltsamer als alle Fiktion, sie ist auch von jeglichem Menschenverstand denkbar weit abgerückt.

Es entspricht der grenzenlosen Hingabe unseres Landes an die Prinzipien der Demokratie, wenn am 10. Januar nächsten Jahres die Verantwortlichen zu zweiwöchigen öffentlichen Beratungen über die Namengebung bei Raketen auf Cape Canaveral zusammentreffen.

Unter der offiziellen Bezeichnung »Konferenz über demokratische Raketen-Nomenklatur« wird diese bislang beispiellose Zusammenkunft unterschiedlichen Gruppen aus dem ganzen Land Gelegenheit bieten, ihren Einfluß bei der Auswahl von Namen für die Raketen unserer Nation geltend zu machen.

In der offiziellen Ankündigung der Konferenz hieß es: »Es gilt zu berücksichtigen, daß jede Rakete, die wir herstellen, jedermann gehört, daß sie mit jedermanns Geld bezahlt und durch jedermanns Glauben an ihren friedlichen Zweck vorangetrieben wird. Deshalb sollten alle Bürger bei der Entscheidung, wie unsere Raketen heißen sollen, eine Stimme haben. Dies gehört zum Wesen der Demokratie, so wie wir hier am Cape sie verstehen.«

Der leitende Kopf hinter der Konferenz (er selbst sagt auf seine typische charmante Art »der gleitende Kopf«) ist Generalmajor Francis (»Rosey«) Logan, ein agiler, geselliger Texaner, der der Public-Relations-Abteilung von Cape Canaveral vorsteht. Ebenso langsam im Formulieren wie schnell im Erfassen von Problemen, verachtet General Logan sämtliche Formen von Totalitarismus mit einer selbst für das Personal von Cape Canaveral ungewöhnlichen Entschiedenheit.

»Das Komische ist«, so sagt er gern, »daß die meisten Leute glauben, Raketen kämen mit einem Namen auf die Welt, wie die kleinen Kinder. Aber das hat mit der Wahrheit natürlich überhaupt nichts zu tun. In Wirklichkeit kennt niemand den Namen einer Rakete, bevor jemand ihn ganz bewußt gewählt hat.«

Bis heute hatte die amerikanische Öffentlichkeit mit dieser Auswahl so gut wie nichts zu tun. Tatsächlich war während der letzten zehn Jahre ein Mann – und nur dieser eine – für die Benennung unserer Raketen verantwortlich. Es war der inzwischen verstorbene Michael Protopopolus, ein grimmiger, ehemaliger College-Professor mit einem eisernen Willen und einer ungezügelten Leidenschaft für alles Griechische, alles Klassische und alles Klassisch-Griechische. Infolgedessen tragen die meisten unserer wichtigen Raketen neben ihrer ehrfurchtgebietenden Nutz- bzw. Sprenglast auch noch ehrfurchtgebietende Namen wie Saturn, Atlas, Jupiter, Nike und Zeus.

Protopopolus, der im vergangenen Oktober bei einem Unfall auf dem Cape ums Leben kam, hatte nicht nur die Aufgabe, Namen für sämtliche neuen Raketen vorzuschlagen, er hatte auch die Macht, Namensvorschläge, die von anderen gemacht wurden, anzunehmen oder abzulehnen. Augenscheinlich ließ er gelegentlich auch einmal einen nicht-hellenischen Namen zu (zum Beispiel Challenger), aber nur, wenn er das Gefühl hatte,

die Rakete selbst sei mit Mängeln behaftet und ihre Produktion werde wahrscheinlich bald eingestellt.

Nach dem Tode von Protopopolus wurde sein Posten mit Dr. Marvin S. Feldstein besetzt, einem Atomphysiker (mit einer Leidenschaft für Semantik) von der Universität Chicago. Es zeigte sich sofort, daß Feldsteins Berufung ein Fehler war. Seine ersten vier Vorschläge – Talmud, Diaspora, Exodus und Mischna – lösten bei allen Mitarbeitern auf dem Cape Verlegenheit aus, besonders bei den deutschen Physikern und Ingenieuren, die trotz ihres vorgerückten Alters noch immer die Hauptverantwortung für den Entwurf der Raketen tragen.

Zum Glück erhob man gegen Feldstein bald den Vorwurf, er sei latent homosexuell; daraufhin wurde er mit sofortiger Wirkung von seinen Aufgaben entbunden und zurück nach Chicago verfrachtet.

»Alle diese unerfreulichen Dinge liegen jetzt hinter uns«, sagt Logan. »Mit Ausnahme der Mischna erwies sich keine der jüdischen Raketen als besonders gut, und wir haben ihre Produktion eingestellt. Die Mischna wird heute paradoxerweise ausschließlich in arabische Länder geliefert, wo sie natürlich nach Belieben umbenannt werden kann. Wir hoffen jedenfalls«, so fährt Logan fort, »daß die Konferenz künftig jedes Jahr stattfinden kann und uns auf diese Weise genügend Namen für das jährliche Raketenangebot zur Verfügung stehen werden.«

Der Ablauf der Konferenz wird ganz einfach sein. Jede Gruppe von Bürgern, die einen oder mehrere Namen vorschlagen möchten, möge sich *vor* dem 1. April an folgende Adresse wenden:

Konferenz über demokratische Raketen-Nomenklatur  
c/o Generalmajor Francis Logan  
Public Relations Division  
Cape Canaveral, Florida

Jede Gruppe nominiert einen Sprecher, der fünfzehn Minuten lang vor der Versammlung reden kann. Während dieser Zeit muß er erklären, welche Gruppe er vertritt, welchen Namen oder welche Namen er vorschlägt und weshalb er glaubt, daß diese Namen unserem Land zur Ehre gereichen werden. Die letzten beiden Tage der Konferenz werden der Abstimmung über die verschiedenen Vorschläge vorbehalten sein, wobei jede Gruppe eine Stimme hat.

Nach Aussage von General Logan ist das Echo auf die Konferenz bereits jetzt zufriedenstellend. Innerhalb der ersten zwölf Stunden nach der Ankündigung hatten nicht weniger als sechzehn Gruppen Redezeit beantragt, darunter die Gewerkschaft der Hafentarbeiter, die Föderation der presbyterianischen Geistlichen der Ostküste, die Hillel-Vereinigung der Universität Tulsa und der Ortsverein Baton Rouge des White Citizens Council.

Die vielleicht interessanteste und freimütigste Gruppe, die sich bisher gemeldet hat, ist die Vereinigung der Physiker und Ingenieure teutonischer naturwissenschaftlicher Institute. Der Sprecher der Gruppe, Dr. Erik Schreiber, ist ein glänzender, wiewohl exzentrischer Raketentreibstoff-Spezialist von 82 Jahren, der seit 1950 aus irgendwelchen seltsamen Gründen zweimal zum Osten übergelaufen und zweimal in den Westen zurückgekehrt ist. Als einer der angesehensten Raketeningenieure am Cape erklärt er in einwandfreiem Englisch: »Wenn man moralische, soziale und ethische Fragen einmal beiseite läßt, glaubt sich unsere Gruppe berechtigt, den einen oder anderen Namen vorzuschlagen, denn immerhin könnte man sagen, daß wir die Dinge fabrizieren, denen ihr Amerikaner Namen geben wollt.« Und mit einem raschen, ziemlich beunruhigenden Lächeln fügt er in einwandfreiem Russisch hinzu: »Immerhin könnte man doch sagen,

daß es, wenn sich unsere Gruppe in den Osten absetzen würde, kein Raketenprogramm am Cape gäbe.«

So ist es in der Tat, und General Logan, der dies weiß, hat sich ganz offen auf die Seite Schreibers gestellt. Auf seine eher zögerliche Art erklärt er: »Sie wollen bloß einen einzigen Namen vorschlagen – Deutschland Über Alles –, mir kommt er zwar ein bißchen lang vor, aber man kann nicht sagen, daß er unvernünftig ist. Jedenfalls sind wir es diesen mutigen, einfallsreichen Männern schuldig, ihren Vorschlag sehr sorgfältig zu prüfen.«

Da der Hauptgrund für unser Raketenprogramm aus der Sicht vieler Menschen in der Verteidigung und im Fortbestand der Christenheit besteht, wird man zweifellos mit noch größerer Sorgfalt die Vorschläge verschiedener christlicher Organisationen prüfen. Am vernehmlichsten und lebhaftesten gebärden sich die Freunde von Kardinal O'Connor, eine militante Gruppe katholischer Armeeoffiziere, die der Ansicht ist, daß bis heute unser »Raketenprogramm, was die Namen angeht, atheistisch war«. Um diesem Zustand abzuhelpfen, schlägt die Gruppe drei Namen vor – Apostel, Inquisition und Enzyklika.

Ihr Plan sieht vor, daß der Name Enzyklika ausschließlich für Raketen verwendet wird, deren Gefechtskopf aus einer Wasserstoffbombe besteht. Sehr überzeugend begründet ihr Sprecher, Col. Harvey Washburn, ein ehemaliger Benediktinermönch, der zeitweilig als militärischer Berater von Kardinal O'Connor tätig war, dies so: »Wenn eine Enzyklika gestartet wird, dann wissen wir, daß unsere atheistischen Feinde kapieren, was gemeint ist.« Worauf General Logan, der selbst Katholik ist, fortfährt: »Amen.«

Wie sich schon jetzt zeigt, werden verschiedene Sektierergruppen, die unsinnige oder anstößige Namen vorschlagen wollen, das größte Hindernis für einen Erfolg der Konferenz bilden. Eine Gruppe zum Beispiel, die sich als Exekutivausschuß der Jüdischen Professoren der Universität Chicago bezeichnet, hat als Namen für alle Interkontinentalraketen Matzen-Party vorgeschlagen. General Logan vermutet, daß es eine solche Gruppe in Wirklichkeit gar nicht gibt und daß diese Anregung von Dr. Marvin Feldstein ausgeht, der möglicherweise noch immer denjenigen grollt, die ihn vom Cape verdrängt haben.

Andere Gruppen von ebenso fragwürdiger Herkunft haben Namen wie Disfigurer (Verunstalter), Holocaust und Incinerator (Verbrennungsofen) vorgeschlagen. Unnötig zu sagen, daß derartige Respektlosigkeiten manch anderen zur Raserei bringen würden, General Logan indessen bleibt gelassen. Er meint: »Ich verstehe einfach nicht, wie jemand auch nur versuchen kann, sich über diese Dinge lustig zu machen.«

General Logan weigert sich standhaft, irgendwelche Voraussagen über die Ergebnisse der Konferenz zu machen. »Zweierlei weiß ich allerdings mit Sicherheit«, sagt er abschließend. »Erstens, daß die Raketen unseres Landes ihre Namen nun doch endlich auf angemessen demokratischem Wege erhalten. Und zweitens, daß die Konferenz meine Resolution einstimmig annehmen wird, die größte Rakete dieses Jahres The Great Communicator zu nennen.«

Dem haben wir nur eines hinzuzufügen, ein herzliches »Amen«.

## Meine deutsche Frage

Im Sommer 1985 machte mir die große deutsche Illustrierte *Stern* ein überraschendes Angebot. Ich sollte in aller Ruhe eine Reise durch Deutschland machen (sämtliche Kosten übernahm die Zeitschrift), sollte Augen und Ohren offenhalten und dann meine Eindrücke beschreiben. Das gleiche Angebot wurde ungefähr zehn anderen Autoren gemacht, unter ihnen Anthony Burgess und Alberto Moravia. Die Autoren sind einander nicht begegnet, sie unternahmen ihre Reisen nicht zur gleichen Zeit und äußerten sich natürlich zu ganz unterschiedlichen Aspekten der deutschen Kultur. Mein Beitrag wurde im Oktober 1985 vom *Stern* abgedruckt.

Der große deutsche Physiker Werner Heisenberg hat einmal gesagt, daß die Natur sich nicht so offenbart, wie sie ist, sondern nur durch die Fragen, die wir ihr stellen. Wenn dies schon für Begegnungen mit der Natur gilt, dann sicherlich erst recht für Begegnungen mit einem Volk. Besonders, wenn dieses Volk das deutsche ist und der Fragende ein Ausländer, der als Kind schon beim bloßen Klang deutscher Worte zitterte und dazu erzogen wurde, von Deutschland zu halten, was Luther vom Papsttum hielt: daß es ein Greuel sei vor dem Herrn.

Doch nicht nur ein Greuel. So sehr man es mir bei meiner Erziehung zu verheimlichen versuchte – es blieb mir doch nicht verborgen, daß aus Deutschland die schönste Musik der Welt kam, die strengste Wissenschaft, manche der tiefsten Philosophien und die zarteste und eindringlichste Literatur. Schon damals, als die Nazis ihre »Lösung der Judenfrage« in Angriff nahmen, bildete sich daher in meinem kindlichen Verstand unbestimmt eine Frage heraus, die ich später die Frage der deutschen Schizophrenie nennen sollte. Einerseits ist etwa die Hälfte der klassisch-abendländischen Bildungsgüter deutscher Herkunft. Andererseits gibt es bei den Deutschen einen uralten mystischen Hang zur Barbarei, der die Weltzivilisation teuer zu stehen kam und seinen jüngsten und abscheulichsten Ausdruck in Auschwitz gefunden hat, in den Wahnsinnigen, die es ersannen, und in dem Volk, das diese Leute hervorbrachte. Ist das nicht eine Art kultureller Schizophrenie? Könnte der große Goethe nicht dies gemeint haben, als er schrieb: »Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist«? Hat schon einmal jemand darauf hingewiesen, daß die drei Männer, denen Deutschland sein nationales Gepräge in Sprache und Religion (Luther), Musik (Wagner) und Philosophie (Nietzsche) verdankt, der Schizophrenie im klinischen Sinne nahekamen? Wo wäre eine andere Kultur mit so vielen Genies, deren humanes Schöpferium von dunklen, unheimlichen Trieben umwölkt war? (Zu diesen Genies zähle ich, unter anderen, auch Friedrich den Großen, Hegel, Schopenhauer und Marx.) Ist es nur ein historischer Zufall, daß Deutschland heute in zwei Hälften gespalten ist, oder ist dies ein prägnanter Ausdruck des deutschen Bewußtseins?

Natürlich hatte ich als Kind nicht die Worte, um diese »deutsche Frage« klar zu formulieren. Heute ist das anders. Ich kam nicht unvorbereitet nach Deutschland. Ich hoffte, ich könnte Deutschland dazu bringen, über sich Auskunft zu geben, indem ich Fragen stellte wie die folgenden: Ist die deutsche kulturelle Schizophrenie nur eine Wahnidee von mir? Wenn nicht, ist sie dann ein Merkmal des deutschen Charakters? Und wie zeigt sich dies im Alltag? Macht es aus den Deutschen ein besonders gefährliches Volk? Oder ein besonders schöpferisches? Oder beides?

Solche Fragen sind leicht zu stellen. Aber zu wissen, wo und wie die Antworten zu suchen sind, ist schwierig. Wie sich zeigte (und wie es einem Entdeckungsreisenden oft

ergeht), fand ich nicht Antwort auf eben die Fragen, die ich gestellt hatte, sondern auf andere, an die ich zuerst überhaupt nicht gedacht hatte.

Meine Odyssee begann in München, führte mich nach Frankfurt und über mehrere Zwischenstationen zuletzt nach Hamburg. In München erlebte ich ein, wie mir schien, typisches Beispiel für die Charakterbrüchigkeit, nach der ich suchte. Ich hatte das Glück, an einer Tagung von Pädagogen und Unternehmern teilzunehmen, die sich mit den Folgen der Technologie für die deutsche Kultur beschäftigten. Vor Beginn der Vorträge gab es im Foyer freundschaftliche Begrüßungen unter den Teilnehmern. Es kam zu lebhaften Gesprächen, mit viel Humor und anregendem Gedankenaustausch. Kurz, man erlebte intelligente Menschen, die der Begeisterung für ihr Fach und füreinander Ausdruck gaben. Und dann versammelten sie sich zu den Vorträgen, insgesamt acht, jeder von halbstündiger Dauer. Als sie über die Schwelle des Auditoriums traten, wo die Vorträge gehalten werden sollten, verwandelte sich ihr Gebaren von Grund auf. Jeder schien seine Persönlichkeit im Foyer zurückzulassen, so wie man Hut und Mantel dort abgibt. Natürlich ist das bis zu einem gewissen Grade unvermeidlich, wenn aus Individuen eine Gruppe wird. Aber hier, fand ich, war es noch etwas anderes. Die Gesichter der Zuhörer wurden ausdruckslos und die Körper steif. In diesem Zustand verharrten sie, solange die Redner sprachen. Keine Zeit war eingeräumt für Fragen nach den einzelnen Vorträgen, und man hatte das Gefühl, es wären ohnehin keine gestellt worden. Niemand verließ zwischendurch einmal den Saal. Ist das denn die Möglichkeit, so staunte ich, daß in vier Stunden kein einziger auf die Toilette gehen muß? Oder haben sie so viel Geduld, daß die Langeweile sie nicht aus dem Saal treibt? Möchte niemand eine Zigarette rauchen? Oder telefonieren? Hält es niemand für nötig, wenigstens durch Stirnrunzeln oder Grimassen ein Mißfallen oder Ablehnung zu bekunden? Für einen Amerikaner war die Szene erstaunlich, vor allem deshalb, weil von den Deutschen niemand etwas Besonderes daran zu finden schien. Ist das nun der legendäre deutsche Gehorsam und der Hang zur Förmlichkeit, von dem man ja schon so viel gehört hat? War mir hier schon der Wesenskern des deutschen Charakters vor Augen gekommen, gleich zu Beginn meiner Reise?

Die Antwort, wie sich herausstellen sollte, war Nein. Es wurde mir nicht sofort klar, aber dieser Nachmittag in einem Münchner Hörsaal war das letzte Mal, daß mir die Frage nach dem deutschen Charakter bedeutsam erschien. Als ich durch Deutschland reiste und mit allen Leuten redete, die mit mir reden wollten, darunter auch dem sogenannten Mann auf der Straße, begann die Frage nach dem »Charakter« in den Hintergrund zu treten. Am Ende war sie verschwunden und ersetzt worden durch die Frage nach der deutschen »Situation«. Allmählich fing ich an, meine »Schizophrenie«-Metapher ernster zu nehmen: Auch klinisch betrachtet ist ja die Persönlichkeitsspaltung nicht Sache eines Charakterdefekts. Sie ist eine Reaktion darauf, daß man außerstande ist, eine unerträglich paradoxe Situation aufzulösen. Wenn ich, so wurde mir klar, Anzeichen einer kulturellen Schizophrenie finden wollte, würde ich sie in der Situation suchen müssen, nicht im Charakter.

Am Tag nach den Münchner Vorträgen begann ich zu sehen, worauf es mir ankam. Ich besuchte (sofern dies das richtige Wort ist) Dachau, wo ein Onkel und eine Tante von mir umgekommen sind. Dort ging mir auf, daß die Dachauer Gedenkstätte an sich schon eine unerträgliche Paradoxie ist. Sie versucht, von dem zu sprechen, was sich nicht sagen läßt. Aber was dabei herauskommt, ist ein unmenschlich widerwärtiges Gejammer. Ich habe gehört, wie ein Führer vor einer Gruppe ausländischer Oberschüler erzählte, manche Deutsche hätten nichts von dem gewußt, was in Dachau geschehen sei. Er versicherte, seine Eltern hätten von dem Lager erst durch einen Zeitungsausschnitt aus dem *Manchester Guardian* erfahren, der ihnen nach dem Krieg von Verwandten aus England geschickt wurde. Soviel Unschuldswahn verblüffte mich. Aber was hatte ich von dem Mann erwartet? Hätte er sagen sollen, daß alle Bescheid gewußt haben? Daß Deutsch-

land wahrhaftig von einer Horde Irrer bevölkert gewesen sei? Ich fragte mich, was ich an seiner Stelle gesagt hätte. Ich fragte mich auch, was ich getan hätte, wäre ich ein »guter« Deutscher gewesen und aufgefordert worden, eine solche Gedenkstätte zu entwerfen. Irgendwie, fand ich, hätte ich es nicht so gemacht. Denn die Stätte sieht nett aus, sauber, ordentlich und überhaupt nicht beängstigend. Die Baracken stehen nicht mehr; zu den Todeshäusern gelangt man durch einen kühlen, grünen Laubengang. Das ist doch alles entsetzlich verkehrt, dachte ich. Aber warum? Was hatte ich erwartet? Ein paar Gerippe auf dem Hof? Elektronisch erzeugte Schmerzensschreie aus raffiniert angebrachten Stereo-Lautsprechern? Schwer zu sagen, und die Frage geht mir immer noch nach. Als ich Dachau verließ, hatte ich nur das Gefühl, daß hier die Geschichte mit sich selber Versteck spielt. Es ist eine Situation, für die es keine Auflösung gibt.

Später am selben Tag aß ich zu Mittag mit drei jungen Deutschen, unter ihnen eine sechszwanzigjährige Frau. Ich erwähnte, daß ich in Dachau gewesen war, und das gab der jungen Frau das Stichwort für ein ehrlich gemeintes Klagelied darüber, was der Mensch dem Menschen für ein Unmensch sei. Sie redete davon, wie die Engländer die Iren unterdrückten und die amerikanischen Kolonisten die Indianer. Sie redete auch von dem türkischen Massaker an den Armeniern. Und als mir klar wurde, daß es jetzt so weitergehen würde bis zurück zu Dschingis Khan, fiel ich ihr ins Wort. Ich sagte ihr, meine Sensibilität für die Unmenschlichkeit von Menschen gegen Menschen bedürfe keiner weiteren Schärfung. Aber sie schien entschlossen, sich von ihrem Vortrag nicht abbringen zu lassen, und erst zehn Minuten später schloß sie mit der Bemerkung, daß Hunger und Verzweiflung immer wieder Greuel hervorriefen. Ich antwortete ihr: »Was in Dachau geschehen ist, erfordert eine andere Erklärung als die Beispiele, die Sie genannt haben.« Eine Pause entstand, und dann begann sie zu weinen, zuerst leise, dann nachdrücklicher. Ich entschuldigte mich. »Das war eine Herausforderung am falschen Ort und zur falschen Zeit«, sagte ich. »Außerdem, Sie sind 1959 geboren. Was hat Dachau mit Ihnen zu tun?« – »Sie unterschätzen uns«, antwortete sie. »Es hat allerhand mit uns zu tun. Und Sie haben recht gehabt mit dem, was Sie sagten. Wir Deutschen wollen unserer Vergangenheit nicht ins Auge sehen. Irgendwann macht sie uns noch verrückt.«

Zwei Tage später wies mich die Redakteurin einer Computer-Zeitschrift auf die Schriften von Alexander Mitscherlich hin, die ich bis dahin nicht kannte. Sie empfahl mir, genau nachzulesen, was er über »Trauerarbeit« geschrieben hat. Das habe ich dann getan. Anscheinend muß eine Kultur, ebenso wie ein Mensch, nach einem tragischen Verlust eine Periode der Trauer durchmachen. Wenn sie das nicht tut, kann dies zu Orientierungslosigkeit, Selbsthaß oder sogar Gewalttätigkeit führen. Die junge Frau, die geweint hatte, wollte damit sagen, Deutschland habe seine Trauerarbeit noch nicht geleistet, und ihre ausführliche Darlegung menschlicher Unmenschlichkeiten lag auf der Linie einer typischen Verdrängungsstrategie.

Mitscherlich wurde mir auf meiner Reise mehrmals genannt, besonders in Gesprächen mit Hochschullehrern, Psychologen, Soziologen und Journalisten. Zwei andere Namen wurden noch sehr viel öfter genannt (oder gemeint). Beide zusammen verhalfen mir schließlich zu einem Verständnis der deutschen Situation und zeigten mir, weshalb das Faszinierende und zugleich Gefährliche in dieser Situation liegt und nicht im »deutschen Charakter«. Die beiden Namen, von denen ich spreche, sind Namen von Ideen. Die eine heißt »Amerika«. Die andere könnte man die »unbrauchbare Vergangenheit« nennen. Obwohl beide in meinen Gesprächen mit Intellektuellen auf vielerlei Weise zum Ausdruck kamen, stellten sie sich in der klarsten Form an einer Straßenecke in Hamburg dar. Eine Frau, die für ein Schiller-Institut zu sprechen behauptete und augenscheinlich eine politische Propagandistin war, gab sich die größte Mühe, mich und andere Passanten zu überzeugen, daß Deutschland das *Star-Wars-Projekt* und andere militärische Vorhaben der Amerikaner unterstützen müsse, um »den Westen gegen die



Russen zu stärken, die darauf aus sind, Europa unter ihre Herrschaft zu bringen«. Ein Junge von etwa fünfzehn Jahren kam vorbei und beteiligte sich am Gespräch. Er stellte sich als Emigrant aus Rußland vor, zur Zeit Schüler in Paris. Obwohl er auf seinen russischen Paß zugunsten eines französischen verzichtet hatte, kritisierte er die Frau wegen ihrer anti-russischen Propaganda und stellte seine eigene Propaganda dagegen. Die Russen seien nicht das Problem, sagte er. Die wahren Feinde des Friedens seien die Amerikaner mit ihrem kriegerischen Imperialismus. Ich hörte nur mit einem Ohr hin – das Äußerste an Gefälligkeit, was man für Ideologen aufbringen sollte. Mir kam der Gedanke, daß ich besser daran täte, mir irgendwo das vorzügliche hamburgische Essen schmecken zu lassen, als mir dies hier anzuhören. Die ganze Zeit sah ich einen angespannt wirkenden, etwa sechzigjährigen Mann mit gerötetem Gesicht, offenbar im Begriff, sich in das Gespräch einzumischen. Unschwer war ihm anzumerken, wie seine Wut zunahm, zuerst bei der pro-amerikanischen und dann bei der pro-russischen Propaganda. Dann platzte er mit einer Meinung heraus, von der man sagen könnte, daß sie »pro-deutsch« war. Die Russen, so sagte er, sind noch schlimmer als Hitler. Aber die Amerikaner sind nicht viel besser. Sie sind ordinär und raffgierig, ohne Sinn für Geschichte. Die Russen wollen Deutschland, die Amerikaner haben es. Zum Teufel mit allen beiden! Aber als ich ihn bat, zu erklären, was denn der pro-deutsche Standpunkt genaugenommen bedeute, wurde er vag und wirr. Er konnte nicht sagen, wie Deutschlands Zukunft aussehen sollte – weder politisch noch kulturell oder gesellschaftlich. Was er »pro-deutsch«-Sein nannte, war etwas gänzlich Inhaltsloses. Sein Standpunkt war nur ein Schlagwort, das sich auf nichts bezog. Er fing an zu stottern und mit den Armen zu fuchteln, ein Zeichen extremer Hilflosigkeit.

Hier wurde mir klar, wie Deutschlands Situation heute aussieht. Alles, was man mir gesagt und was ich gesehen hatte, ergab nun ein scharfes Bild. Gibt es eine deutsche Schizophrenie? Ja, fand ich. Und ich glaubte zu verstehen, weshalb. Aber – und dies muß ich deutlich aussprechen – über die historischen Wurzeln meiner »deutschen Frage« wußte ich nichts. Auf meiner Reise erfuhr ich nicht viel darüber, weshalb Deutschland seit fünfhundert Jahren zwei Gesichter hat, weshalb dasselbe Volk Goethe und Goebbels hervorbringen konnte. Dies hatte ich nicht verstanden, und ich verstehe es bis heute nicht und vielleicht niemals. Aber ich habe begriffen, woran dieses Volk krankt, heute, in Westdeutschland, und warum das gefährlich ist.

Die Bundesrepublik Deutschland ist tatsächlich das jüngste Land der westlichen Welt. Es entstand 1949 und (welche Ironie!) fast gleichzeitig mit Israel. Anders als Israel aber hat Deutschland keine brauchbare Vergangenheit. Es ist nicht bloß ein junges Land, es ist historisches Ödland. Deutschlands große Kirchen und Universitäten, seine Musik und seine Literatur sind reine Artefakte, lohnende Forschungsobjekte für Archäologen. Die Deutschen von heute können mit all dem nichts anfangen. Denn wollte man etwas damit anfangen, darauf verweisen oder es bewundern, so müßte man sich fragen: Wohin hat es geführt? Welche geistigen Anregungen, welche Lehren gingen davon aus? Und die Antworten wären verheerend, denn dies alles hat in unserem Jahrhundert zu einer zweimaligen Zertrümmerung der Kultur geführt, in der Menschen aufwuchsen, die an Bach ebenso wie an Buchenwald ästhetischen Genuß fanden. Die Deutschen wissen das selbst besser als irgendwer sonst. Es ist letztlich nicht so, daß sie ihre Vergangenheit vor sich selber versteckt hielten, und auch nicht so, daß sie es versäumten, ihre Trauerarbeit zu leisten. Die Deutschen kennen ihre Vergangenheit – und zwar vollständig – und sind stillschweigend zu dem vernünftigen Ergebnis gekommen, daß sie als Wegweiser für die Zukunft nicht taugt. Jedenfalls heute nicht und vielleicht auch nicht für das nächste Jahrhundert.

Also, *Deutschland hat Angst vor sich selber*. Wer hätte das nicht, wenn er dem nicht mehr trauen kann, was da geschaffen wurde! Ein Journalist in Frankfurt sagte mir, daß sogar der stärkste Kulturträger der Vergangenheit, die deutsche Sprache, suspekt ge-

worden sei. Statt »Jude« sagt man heute »Israeli«; Worte wie »Volkstum«, »Arier« und sogar »Vaterland« könnten nicht mehr ernsthaft gebraucht werden. Nicht nur Stil und Vokabular des Dritten Reiches erscheinen in vieler Hinsicht als zu beängstigend für den ernsthaften öffentlichen Sprachgebrauch, auch der traditionell dunkle Stil des deutschen philosophischen Denkens gilt als suspekt.

Ein Pädagogik-Dozent der Universität Gießen sagte mir, daß die traditionelle deutsche »humanistische« Bildung in Verruf geraten sei. Und als ich einen Soziologen fragte, was er dazu meine, sagte er: »Schließlich hatte ja Goebbels einen Dr. phil. von der Universität Heidelberg. Wohin führt diese Art von Bildung?« Ich war erstaunt, als bei einer Predigt in der Frankfurter Katharinenkirche der Geistliche sagte, nach Auschwitz hätten die Christen kein Recht mehr, einen Juden (oder wen auch immer) darüber zu belehren, wie man die Bibel auslegen müsse. Vielleicht leistete der Mann hier einfach ein Stück Trauerarbeit, aber aus seinen Bemerkungen war klar herauszuhören, daß die Religion, von der die deutsche Kultur fast fünfhundert Jahre lang gespeist wurde, nun selbst in Verdacht geraten ist.

Ein Psychiater in Frankfurt erzählte mir, daß bei seiner Arbeit mit deutschen Patienten der Größenwahn die häufigste Art von Geisteskrankheit ist. Bezeichnenderweise glauben aber nur sehr wenige Patienten, Hitler, Kaiser Wilhelm, Friedrich der Große oder überhaupt ein Deutscher zu sein. Was soll man davon halten? In Frankreich herrscht in den Irrenanstalten kein Mangel an Napoleons; in England findet man das Reich der Gestörten vielfach von Heinrich VIII. oder Churchill regiert; und in Amerika spezialisieren sich unsere Irren auf Jesus Christus (von dem wir Amerikaner gern glauben, daß er fließend englisch sprach und Amerikaner geworden wäre, wenn er nur die geringste Chance dazu gehabt hätte). Dagegen finden in Deutschland sogar die Irren ihre Vergangenheit unbrauchbar.

Aber was in Deutschland eine schizophrene Situation schafft, ist nicht allein die Unbrauchbarkeit seiner Vergangenheit. Zu einer pathologischen Paradoxie gehören zwei unerträgliche Zustände. Und für den zweiten sorgt Amerika. Um es auf eine Formel zu bringen: Mangels einer eigenen Vergangenheit hat Deutschland versucht, sich durch Anlehnung an die amerikanische Gegenwart eine Zukunft zu schaffen. Es ist nicht wichtig, daß Deutschland nach dem Krieg dazu gezwungen wurde und daß ihm keine andere Wahl blieb. Unabhängig davon, welches die anfänglichen Bedingungen waren, ist heute klar, daß sich Deutschland nur durch die Widerspiegelung der amerikanischen Kultur seiner selbst bewußt ist und, aus Verzweiflung, auch nicht anders bewußt sein will.

Ich spreche hier nicht von den amerikanischen Soldaten, die heute ebenso zur deutschen Landschaft gehören wie der Schwarzwald (und sich wahrscheinlich, wenn man das Ausmaß der Luftverschmutzung bedenkt, länger dort halten werden). Auch nicht von den amerikanischen Flugzeug- und Raketenbasen. Dies sind nur Versatzstücke eines militärischen Bündnisses. Ich spreche von den lebendigen Symbolen geistiger Abhängigkeit: vom massiven Eindringen der amerikanischen Sprache, amerikanischer Filme, Moden, Nahrungsmittel, Kreditkarten, Produkte und Industrieformen, des Amerikanischen in Musik, Kunst, Lebensstil, Werbung und Fernsehen. Dies alles ist einfach geschluckt worden, als Gegengift gegen eine Kultur, die ihre eigene Identität eingebüßt hat. Um es in Anlehnung an den legendären Wiener Gesellschaftskritiker Karl Kraus zu sagen: Alles dies erweist sich als jene Krankheit, für deren Therapie es sich hält. Denn es ist zwar unerträglich, ohne Orientierung an der eigenen Geschichte zu existieren, aber ebenso unerträglich ist es, so zu werden wie Omaha, Nebraska.

Ein junger Taxifahrer in München antwortet auf ein Lob für sein gutes Englisch mit der Bemerkung, er habe vieles davon beim Anhören amerikanischer Rock-Bands gelernt. »Rock kann man nicht auf deutsch machen«, sagt er. »Also entweder englisch oder gar

nicht.« Obwohl klar ist, daß er auf Rock nicht verzichten kann, wirkt er ratlos und verärgert.

Ein Psychiater in Karlsruhe sagt, die deutsche Psychiatrie beziehe alle ihre psychopathologischen Kategorien von der amerikanischen Psychiatrie. »Was wir machen, ist meistens dasselbe, was die machen.« Und er fügt hinzu, warum das so sei, wisse er nicht, aber eine solche Situation sei unerträglich.

Ein Verleger in Frankfurt klagt, viele amerikanische Bücher würden ins Deutsche übersetzt, aber nur wenige deutsche ins Englische. »Wir sind mehr daran interessiert, was die Amerikaner denken, als sie daran, was wir denken.« Und: »Sind sie überhaupt daran interessiert, was irgendwer denkt?«

Ein Journalist in München, der viele Jahre in Japan gelebt und gearbeitet hat, redet lange über die »McDonald's-Zivilisation«, wie er das nennt. »Die Japaner«, sagt er, »können Amerika assimilieren. Sie kaufen sich einen amerikanischen Hamburger, nehmen ihn mit nach Hause und essen ihn dort nach alter Sitte mit Stäbchen. Sie sind ein praktisches, geschmeidiges Volk. Wir nicht. Bei uns muß alles entweder das eine oder das andere sein. Wenn es nicht der deutsche Stil ist, dann eben der amerikanische. Eins oder das andere.«

Eine Kellnerin in Hamburg erzählt, noch nie habe sie eine Folge von *Denver* versäumt. Aber dann sagt sie: »Es ist Schund.«

Sogar in einem traditionellen bayerischen Biergarten spürt man, daß Amerika nicht weit ist, zugleich aber verachtet wird. Gewiß, die Kellnerinnen tragen noch immer drei Maßkrüge in einer Hand, und die Brezeln sind riesig. Trotzdem, die Gespräche, die Zigaretten, die Kleidung, dies alles hat deutlich eine amerikanische Note. Die Leute aus Omaha würden sich hier ganz wie zu Hause fühlen. Als ich das zu einem älteren Herrn sage, antwortet er, früher sei das anders gewesen, und dann sagt er nichts mehr.

Aber mit der McDonald's-Zivilisation und ihrer zwiespältigen Aufnahme in Deutschland hat es noch etwas Dunkleres, Bedrohlicheres auf sich. Bei Intellektuellen hatte ich davon reden gehört, oder glaubte, es gehört zu haben. Und bei den weniger Artikulationsfähigen wurde darauf angespielt, allerdings auf Umwegen und nicht sehr deutlich. Aber erst als ich Deutschland zu einem Besuch in Schweden verlassen hatte, wurde mir das klar. In Schweden lernte ich einen angesehenen Publizisten, Arne Ruth, kennen, der mir, ohne von meinem Auftrag in Deutschland zu wissen, ein Buch schenkte, das er zusammen mit Ingemar Karlsson geschrieben hat. Das Buch, von dem es eine deutsche (aber keine englische) Übersetzung gibt, heißt *Gesellschaft als Theater: Ästhetik und Politik im Dritten Reich*. Die Verfasser erklären, das Hauptmerkmal des Dritten Reiches sei eine Politik ohne Inhalt gewesen – das extreme Beispiel für eine Politik als reines Spektakel. Diese These hat eine unheimliche Ähnlichkeit mit meiner eigenen in meinem Buch *Wir amüsieren uns zu Tode*. Denn dort behaupte ich, daß durch die elektronischen Medien der öffentliche Diskurs in Amerika von seriöser Darstellung in eine Art Unterhaltung verwandelt worden ist. Ich stimme überein mit Aldous Huxley, der es für gut möglich hält, daß man in Zukunft die Menschen dadurch beherrschen wird, daß man ihnen Vergnügen zufügt – und nicht Schmerz. Ich zitiere auch Ronald Reagan, der gesagt hat: »politics is show business«.

»Gesellschaft als Theater« – so hätte ich gut und gern auch mein eigenes Buch nennen können. Hätte ich es getan, so gäbe es jetzt zwei Bücher mit diesem Titel: eines über Deutschland in den dreißiger Jahren und eines über Amerika in den achtziger Jahren.

Diese Koinzidenz [zeitliche Zusammenfallen] der Themen ermöglichte es mir, das deutsche Dilemma tiefer zu durchschauen als vorher. Auf der Flucht vor dem ersten Schreckbild – Kultur ohne Vergangenheit – stoßen die Deutschen auf ein zweites und scheuen davor zurück: eine amerikanische Kultur mit schattenhaften Andeutungen des-

sen, was die Deutschen ruiniert hat. Ich sage nicht, daß Amerika heute unter den meisten Gesichtspunkten so ist wie Deutschland in den dreißiger Jahren. Und schon gar nicht glaube ich, daß Amerika ein Auschwitz hervorbringen kann. Worauf es aber ankommt, ist, daß die Deutschen davon nichts wissen. In Deutschland spürt man, daß man eine Kultur importiert hat, die wenig geistigen Zusammenhang besitzt, die an ihren eigenen Traditionen uninteressiert ist und darin aufgeht, Spektakel zu veranstalten.

Sogar Ronald Reagans Bewunderer (und so gut wie jeder Mann auf der Straße, den ich fragte, mit wenigen Ausnahmen, bewunderte ihn) wissen, daß Reagan unfähig ist, fünf logische und politisch gehaltvolle Sätze nacheinander zu sprechen. Er ist eine gute Reklame für sein Land, sagte man mir. Er hat keine Angst vor den Russen und haßt die Kommunisten. Er weckt Optimismus und Selbstvertrauen. An wen erinnert Sie das? Und an was erinnert es Sie? Ich bin sicher, die Deutschen wissen die Antworten (auch wenn die Amerikaner sie nicht wissen), und davor graut ihnen.

Macht diese Situation Deutschland gefährlich? Ich meine, ja. Eine Kultur, die sich vor ihrer Vergangenheit fürchtet, aber auch die einzige Zukunft, die vor ihr zu liegen scheint, verachtet, muß als gefährlich eingeschätzt werden. Wann, wo und für wen gefährlich, das weiß ich nicht. Aber soviel läßt sich sagen: Mit Besuchen in Bitburg und mit Cheeseburgern von McDonald's ist nichts getan. Die Vergangenheit kann nicht zu Grabe getragen werden, eine schöpferische Zukunft kann nicht in Aussicht genommen werden, innerer Friede kann nicht gefunden werden, solange über Deutschland die doppelte Nemesis von Angst und Abscheu hängt.

## Ein stilles Jubiläum

Als ich im Jahre 1986 von einem Redakteur um einen Artikel anlässlich des 200. Geburtstags der Zeitschrift *The Columbian* gebeten wurde, nahm ich diese Gelegenheit wahr, mich einmal ausführlicher mit der Geschichte der Zeitschriften und Magazine zu beschäftigen. Wie man sehen wird, ist die Behauptung, der *Columbian* sei das erste Publikumsmagazin im modernen Stil gewesen, fragwürdig – und dies ist ein erster Grund dafür, daß ich diesen Aufsatz »Ein stilles Jubiläum« genannt habe. Ein zweiter Grund ergibt sich daraus, daß die Zukunftsaussichten von Magazinen dieser Art eher trüb sind; um also nicht den Eindruck eines blauäugigen Optimismus aufkommen zu lassen, tut man gut daran, ein solches Jubiläum in Ruhe und Würde zu begehen.

Morton Zuckerman, der Eigentümer von *The Atlantic*, wird von der Zeitung *New York Newsday* interviewt. George Steiner, der große Literaturwissenschaftler, hält die R. R. Bowker Memorial Lecture. Beides geschieht nicht zur gleichen Zeit, und den Aussagen der beiden Männer liegen ganz unterschiedliche Absichten zugrunde. Dennoch, wenn man nebeneinander hält, was sie zu sagen haben, so ergibt sich daraus für uns ein kurzer, aber provokanter Dialog über die Situation des Publikumsmagazins in Amerika und zugleich über die Situation der Lesekultur.

Nachdem Zuckerman eingeräumt hat, daß *The Atlantic*, anders, als er es vorausgesagt hatte, kein Geld einbringt, wird er gefragt: »Glauben Sie, daß es für den *Atlantic* und ähnliche literarisch anspruchsvolle Publikumszeitschriften eine Zukunft gibt?« Zuckerman erwidert: »Jawohl. Es gibt immer mehr gebildete Leute, die daran gewöhnt sind, Gedanken in gedruckter Form aufzunehmen. Das ist nicht unbedingt das größte Leserpublikum, aber zumindest doch ein äußerst aktives, gebildetes, engagiertes Publikum. Ich denke, ein solches Publikum wird es immer geben.« Warum Zuckerman glaubt, daß es ein solches Publikum immer geben wird und daß es sogar noch im Wachsen begriffen ist, sagt er nicht. Auch die Geschäftsleute, die doch immerzu von dem reden, was unter dem Strich übrigbleibt, leben von schönen Hoffnungen, genauso wie wir anderen auch. Vielleicht – das sei fairerweise gesagt – verstand Zuckerman seine letzte Aussage eher als Frage und nicht als Behauptung. Jedenfalls hätte er sich wohl weniger zuversichtlich gegeben, wenn er Steiners Bowker-Vorlesung gekannt hätte.

Als wolle er auf Zuckermans unternehmerischen Optimismus antworten, stellt Steiner die Hypothese auf, wir hätten das Ende jener Epoche erreicht, in der es ausreichend viele ernsthafte Leser gab, um eine Publikation wie *The Atlantic* lebensfähig zu erhalten. Im 18. Jahrhundert, so erläutert er, habe eine Revolution der Lesekultur eingesetzt. Kennzeichnend für sie waren der Aufstieg des Buches zum Massenmedium, die Einrichtung öffentlicher Bibliotheken und die Entstehung allgemeiner Publikumszeitschriften. Infolgedessen kam es zu einer glücklichen Verbindung zwischen dem Besten, was zu jener Zeit gedacht und geschrieben wurde, und einem Massenpublikum, das bereit, ja geradezu begierig darauf war, dies alles zu lesen. Diese Verbindung zerbrach, wie er glaubt, in den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, und seither ist das Lesen in dem Sinne, wie Erasmus oder Balzac oder Jefferson oder auch Mark Twain es verstanden, keine Tätigkeit der Massen mehr. »Ich möchte annehmen«, so erklärt Steiner, »daß der Zeitraum, sagen wir von der Französischen Revolution bis zu den Katastrophen der beiden Weltkriege eine Oase markiert, eine Oase der Qualität, in der bedeutende Werke der fiktionalen wie der nicht-fiktionalen Literatur tatsächlich ein Massenpublikum erreichten.«

Steiner vermutet, daß wir diese Oase nun hinter uns gelassen haben und wieder in die Wüste geraten sind, mit dem Ergebnis, daß uns drei Arten des Lesens geblieben sind. Zunächst das Lesen als Zerstreuung – jene Art von Lektüre, die die Flughafen-Buchhandlungen so populär macht. Zweitens das Lesen zum Zweck der Information – jene Art von Lesen, an die man angesichts von Ausdrücken wie »Datenbank«, »Computer-Ausdruck«, »Mikroschaltung« oder »Videotext« denkt. Die dritte Art von Lesen ist ein bloßes Überbleibsel aus dem großen Zeitalter der Lesekultur und rückt unter den Zwängen des Informationszeitalters immer mehr in den Hintergrund. Dieses Lesen verlangt Stille, Geduld, Neigung zum Nachdenken, eine gewisse Übung darin, sich von komplexen Zusammenhängen herausfordern zu lassen, und vor allem eine Bereitschaft, die Zerstreuungen der Welt hintanzustellen, so daß Leser und Text zu einer Einheit aus Zeit, Raum und Phantasie werden können. Für unsere Zwecke könnten wir diese Art von Lesen als Zuckermans Hoffnung bezeichnen, denn die Zukunft des anspruchsvollen Publikumsmagazins hängt ganz und gar davon ab, wie viele Leute noch Leser in diesem dritten Sinne sein werden. Gegen Zuckermans Hoffnung steht Steiners Prophezeiung, die er mit einer nichts Gutes verheißenden Munterkeit so formuliert: »Wie steht es mit dem Lesen im alten, archaischen, privaten, geruhsamen Sinne? Vielleicht wird es wieder eine Fertigkeit und Tätigkeit für Spezialisten, so wie es das Lesen in den *scriptoria* und Bibliotheken der Mönchsklöster während des sogenannten finsternen Mittelalters auch war.«

Wenn man also darangeht, einen Essay aus Anlaß des 200. Geburtstags des ersten wirklichen Magazins in Amerika, des *Columbian*, zu schreiben, dann nicht ohne ein Gefühl wehmütiger Ungewißheit. Verfaßt man da etwa schon einen Nachruf auf die Zeitschriften? Das ist nicht meine Absicht. Ich komme, um zu rühmen, nicht, um zu beerdigen. Dennoch, das Gespenst des Alterns und Veraltens läßt sich nicht verscheuchen. Dieses Jubiläum muß ein stilles sein.

Ungewißheit besteht übrigens nicht nur im Hinblick auf die Zukunft der Zeitschriften, Ungewißheit herrscht auch hinsichtlich ihrer Vergangenheit. Daß mit der Veröffentlichung des *Columbian* im Jahre 1786 das erste Magazin Amerikas in Erscheinung trat, darauf haben wir uns in derselben Weise geeinigt, wie wir übereingekommen sind, die Gutenberg-Bibel von 1456 als den Anfang des Buchdrucks anzusehen – nämlich aus Bequemlichkeit. Alles hängt natürlich davon ab, wie wir unsere Begriffe definieren. Das englische Wort *magazine* (Zeitschrift, Magazin) leitet sich von dem französischen *magasin* her, das (wie jeder Seemann weiß) soviel wie »Speicher«, »Lagerhaus« bedeutet. Die frühesten Magazine in England und auf dem Kontinent waren Speicherplätze für Skizzen, Verse, Aufsätze und Mitteilungen vermischten Inhalts. Für die meisten Leser des 18. Jahrhunderts war das Wort Magazin gleichbedeutend mit »Vermischtes«, und es hatte durchaus nicht unbedingt einen positiven Klang. In einer Anmerkung zu seinem satirischen Epos *The Dunciad* nannte Alexander Pope die Magazine »parvenühafte Anhäufungen« von Langeweile und Torheit. Und bis auf den heutigen Tag schwingt in der Bedeutung dieses Wortes etwas von Unterhaltung oder Trivialität mit. Frank Luther Mott, der große Zeitschriftenhistoriker, hat darauf hingewiesen, daß ein Fachorgan für Psychologen den Namen *The Psychiatrist's Magazine* gewiß verschmähen und sich statt dessen *The Psychiatrist's Journal* oder *Review* nennen würde.

Dennoch, einige der hervorragenden Namen der englischen Literatur des 18. Jahrhunderts sind mit dem verbunden, was wir in Ermangelung eines besseren Wortes als Magazin bezeichnen. Daniel Defoe zum Beispiel gab 1704, bevor er *Robinson Crusoe* und *Moll Flanders* schrieb, ein Blatt heraus, das allgemein als erstes britisches Magazin gilt: *The Review*, später bekannt unter dem Titel *Defoe's Review*. Richard Steele startete 1709 den *Tatler* und tat sich 1711 mit Joseph Addison zusammen, um die erste Nummer des berühmten *Spectator* herauszugeben. Sogar Alexander Pope stand nicht abseits, er schrieb für das *Grub Street Journal* und hat dieses Magazin, das von 1730 bis 1738 exi-

stierte, vielleicht sogar gegründet. Wer allerdings den Namen und die Sache in eins setzen will, dem muß man einräumen, daß die erste Publikation, die das Wort »Magazin« im Titel trug, 1731 von Edward Cave, einem Londoner Drucker und Buchhändler, verantwortet wurde. Er nannte sein Erzeugnis *Gentleman's Magazine*, und in der Einleitung zum ersten Band beschrieb er dessen Inhalt so: »... eine monatliche Sammlung, die, wie in einem Magazin, die bemerkenswertesten Stücke über die oberwähnten Themen oder zumindest unparteiische Zusammenfassungen davon horten soll«. Der Hinweis auf die »Zusammenfassungen« ist wichtig, denn Cave ging es zunächst vor allem darum, die besten Artikel aus den damaligen Zeitungen in Auszügen oder Kurzfassungen vorzustellen (womit er den *Reader's Digest* um 200 Jahre vorwegnahm). Wenig später jedoch weitete Cave den Kreis seiner Themen aus. Sie umfaßten nun Prosa und Verse, historische und biographische Skizzen, Nachrufe, Aufzählungen anderer Veröffentlichungen, Lieder (sowohl die Melodie als auch den Text, eine Tradition, die das *Ladies Home Journal* später fortsetzen sollte), Kupferstiche und Karten sowie Berichte über die Debatten im Parlament. Diese letzte Rubrik besorgte einer der Beiträger des Magazins, Dr. Samuel Johnson. An Hand flüchtiger Notizen und mit Hilfe seiner eigenen hochentwickelten Phantasie schrieb Johnson selbst die Reden, die er den englischen Staatsmännern seiner Zeit in den Mund legte, wodurch er sowohl die Qualität dieser Reden als auch das Ansehen der Redner erhöhte.

Im Jahre 1744 erreichte das *Gentleman's Magazine* etwa 10.000 Leser, von denen nicht wenige in Amerika lebten. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß die Amerikaner selbst im eigenen Land Zeitschriften gründeten und sich dabei das *Gentleman's Magazine* zum Vorbild nahmen. Es wird niemanden überraschen, daß der erste *Plan* für ein amerikanisches Magazin von Benjamin Franklin stammt. Bei der tatsächlichen Herausgabe des ersten Magazins in Amerika kam Franklin jedoch drei Tage zu spät. Andrew Bradford brachte sein *American Magazine, or A Monthly View of the Political State of the British Colonies* am 13. Februar 1741 heraus. Franklins *General Magazine and Historical Chronicle for all the British Plantations in America* erschien am 16. Februar. Bradfords Magazin hielt sich drei, das von Franklin sechs Monate. Aber ein Anfang war gemacht und ein Modell entworfen. Zwischen 1741 und 1800 wurden in Amerika fünf- undvierzig Magazine gegründet. Sechzig Prozent von ihnen wurden kein Jahr alt. Vier gingen schon nach einem Monat ein, und nur vier erreichten das Alter von drei Jahren. Aber unter ihnen gab es einige eindrucksvolle Ansätze, vor allem das *American Magazine and Monthly Chronicle* von William Bradford, das 1759 entstand und dreizehn Monate lang erschien.

Warum feiern wird dann den *Columbian*, der erst 1786 erschien, als unser erstes wirkliches Publikumsmagazin? Dafür gibt es im wesentlichen vier Gründe. Erstens, der *Columbian* war das erste Magazin, das seiner äußeren Form nach für uns deutlich als Magazin erkennbar ist. Man muß wissen, daß sich ein Magazin über weite Strecken des 18. Jahrhunderts durch seinen Inhalt und nicht durch sein Format von anderen Publikationen abhob. Die Magazine vor dem *Columbian* sahen aus wie die damaligen Zeitungen und Pamphlete. Das Papier bestand aus rauhem Hadermaterial, die Umschläge aus einem feineren, gefärbten Material, die Schrifttype ähnelte der der Zeitungen. Der *Columbian* verkleinerte nicht nur seine Schrifttype, er präsentierte sich bei seinem Erscheinen im September 1786 auch in einem Format, das ungefähr an das des heutigen *New Yorker* erinnert. Kurz, der *Columbian* gab dem Magazin die Gestalt seiner Zukunft.

Zweitens, der *Columbian* wurde acht Jahre lang allmonatlich etwa zur gleichen Zeit herausgebracht, bis eine Änderung der Postgebühren eine weitere Auslieferung zu teuer machte; mit anderen Worten, er wurde mit einer ähnlichen Regelmäßigkeit verbreitet wie moderne Magazine.

Drittens, der *Columbian* hielt es im allgemeinen für unter seiner Würde, Zeitungsartikel, Auszüge aus Büchern oder Reden nachzudrucken. Statt dessen bemühte er sich um lite-

rarische und nicht-literarische Texte von einzelnen Autoren und bezahlte diese für ihre Beiträge, eine damals fast unbekannt Praxis. Die Autoren genossen ein hohes Ansehen, und in der Regel wurde von ihnen nicht verlangt, in Inhalt oder Form nach den Wünschen des Redakteurs zu verfahren. Im heutigen Sprachgebrauch könnte man den *Columbian* die erste »Autorenzeitschrift« Amerikas nennen.

Und schließlich läßt sich zeigen, daß der Redakteur, Mathew Carey, viele der Traditionen begründete, die bis auf den heutigen Tag für die Tätigkeit von Zeitschriftenredakteuren bestimmend geblieben sind. Carey war aus Irland ins amerikanische Exil gegangen; wegen seiner Artikel, in denen er die Macht der Kirche von England angriff, hatte er eine Zeitlang im Gefängnis gesessen. Nach seiner Ankunft in Amerika arbeitete er kurze Zeit für Benjamin Franklin und edierte dann, bis er bei einem Duell schwer verwundet wurde, eine Zeitung mit dem Namen *The Pennsylvania Herald*. 1786 tat er sich mit William Spotswood und James Trenchard zusammen und brachte den *Columbian* heraus. Dessen Absicht war es, »den neuen Geist des neuen Amerika« zu erfassen – ein hinreichend vages Programm, das Carey genügend Spielraum ließ, seine Vorstellungen von der Tätigkeit eines Redakteurs zu entfalten. Zum Beispiel betrachtete Carey, der ein glühender Anti-Föderalist war, den *Columbian* nicht als Sprachrohr anti-föderalistischer Anschauungen. Von Anfang an veröffentlichte der *Columbian* eine Anzahl hervorragender föderalistischer Schriften. Ganz anders dagegen eine der bedeutendsten Konkurrenzunternehmungen, Noah Websters *American Magazine*, das in seiner Redlichkeit nur Artikel zugunsten des Föderalismus druckte. In gewissem Sinne befreite Carey das Magazin von den Fesseln der politischen Ideologie. Er war übrigens auch (genau wie Noah Webster) ein Verfechter der Idee, daß die Autoren ein Eigentumsrecht an ihren Arbeiten haben. Und anders als die meisten Redakteure seiner Zeit (anders auch als Noah Webster) schrieb er nicht selbst. Er vermittelte seine Sicht der Dinge durch seine Auswahl aus einem Material, das andere produzierten. Man sollte hier auch erwähnen, daß Carey Ende 1787, als er Verleger des *American Museum* wurde, nicht nur Francis Hopkins als bezahlten Redakteur einstellte, sondern auch – als den ersten festangestellten Autor in der Geschichte des amerikanischen Magazins – den Essayisten Jeremy Belknap.

Deshalb feiern wir – obwohl sich gegenteilige Behauptungen nicht von der Hand weisen lassen – mit dem 200. Geburtstag des *Columbian* auch die Anfänge einer äußerst fruchtbaren literarischen Tradition. Schon ein knapper Überblick über diese Tradition zeigt, daß die amerikanische Literatur im 19. Jahrhundert über weite Strecken Magazin-Literatur war. Man betrachte nur die Liste derer, die für die 1821 gegründete *Saturday Evening Post* schrieben. Unter ihnen findet man William Cullen Bryant, Harriet Beecher Stowe, James Fenimore Cooper, Ralph Waldo Emerson, Nathaniel Hawthorne und Edgar Allan Poe. Die meisten dieser Schriftsteller stehen inzwischen auf den Literaturlisten für das erste Semester, es sind Klassiker der amerikanischen Literatur. Emerson, Thoreau und Margaret Fuller arbeiteten in der Redaktion des literarischen Magazins *The Dial* mit, das von 1840 bis 1844 bestanden hat. John Greenleaf Whittier redigierte *National Era*, wo 1852 *Onkel Toms Hütte* vollständig abgedruckt wurde. James Russell Lowell wurde 1857 der erste Redakteur des *Atlantic Monthly*. *Harper's* (das mehrmals verschied und mehrmals wiederauferstand) wurde 1850 gegründet, *The Nation* im Jahre 1865. Insgesamt bildeten diese Zeitschriften ein Forum für jeden bedeutenderen Schriftsteller in Amerika. Sogar die Frauenmagazine, die in den achtziger und neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts eine erste Blüte erlebten – *McCall's*, *Ladies Home Journal*, *Good Housekeeping*, *Cosmopolitan* und *Collier's* –, stellten bedeutende Gestalten der Literatur vor. *The Delineator*, ein gegen Ende des 19. Jahrhunderts gegründetes Frauenmagazin, wurde von Theodore Dreiser redigiert. Und man darf Sara Josepha Hale nicht vergessen, die schon 1832 das *Ladies Magazine* gründete und mit ihrem Gedicht »Mary had a little lamb ...« einen bleibenden Beitrag zur amerikanischen Literatur geleistet hat.



Das Magazin des 19. Jahrhunderts verschaffte also der sich entwickelnden amerikanischen Literatur eine Form und ein Forum – aber es leistete außerdem noch einen weiteren wichtigen Beitrag zur amerikanischen Kultur, einen Beitrag, von dem wir uns bis heute nicht erholt haben und vielleicht nie erholen werden: Die Magazine brachten die Werbebranche hervor. Obwohl Reklame in Magazinen auch vor den achziger Jahren des 19. Jahrhunderts nicht unbekannt gewesen war, änderte sich die Situation drastisch, als der Kongreß das Postgesetz vom 3. März 1879 verabschiedete, das den Magazinen durch besonders günstige Portosätze eine Vorzugsstellung einräumte. Infolgedessen wurden die Magazine zu den günstigsten Instrumenten für die Verbreitung von Anzeigen, die die ganze Nation erreichen sollten. Hier ein Beispiel dafür, wie schnell die Magazine und die Kaufleute ihre Chancen erkannten: In seiner Ausgabe vom 12. November 1885 brachte der *Independent* Anzeigen für folgende Produkte und Dienstleistungen: Erbsen, Backpulver, Fahrräder, Klebstoff, das Warenhaus R. H. Macy's & Co., eine Lebensversicherung, Klaviere, Eisenbahnreisen, Stiefel, Lattenzäune, doppelseitig tragbare Kragen, Manschetten, ein Mittel gegen Schwerhörigkeit und eine Anzeige des Grand Union Hotel in Saratoga Springs. Solche Anzeigen machten nicht nur die Namen bestimmter Firmen bekannt, sie veränderten auch die Fabrikations- und die Vertriebsformen. Die Verbraucher kehrten den hausgemachten, lokalen Produkten den Rücken und wandten sich den in Massenproduktion gefertigten nationalen Markenartikeln zu, die es auf eine größtmögliche Verbreitung abgesehen hatten. Als George Eastman 1888 die tragbare Photokamera erfand, gab er 25.000 Dollar aus, um in Magazinen dafür Reklame zu machen. 1895 war der Name »Kodak« gleichbedeutend mit Kamera – und ist es in einem gewissen Maße bis heute geblieben. Firmen wie Royal Baking Powder, Baker's Chocolate, Ivory Soap und Gillette verschafften sich Zugang zu einem nationalen Markt, indem sie ihre Erzeugnisse in Magazinen anzeigten. Sogar Zeitschriften erschlossen sich den Inlandsmarkt, indem sie in anderen Zeitschriften Inserate schalteten – das spektakulärste Beispiel war das *Ladies Home Journal*. Sein Verleger Cyrus H. K. Curtis gab zwischen 1883 und 1888 eine halbe Million Dollar für Anzeigen aus, mit denen er in anderen Blättern für sein Magazin warb. Im Jahre 1909 erreichte das *Ladies Home Journal* mehr als eine Million Leser.

Ungeachtet der Begeisterung von Curtis für die Reklame war die bedeutendste Figur für die Verquickung von Reklame und Magazin und deshalb auch für das Erscheinungsbild des Magazins im 20. Jahrhundert Frank Munsey, bei dessen Tod im Jahre 1925 William Allen White in einem Nachruf die folgenden Worte fand: »Frank Munsey steuerte zum Journalismus seiner Zeit das Talent eines Fleischwarenfabrikanten, die Moral eines Geldwechslers und die Manieren eines Bestattungsunternehmers bei. Ihm und seinesgleichen ist es gelungen, einen einst ehrwürdigen Beruf in eine Acht-Prozent-Aktie zu verwandeln. Er ruhe in Frieden.« Was hatte Munsey Böses getan? Er hatte zwei Entdeckungen gemacht. Erstens, ein Magazin konnte eine große Verbreitung erreichen, wenn man das einzelne Heft zu einem Preis verkaufte, der weit unter den Kosten für seine Herstellung lag; zweitens, große Gewinne ließen sich aus dem hohen Aufkommen an Anzeigen erzielen, die von einer hohen Auflage angelockt werden würden. Im Oktober 1893 ließ Munsey in der *New York Sun* eine Anzeige drucken, in der er ankündigte, *Munsey's Magazine* werde seinen Preis von 25 Cent auf 10 Cent und das Jahresabonnement von 3 Dollar auf 1 Dollar senken. Die erste 10-Cent-Ausgabe soll eine Auflage von 40.000 Exemplaren gehabt haben. Innerhalb von vier Monaten stieg die Auflage auf 200.000; wieder zwei Monate später lag sie bei 500.000. *Munsey's Magazine* war zwar mit minderwertigem Geschreibsel gefüllt, aber seine Entdeckungen zur Ökonomie des Zeitschriftengeschäfts wurden zum Vorbild für alle Magazine. Im Jahre 1900 enthielt *Harper's* mehr Anzeigen, als es in den vorausgegangenen zweiundzwanzig Jahren verbreitet hatte.

Gestützt auf eine die gesamte Nation anvisierende Werbung als wirtschaftliche Basis, gestützt auf die Tradition, das Beste zu veröffentlichen, was gedacht und geschrieben wird, und auf eine große, aufnahmebereite Leserschaft, schwang sich das Magazin in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts zu neuen Gipfeln empor. Auf den Seiten von *The Smart Set*, *American Mercury*, *The New Yorker*, *The Saturday Review of Literature*, *Harper's*, *The Atlantic Monthly*, *Vanity Fair*, *The Nation* und *The New Republic* ertönte – im literarischen wie im nicht-literarischen Bereich – die amerikanische Prosa in einer Klangfülle und Intensität wie nie zuvor. Wer hätte damals zu sagen gewagt, dies sei der Nachtigallengesang, der am schönsten und lieblichsten klingt, wenn dem Sänger der Augenblick des Todes naht? Selbst heute scheut man sich noch, so etwas zu behaupten. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß hinter dieser Melodie neue Töne hörbar wurden, eine neue Melodie, die das Ende vielleicht nicht des Publikumsmagazins, wohl aber das seiner glorreichen Tage ankündigte.

Es kam die Steckdose, an die sehr verschiedenartige und verlockende Medien angeschlossen werden konnten, die allesamt das Ansehen, die Ökonomie und das Monopol des literarisch anspruchsvollen Publikumsmagazins angriffen. Ich denke hier vor allem an Radio, Kino und Fernsehen. Gemeinsam attackierten diese »Medien«, wie man sie genannt hat, die Magazine aus mehreren Richtungen. Sie untergruben, erstens, die ökonomische Grundlage der Magazine, indem sie sie ihrer Werbeeinnahmen beraubten. Bis in die Mitte dieses Jahrhunderts waren die Magazine beim Gewinnen von Anzeigenkunden allen anderen Konkurrenten überlegen. Im Jahre 1950 zum Beispiel wurden 515 Millionen Dollar für Anzeigen in Magazinen ausgegeben, das waren 9 Prozent aller Ausgaben für Werbung. Im selben Jahr flossen nur 171 Millionen Dollar, oder 3 Prozent des gesamten Werbeaufkommens, an das Fernsehen. 1966 wurden 1,295 Milliarden für Magazinwerbung ausgegeben (7,8 Prozent), aber 2,765 Milliarden (16,7 Prozent) für die Fernsehwerbung. Dieser Trend hält unverändert an. Auch das Radio trug dazu bei, die Einnahmen der Magazine zu schmälern, ebenso wie das Kino. Das Kino konkurrierte natürlich nicht direkt um das Geld aus der Werbung, aber es schluckte einen Teil des Geldes, das die Leute für ihre Freizeitaktivitäten ausgaben.

In einem Zusammenhang mit diesem letzten Punkt steht, zweitens, die Tatsache, daß die Medien die Struktur der Freizeitaktivitäten veränderten. Mit dem Radio zum Beispiel wurde es für die Menschen überflüssig, einander vorzulesen oder überhaupt etwas zu lesen. Das Kino lockte sie ganz von zu Hause fort. Das Fernsehen holte sie wieder zurück, aber nicht zum Lesen. Gegenwärtig sehen allabendlich rund 90 Millionen Amerikaner zur Hauptsendezeit fern. Dabei ist »fernsehen« etwas ganz anderes als »eine Fernsehsendung sehen«. Das letztere setzt Auswahl voraus, ersteres geschieht zwanghaft. Es ist wichtig, hierauf hinzuweisen, weil sich das Publikumsmagazin in einem gewissen Sinne an ein Publikum zwanghafter Leser richtete, an dessen Stelle nun die zwanghaften Fernsehzuschauer getreten sind. Außerdem veränderte die allgemeine Verfügbarkeit der verschiedensten Medien (zu ihnen gehören auch die Stereoanlage und das vielfach unterschätzte Telephon) sowohl den Geräuschpegel als auch das Zerstreungsniveau im durchschnittlichen Haushalt, so daß sich die Bedingungen für ernsthaftes Lesen auch hierdurch verschlechterten.

Drittens trugen Kino und Fernsehen, unterstützt von der Entwicklung der Photographie, zur Entstehung dessen bei, was wir heute als visuelle Kultur bezeichnen. In Amerika ist das Wort als zentraler Modus öffentlicher Diskurse in erheblichem Maße durch das Bild verdrängt worden. Politiker, Geistliche, Journalisten und Richter sind uns heute durch ihre Gesichter bekannt und nicht durch das, was sie sagen. Noch schlimmer ist, daß sich das Publikum mehr und mehr daran gewöhnt, Informationen in Form von Bildern – und zwar rasch sich bewegenden Bildern – aufzunehmen, und nicht mehr die Geduld und möglicherweise auch nicht mehr die Fähigkeit hat, das langsame, lineare, abstrakte Wort zu verarbeiten. Überdies haben die lichtgeschwinden Medien mit ihrer Augen-

blicksbezogenheit das gedruckte Wort in eine Aura von Rückständigkeit gehüllt. Nicht nur die Zeitung von gestern ist ein alter Hut, sondern auch die von heute.

Und schließlich haben die Medien einen großen Teil des Talents an sich gezogen, das sich früher der schriftstellerischen Arbeit für die Magazine gewidmet hätte. Drehbücher für den Film oder Fortsetzungsserien für das Fernsehen zu schreiben birgt die Aussicht auf Ruhm und Reichtümer, wie sie sich jemand, der für ein Magazin schreibt, einfach nicht erhoffen kann. So wie die Leser dieser Form den Rücken kehren, weil sie zu komplex oder zu langsam oder veraltet ist, kehren ihr auch die Autoren den Rücken, weil das Honorar zu niedrig und die Verbreitung zu gering ist.

Wohin führt uns der Weg? Nachrufe, so wollen wir hoffen, sind verfrüht. Zum einen haben manche Magazine ihre Form verändert und sich damit der veränderten Bedeutung des Lesens im Leben der Menschen angepaßt. *Harper's* zum Beispiel hat die Länge seiner Storys und Artikel verringert, um der verminderten Konzentrationsfähigkeit seiner Leser entgegenzukommen. Zum anderen mehrten sich die Hinweise darauf, daß bei vielen Produkten die Werbung in Druckerzeugnissen wirkungsvoller ist als die Fernsehwerbung. Die Wirtschaft mag dies noch nicht recht glauben, aber wenn sie sich hiervon überzeugen sollte, würde das die ökonomische Basis der Magazine erheblich stärken. Zum dritten sind die Ausmaße der allgemeinen Leseschwäche und Leseunlust nun endlich doch als nationales Problem, vielleicht sogar als Krise, erkannt worden. Pädagogen und Parlamentarier haben begonnen, Lösungen anzubieten, die vielleicht auf lange Sicht geeignet sind, Zuckermans Hoffnung zu nähren. George Steiner seinerseits hat vorgeschlagen, alle Colleges für nicht-graduierte Studenten in *Leseschulen* zu verwandeln. Es gibt sogar eine Gruppe von Pädagogen (zu denen auch ich mich rechne), die Steiners Vorschlag auf die Hochschulen ausdehnen möchten. Dem liegt die Idee zugrunde, daß Veränderungen in der Struktur des Bildungswesens viel dazu beitragen könnten, dem gedruckten Wort seine alte Bedeutung zurückzugeben. Dieser Gedanke ist durchaus nicht aus der Luft gegriffen. Schließlich waren es ebenfalls Veränderungen im Bildungswesen, die im 17. und 18. Jahrhundert dem gedruckten Wort zu seinem großen Ansehen und seiner Macht verhelfen.

Ein wenig optimistisch mag schließlich auch die Tatsache stimmen, daß keine Auswirkung des Medienwandels so unausweichlich ist, daß wir die Zukunft mit Sicherheit voraussagen könnten. Wie ein Blick in die Vergangenheit zeigt, hält die Geschichte der Medien immer wieder Überraschungen bereit. Das heißt, es kann sich herausstellen, daß jene, die – sei es aus Übermut, sei es aus Schwermut – Voraussagen über den Verfall aller ernsthaften Formen von Literatur machen, am Ende doch unrecht behalten. Hier steht die Ungewißheit auf unserer Seite. So wollen wir denn, wohl wissend, daß das Publikumsmagazin heute in einem schweren Kampf steht, ihm zu Ehren unsere Fahne hissen – indem wir seinen zweihundertsten Geburtstag in Amerika feiern und unseren jungen Leuten von seiner robusten Geschichte erzählen. Und natürlich, indem wir nicht vergessen, unsere Abonnements zu verlängern.

## Das Gleichnis vom Kragenrand

Die beiden folgenden Essays beschäftigen sich wie noch einige andere in diesem Buch mit dem Fernsehen. Obwohl sich beide Texte in ihrem Stil unterscheiden, ist ihr Zweck der gleiche: Sie wollen die Beziehung zwischen der Form bestimmter Arten von Sendungen und deren gesellschaftlichen Folgewirkungen beleuchten. Man muß hier erwähnen, daß sich Amerikaner und Europäer in ihrer Einstellung zum Fernsehen unter anderem dadurch voneinander unterscheiden, daß die Europäer das Fernsehen ernst nehmen. Sie scheinen zu begreifen, daß der Medienwandel kein additiver Prozeß, sondern eine ökologische Umwälzung ist. Das heißt, wenn ein starkes neues Medium wie das Fernsehen Eingang in eine Kultur findet, dann ist das Ergebnis nicht die alte Kultur plus dem neuen Medium. Das Ergebnis ist vielmehr eine durch und durch neue Kultur. Die Wirkung läßt sich mit der vergleichen, die sich ergibt, wenn man einen Tropfen roten Farbstoffs in einen Becher mit klarem Wasser fallen läßt. Am Ende hat das Wasser bis in jedes Atom eine neue Farbe angenommen. Aus diesem Grund ist das Fernsehen für mich fast zu einer fixen Idee geworden, denn ich habe nicht den Eindruck, daß meine Landsleute seine Bedeutung wirklich ermessen. Wir sprechen über Amerika, als sei das Fernsehen bloß hinzugekommen, als hätte sich sonst kaum etwas geändert. Die Amerikaner sehen fern. Aber so weit sind wir noch nicht, daß wir uns fernsehen sähen.

Werbespots im Fernsehen sind eine Form von religiöser Literatur. Wenn man sich ernsthaft mit ihnen beschäftigt, gerät man auf das Feld der Hermeneutik, jenes Zweigs der Theologie, der sich mit der Auslegung und Erklärung der Heiligen Schrift befaßt. Genau dies gedenke auch ich hier zu tun. Mögen sich Heiden, Ketzler und Ungläubige anderen Dingen zuwenden.

Zunächst einmal: Ich behaupte nicht, daß jeder Fernsehwerbespot einen religiösen Inhalt besitze. So wie der Pfarrer in der Kirche die Aufmerksamkeit seiner Gemeinde zuweilen auch auf außerkirchliche Belange lenkt, so gibt es Reklamespots, die rein weltlicher Natur sind. Jemand hat etwas zu verkaufen; man erfährt, worum es sich handelt, wo man es bekommen kann und was es kostet. Eine solche Werbung mag zwar schreierisch und aggressiv sein, aber sie propagiert keine Doktrin und beschwört keine Theologie.

Die Mehrzahl der wichtigen Werbespots im Fernsehen nimmt jedoch die Gestalt eines religiösen, auf einer kohärenten Theologie errichteten Gleichnisses an. Wie alle religiösen Gleichnisse entfalten sie eine Vorstellung von Sünde, geben Hinweise auf den Weg zur Erlösung und eröffnen einen Ausblick auf das Himmelreich. Außerdem deuten sie an, wo die Wurzeln allen Übels liegen und worin die Pflichten der Gottgefälligen bestehen.

Betrachten wir zum Beispiel das Gleichnis vom Kragenrand. Innerhalb der Fernsehtheologie nimmt es etwa die Stelle ein, die dem Gleichnis vom verlorenen Sohn in der Bibel zukommt, nämlich die eines Archetyps, der die meisten formalen und inhaltlichen Elemente umfaßt, die für seine Gattung typisch sind. Das Gleichnis vom Kragenrand ist kurz, es fordert vom Zuschauer nicht mehr als 30 Sekunden Zeit und Aufmerksamkeit. Hierfür gibt es drei Gründe. Erstens, es ist kostspielig, im Fernsehen zu predigen. Zweitens, die Aufmerksamkeitsspanne der Gemeinde ist kurz und die Gemeinde anfällig für anderweitige Zerstreungen. Und drittens, ein Gleichnis braucht nicht ausführlich zu sein; die Tradition schreibt vor, daß seine Erzählstruktur komprimiert, seine Symbole unzweideutig und seine Erklärung bündig sein sollen.

Tatsächlich folgt die Erzählstruktur des Gleichnisses vom Kragenrand den vertrauten Bahnen der Tradition. Die Geschichte hat einen Anfang, ein Mittelstück und ein Ende. Hier eine kurze Beschreibung für die, die sie nicht kennen.

Wir sehen ein Ehepaar in entspannter Atmosphäre – in einem Restaurant. Die beiden sind offenkundig gern zusammen und fühlen sich sichtlich wohl. Eine Kellnerin nähert sich dem Tisch und bemerkt, daß der Mann einen schmutzigen Kragenrand hat; unverwandt blickt sie nach dem Kragen und verkündet dann mit einem höhnischen Grinsen allen in Hörweite Sitzenden, worin das Vergehen des Mannes besteht. Der ist gedemütigt und wirft seiner Frau einen vorwurfsvollen Blick zu (denn sie ist die Ursache seiner Beschämung). Sie blickt drein, als ekelte sie sich vor sich selbst, eine Miene, in die sich noch ein Anflug von Selbstmitleid mischt. Das ist der Anfang des Gleichnisses: die Entstehung eines Problems.

Im weiteren Verlauf sieht man, wie die Frau zu Hause ein Waschmittel benutzt, das den Schmutz an jedem Männerhemdkragen unfehlbar beseitigt. Stolz zeigt sie ihrem Mann, was sie gerade tut, und er verzeiht ihr mit einem bewundernden Lächeln. Dies ist das Mittelstück des Gleichnisses: die Lösung des Problems. Schließlich sehen wir das Paar noch einmal in einem Restaurant, diesmal jedoch kann ihnen der prüfende, forschende Blick der Kellnerin nichts anhaben. Hier endet das Gleichnis: mit der Moral, der Erklärung, der Exegese. Wir brauchen daraus nur noch die richtigen Schlüsse zu ziehen.

Wie bei allen Gleichnissen liegen hinter der vordergründigen Schlichtheit tiefe Gedanken, die es zu erwägen gilt. Besonders hintergründig und wichtig ist die Vorstellung davon, wo und wie Probleme entstehen. Jedes System von Glaubensanschauungen umfaßt auch eine Annahme über die Hauptwurzel allen Übels, der die verschiedenen Formen der Sünde entspringen. Für die Naturwissenschaft zum Beispiel verkörpert sich das Böse im Aberglauben, in der Psychoanalyse finden wir es in den frühen, neurotischen Transaktionen mit unseren Eltern, für das Christentum ist es in der Vorstellung von der Erbsünde verankert.

Bei den Reklamegleichnissen des Fernsehens nun liegt die Hauptwurzel allen Übels in einer naiven, unwissenden Einstellung zur Technik, in der Ahnungslosigkeit gegenüber den wohlthätigen Errungenschaften des industriellen Fortschritts. Sie ist die Hauptquelle allen Leids, aller Beschämung, aller Zwietracht im Leben. Und wie das Gleichnis vom Kragenrand klar zu erkennen gibt, können einen die Folgen dieser Ahnungslosigkeit jederzeit ereilen, ohne Vorwarnung und mit der ganzen Kraft ihrer zerstörerischen Wirkung.

Diese unberechenbaren Auswirkungen technischer Ahnungslosigkeit und ihre Gewalt bilden ein wichtiges Element der Reklametheologie des Fernsehens, denn sie gemahnen die Gemeinde ständig an die eigene Verletzbarkeit. Nie darf man sich der Selbstzufriedenheit oder gar dem Selbstlob überlassen. Der Versuch, ohne die Wohltaten der Technik zu leben, birgt Gefahren in sich, denn für den Wachsam ist die in diesem Versuch sich bekundende Ahnungslosigkeit jederzeit schmerzlich sichtbar. Dieser Wachsame kann in Gestalt einer Kellnerin, eines Freundes, einer Nachbarin auftreten oder gar als Gespenstererscheinung, sozusagen als heiliger Geist, der wie aus dem Nichts plötzlich in der Küche steht und einem die eigene verbohrte Ahnungslosigkeit aufdeckt.

Die Idee der technischen Ahnungslosigkeit muß hier natürlich sehr weit gefaßt werden und bezieht sich nicht nur auf Waschmittel, Tabletten, Monatsbinden, Autos, Salben und Nahrungsmittel, sondern auch auf technische Einrichtungen wie Sparkassen oder Verkehrsmittel. So kann es z.B. geschehen, daß man im Urlaub zufällig den Nachbarn über den Weg läuft (in TV-Reklamegleichnissen immer ein Zeichen von Gefahr) und erfährt, daß sie ihr Geld bei einer bestimmten Bank angelegt haben, deren Zinssätze man nicht kannte. Das ist natürlich eine moralische Katastrophe, man steht da wie ein Dummkopf, und der Urlaub ist verdorben.

Aber wie wir am Gleichnis vom Kragenrand schon gesehen haben, gibt es einen Weg der Erlösung. Wenn man ihn beschreitet, muß man allerdings zwei Hindernisse überwinden. *Erstens* muß man sich den Ratschlägen und der Kritik jener öffnen, denen bereits größere Erleuchtung zuteil geworden ist. Im Gleichnis vom Kragenrand kommt der Kellnerin diese Funktion des Ratgebers zu, obwohl sie sehr hart, ja fast unerbittlich auftritt. In anderen Gleichnissen ist der Ratgeber eher sarkastisch als streng. In den meisten aber, etwa in allen Werbespots für Binden, Mundwasser, Shampoo und Aspirin, wirken die Berater freundlich und sympathisch und sind sich ihrer eigenen Verwundbarkeit in anderen Angelegenheiten durchaus bewußt.

Vom Ahnungslosen wird nun nichts weiter verlangt, als daß er die Unterweisung in dem Geiste annimmt, in dem sie ihm gewährt wird. Damit wird der Gemeinde eine doppelte Lektion erteilt: Man soll die Ratschläge nicht nur bereitwillig akzeptieren, man soll sie auch ebenso bereitwillig austeilen. Das Ratgeben ist sozusagen die oberste Pflicht der Gottgefälligen. Und die ideale Religionsgemeinschaft könnte man sich als eine Gruppe von Leuten vorstellen, die fortwährend Ratschläge über die neuesten technischen Errungenschaften untereinander austauschen.

Das *zweite* Hindernis auf dem Weg zur Erlösung gründet in der Bereitschaft, dem empfangenen Rat entsprechend zu handeln. Wie in der traditionellen christlichen Theologie genügt es nicht, das Evangelium zu hören und es zu verkünden. Daß man die Botschaft verstanden hat, muß in guten Werken zum Ausdruck kommen, also in Handlungen. Im Gleichnis vom Kragenrand handelt die Ehefrau, die zuvor so jämmerlich dastand, sofort, und das Gleichnis schließt damit, daß es der Gemeinde die Wirkung ihres Tuns vorführt.

Im Gleichnis von der Person mit dem Mundgeruch, das in mehreren Versionen umläuft, sehen wir eine Frau, die von den technischen Möglichkeiten zur Behebung ihrer Reizlosigkeit nichts ahnt und nun von einer hilfreichen Zimmergenossin aufgeklärt wird. Die Frau nimmt den Rat unverzüglich an, mit dem Ergebnis, welches uns in den letzten fünf Sekunden gezeigt wird: Flitterwochen auf Hawaii. Im Gleichnis vom dummen Geldanleger wird uns ein Mann gezeigt, der nicht weiß, wie er sein Geld zum Geldverdienen veranlassen kann. Nachdem man ihn aufgeklärt hat, handelt er rasch und wird am Schluß des Gleichnisses mit einem Auto oder einem Trip nach Hawaii oder etwas anderem, das Seelenfrieden zu stiften vermag, belohnt.

Wegen der Kompaktheit der Reklamegleichnisse muß der Schluß, also die letzten fünf Sekunden, einen doppelten Zweck erfüllen. Zunächst einmal liefert er die Moral der Geschichte – wenn man in dieser Weise handelt, wird jenes die Belohnung sein. Und indem uns das Ergebnis gezeigt wird, führt man uns zugleich ein Bild des Himmels vor Augen. Gelegentlich dürfen wir auch einen Blick in die Hölle werfen, etwa in dem Gleichnis von den verlorenen Travellerschecks: technisch Ahnungslose, die auf ewig dazu verdammt sind, in der Fremde, fern der Heimat umherzuirren. Aber häufig wird uns ein Himmel gezeigt, zugänglich und voller Herrlichkeit, ein Himmel im Hier und Jetzt, auf Erden, in Amerika und nicht selten auf Hawaii.

Aber Hawaii ist nur ein zweckdienliches, immer wieder verwendetes Symbol. Der Himmel kann überall Gestalt annehmen und sich auftun. Im Gleichnis von dem Mann, der häufig mit dem Flugzeug unterwegs ist, gelangt der verwirrte Flugreisende in den Himmel, indem er an den Schalter eines Autoverleihs tritt, zu dem ihn ein engelsgleicher Bote geleitet. Der Ausdruck von Ekstase auf dem Gesicht des Mannes verrät, daß er der Transzendenz in diesem Augenblick so nahe ist, wie er es sich nur je erhoffen kann.

»Ekstase« ist hier die zentrale Idee, denn in den Reklamegleichnissen werden die verschiedenen Arten von Ekstase nicht minder detailliert geschildert als in der religiösen Literatur. Gegen Ende des Gleichnisses von den fleckigen Gläsern erscheint auf den

Gesichtern des Ehemannes und seiner Frau ein ekstatischer Ausdruck, den man un-  
schwer als himmlische Glückseligkeit entziffern kann. Selbst in dem Gleichnis vom  
Hemdkragen, wo wir es auf den ersten Blick mit einer weniger tiefen moralischen Krise  
als im Gleichnis von den fleckigen Gläsern zu tun haben, begegnet uns reine, ungetrübte  
Ekstase. Wo aber Ekstase ist, da ist auch der Himmel. Kurzum, der Himmel ist überall,  
wo wir unsere Seele mit Gott vereinen – und dieser Gott ist natürlich die Technik samt  
ihren Errungenschaften.

Wann genau die Amerikaner als religiöses Volk ihren traditionellen Gottesglauben  
durch den Glauben an die veredelnde Kraft der Technik ersetzt haben, läßt sich nicht  
leicht bestimmen. Die Werbespots im Fernsehen – das muß betont werden – haben die-  
sen Wandel nicht herbeigeführt, doch es ist unverkennbar, daß sie ihn widerspiegeln,  
dokumentieren und intensivieren. Sie bilden die reichhaltigste Literatur über unser neu-  
es spirituelles Engagement. Deshalb haben wir auch die heilige Pflicht, die TV-  
Werbespots der ständigen, sorgfältigen Prüfung durch die Hermeneutik zu unterziehen.

## Die Nachrichten

Das ganze Problem der Nachrichten im Fernsehen läßt sich so zusammenfassen: Sämtliche Wörter, die während einer einstündigen Nachrichtensendung gesprochen werden, könnte man auf einer einzigen Zeitungsseite unterbringen. Aber auf einer Druckseite kann man die Welt nicht begreiflich machen. Natürlich, das Fernsehen bietet eine Entschädigung: Es bietet Bilder, und diese Bilder bewegen sich. Oft heißt es, laufende Bilder, ob im Film oder auf einem Videoband, seien selbst eine Art von Sprache – und daran ist viel Wahres. Aber diese Bildersprache unterscheidet sich radikal von gesprochener oder geschriebener Sprache, und auf diese Unterschiede kommt es an, wenn man die Fernsehnachrichten begreifen will.

Zunächst einmal eignet sich die Grammatik der Bilder nicht sonderlich gut, um zu vermitteln, daß etwas vergangen oder gegenwärtig ist. Wenn Terroristen der Welt beweisen wollen, daß ihre entführten Geiseln noch am Leben sind, photographieren sie sie zusammen mit der neuesten Ausgabe einer Zeitung. Die Datumszeile der Zeitung ist ein unwiderlegbarer Beweis dafür, daß das Photo nach diesem Datum aufgenommen wurde. Ohne die Hilfe der Sprache sind Film und Videoband außerstande, zeitliche Dimensionen auch nur annähernd genau bildlich wiederzugeben. Man stelle sich einen Filmstreifen vor, der einen Flugzeugträger auf hoher See zeigt. Vielleicht könnte man das Schiff als ein sowjetisches oder amerikanisches identifizieren, aber es wäre völlig unmöglich, zu sagen, wo in aller Welt sich der Flugzeugträger befindet, wohin er unterwegs ist und wann die Aufnahmen gemacht wurden. Nur durch Sprache – durch Wörter über Bilder – kann das Bild des Flugzeugträgers als Darstellung eines bestimmten Ereignisses Bedeutung gewinnen.

Und dennoch kann man das Bild des Flugzeugträgers als solches genießen. Man kann die gewaltige Größe des Fahrzeugs interessant finden; sie signalisiert militärische Macht unterwegs. Es liegt eine gewisse Dramatik darin, verfolgen zu können, wie die Flugzeuge mit hoher Geschwindigkeit hereinkommen und auf dem Deck abgebremst werden. Hier stoßen wir auf einen zweiten wichtigen Punkt, der die Sprache der Bilder betrifft. Die Grammatik laufender Bilder bevorzugt Bilder, die sich verändern. Aus diesem Grund finden Gewalt und Zerstörung so häufig den Weg auf die Mattscheibe. Wenn etwas gewaltsam zerstört wird, dann verändert sich sein Zustand auf eine deutlich sichtbare Weise. Daher die überwältigende Wirkung von Feuer. Feuer verleiht den Vorstellungen von Vernichtung, Verschwinden, Tod eine anschauliche Form – der Gegenstand, der verbrennt, wird vom Feuer tatsächlich hinweggerafft. Aus diesem elementaren Sachverhalt wird verständlich, daß Brände ein gutes Thema für die Fernsehnachrichten sind. Zuerst war etwas da, jetzt ist es weg, und die Veränderung wird im Film festgehalten.

Erdbeben und Taifune sind ebenso eindrucksvoll: Vor den Augen des Zuschauers wird die Welt zerlegt. Wenn eine Zuschauerin Verwandte in Mexico City hat und es ereignet sich dort ein Erdbeben, dann gewinnen für sie die Bilder der Zerstörung als Bericht von einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit möglicherweise ein spezifisches Interesse. Das heißt, sie verfolgt die Fernsehnachrichten, um ihnen Informationen über ein bedeutsames Ereignis zu entnehmen. Aber der Film über ein Erdbeben bleibt auch dann interessant, wenn dem Zuschauer das Ereignis selbst gleichgültig ist. Mit anderen Worten, man kann den Nachrichten auch auf eine ganz andere Art beiwohnen – als Zuschauer, der unterhalten werden möchte. Mitzuerleben, wie Häuser einstürzen, ist aufregend, gleichgültig, wo diese Häuser stehen. Vor unseren Augen verwandelt sich die Welt in Staub.



Diejenigen, die in Amerika Fernsehnachrichten produzieren, wissen, daß ihr Medium Bilder bevorzugt, die sich bewegen. Deshalb verabscheuen sie »sprechende Köpfe«, also Leute, die vor die Kamera treten und etwas sagen. Wenn »sprechende Köpfe« im Fernsehen erscheinen, gibt es nichts zu zeigen oder zu dokumentieren, kein Bruch in einem Kontinuum gibt Gelegenheit zu guten Bildern. Im Kino ist die Situation anders. Auf der Leinwand können Nahaufnahmen von einem guten Schauspieler, der eine dramatische Rede hält, mitunter interessant sein. Wenn Clint Eastwood die Augen zusammenkneift und seinen Rivalen herausfordert, als erster zu schießen, dann sieht der Zuschauer, wie die kalte Wut des Mannes, den Eastwood verkörpert, sichtbare Gestalt annimmt, und das Zusammenkneifen der Augen hat etwas Dramatisches. Aber die Wirkung dieser unscheinbaren Bewegung beruht zum großen Teil auf der Größe der Leinwand und auf der Dunkelheit im Kinosaal, die einen Eastwood und jede seiner Handlungen »überlebensgroß« erscheinen lassen.

Der Fernsehbildschirm hingegen ist kleiner als das Leben. Er nimmt etwa 15 Prozent des Wahrnehmungsfeldes eines Zuschauers ein, während die Kinoleinwand etwa 70 Prozent beansprucht. Der Bildschirm befindet sich auch nicht in einem abgedunkelten, der Welt entrückten Theater, er steht vielmehr in der alltäglichen Umgebung des Zuschauers. Deshalb müssen die visuellen Veränderungen drastischer und dramatischer ausfallen, wenn sie interessant sein sollen. Ein Zusammenkneifen der Augen genügt nicht. Ein Autozusammenstoß, ein Erdbeben, eine brennende Fabrik sind schon viel besser.

Betrachten wir unter Berücksichtigung dieser Überlegungen nun den Aufbau einer typischen Nachrichtensendung. In Amerika beginnt fast jede Nachrichtensendung mit Musik, deren Charakter andeutet, daß bedeutsame Ereignisse bevorstehen. (Beethovens *Fünfte Symphonie* wäre im Grunde gerade richtig.) Die Musik ist sehr wichtig, denn sie stellt die Nachrichten auf eine Ebene mit verschiedenen Formen von Theater und Ritual – man denke an eine Oper oder einen Hochzeitszug –, bei denen die musikalischen Themen die Bedeutung des Ereignisses unterstreichen. Musik trägt uns sofort in das Reich des Symbolischen, in eine Welt, die man nicht wörtlich nehmen darf. In der wirklichen Welt spielen sich die Ereignisse schließlich ohne musikalische Untermalung ab. Aber bei der Musik hört die Symbolik noch keineswegs auf. Im Studio vernimmt man nun das Geräusch von Fernschreibern – nicht etwa deshalb, weil sich dieser Lärm nicht ausblenden ließe, sondern weil er selbst eine Art von Musik ist. Er gibt uns zu verstehen, daß noch immer Meldungen aus allen Winkeln des Erdballs eintreffen – ein Eindruck, der durch die Weltkarte im Hintergrund verstärkt wird (in einigen Nachrichtensendungen auch durch eine Anzahl von Uhren, die die aktuelle Zeit auf den verschiedenen Kontinenten anzeigen).

Schon jetzt, bevor überhaupt eine einzige Meldung gebracht worden ist, hat man uns eine Menge mitgeteilt. Wir wissen, daß wir es mit einem symbolischen Ereignis zu tun haben, einer Art Theater, auf dem die Ereignisse des Tages in Szene gesetzt werden sollen. Dieses Theater macht sich die ganze Welt zum Thema, auch wenn es die Welt nur aus der Perspektive einer einzigen Nation betrachtet. Eine gewisse Spannung liegt in der Luft, ähnlich der Atmosphäre in einem wirklichen Theater, kurz bevor der Vorhang hochgeht. Die Spannung wird durch die Musik vermittelt, durch das Stakkato der Fernschreiber und in vielen amerikanischen Nachrichtensendungen auch durch den Anblick von Nachrichtenredakteuren, die mit Tickermeldungen herumhasten oder Telefonanrufe entgegennehmen. Technisch gesehen, wäre es kein Problem, die Kulissen so aufzubauen, daß die Mitarbeiter der Nachrichtenredaktion im Off bleiben, unsichtbar für den Fernsehzuschauer. Aber damit ginge ein wichtiger dramatischer Effekt verloren. Indem sie sich *vor* der Fernsehkamera zu schaffen machen, vermitteln auch diese Leute etwas von der Dringlichkeit der bevorstehenden Ereignisse, die sich allem Anschein

nach so rasch verändern, daß eine fortwährende Überarbeitung der Meldungen vonnöten ist.

Die Anwesenheit des Redaktionsstabs im Hintergrund signalisiert zugleich die Bedeutung der Person im Mittelpunkt, des Moderators (oder der Moderatorin), der allem Anschein nach »das Kommando führt« – über den Mitarbeiterstab ebenso wie über die Nachrichten. Der Moderator spielt die Rolle des Gastgebers. Er heißt uns in der Sendung willkommen, indem er »Guten Abend« sagt, und er begrüßt uns auch, wenn wir von einem der Orte zurückkehren, die wir im Laufe der verschiedenen Filmbeiträge besuchen. Seine Stimme, seine äußere Erscheinung und sein Auftreten sind entscheidend für die Stimmung der Sendung. Es wäre undenkbar, als Moderator einen abgrundtief häßlichen Menschen auszuwählen oder einen nervösen Typ, der seine Sätze nicht zu Ende bringt. Die Zuschauer müssen glauben können, daß der Moderator über Autorität und Sachverstand verfügt, daß er bei einer Krise nicht in Panik geraten würde, daß man sich auf ihn verlassen kann.

Dieser Glaube beruht nicht etwa auf den journalistischen Leistungen des Moderators oder auf dem, was das Publikum eventuell über seinen Charakter weiß. Er erwächst daraus, wie sich der Moderator darstellt, während er auf Sendung ist. Sieht er aus wie ein Mann, dem man vertrauen kann? Spricht er mit fester, klarer Stimme? Kann er gutmütig lächeln? Geht von ihm etwas Vertrauenerweckendes aus, ohne daß er arrogant wirkt? Vor allem aber muß der Moderator den Eindruck vermitteln, daß er Herr der Situation ist. Er muß sich selbst, seine Stimme und seine Gefühlsregungen unter Kontrolle haben. Er muß wissen, was in der Sendung als nächstes kommt, er muß elegant und selbstsicher von einem Beitrag zum nächsten überleiten. Und wiederum wäre es undenkbar, wenn er über einer Story in Tränen ausbrechen oder vor der Kamera in ein unkontrolliertes Gelächter verfallen würde, gleichgültig, wie »menschlich« solche Reaktionen sein mögen.

Viele andere Bestandteile der Nachrichtensendung helfen dem Moderator, den Anschein zu erwecken, er sei Herr der Situation. In ihnen sieht man meist ein Zeichen für die Professionalität der Fernsehanstalten. Hierzu gehören etwa Graphiken, die dem Zuschauer sagen, was ihm gezeigt wird, oder Karten und Statistiken, die plötzlich auf dem Bildschirm erscheinen und auf ein Stichwort hin wieder verschwinden, oder der geordnete Fortgang von einer Story zur anderen, angefangen bei den wichtigsten Ereignissen des Tages. Dazu gehört auch, daß es während der Sendung keine Lücken oder »Totzeiten« gibt, und dazu gehört auch, daß die Nachrichten zu einem festen Zeitpunkt beginnen und enden. Man hält diese Merkmale der Fernsehnachrichten meist für rein technische Besonderheiten, die von einer professionellen Mannschaft wie selbstverständlich beachtet werden. Aber sie sind auch Symbole für eines der wichtigsten Themen der Fernsehnachrichten überhaupt: die Überlagerung des ungeordneten Stroms der Ereignisse durch eine geordnete Welt, genannt »die Nachrichten«.

Während die Form der Nachrichtensendung Ordnung und Kontrolliertheit hervorhebt, ist ihr Inhalt eher chaotisch. Weil die Sendezeit so kostbar ist, weil das Medium seinem Wesen nach dynamische Bilder bevorzugt und weil der Druck der kommerziellen Struktur von den Nachrichten vor allem eines verlangt, nämlich die Zuschauer bei der Stange zu halten, wird nur selten der Versuch gemacht, Probleme gründlich zu erläutern oder Ereignisse in einen größeren Zusammenhang zu stellen. Nervös springen die Nachrichten von einem Kaufhausbrand zu einer Gerichtsentscheidung, von einem Guerillakrieg zu einem Weltmeisterschaftsspiel, wobei die Qualität des Films häufig über die Länge des Beitrags entscheidet. Bestimmte Storys werden nur deshalb gezeigt, weil sie dramatische Bilder bieten. Einsturz einer Tribüne in Südamerika: Hunderte von Menschen unter den Trümmern begraben. Für das Fernsehen eine perfekte Nachrichtenstory, denn die Kameras können die Katastrophe in ihrem ganzen Schrecken im Bild festhalten. Zurück nach Washington: Ein neuer Haushaltsentwurf wurde vom Kongreß gebil-

ligt. Da gibt es nun gar nichts zu photographieren, denn ein Haushaltsentwurf ist kein materielles Ereignis; er ist ein Dokument voller Buchstaben und Zahlen. Aus lauter Verzweiflung zeigen die Fernsehleute nun vielleicht ein Photo des Dokuments selbst, Großaufnahme des Umschlags, wo es heißt »Budget of the United States of America«. Manchmal schicken sie ihre Kameras auch in die regierungseigene Druckerei, wo der Haushaltsentwurf in vielen Exemplaren gedruckt wird. An diesem Abend – während eine Stimme im Off den Inhalt des Entwurfs zusammenfaßt – beobachtet der Zuschauer, wie in der Regierungsdruckerei ganze Stapel von Dokumenten in Kisten verpackt werden. Dann werden einige der wichtigeren Punkte des Entwurfs auf einer Schrifttafel eingeblendet, aber dieses Verfahren – den Bildschirm als Druckseite zu verwenden – nimmt so viel Zeit in Anspruch, daß sich die Produzenten seiner so selten wie möglich bedienen. Kurz, der Haushaltsentwurf läßt sich im Fernsehen nicht »herüberbringen«, und deshalb muß man seinen Auftritt in den Nachrichten möglichst kurz halten. Der Tribüneneinsturz bekommt an diesem Abend mehr Sendeminuten.

Angesichts solcher Prioritäten ist es fast unmöglich, über wichtige Ereignisse angemessen zu berichten. Denn das belanglose Ereignis eignet sich oft viel besser für die Fernsehberichterstattung. Im Hinblick auf die Nachrichtensendungen im amerikanischen Fernsehen ist diese Feststellung so banal, daß niemand sich die Mühe macht, sie zurückzuweisen. Walter Cronkite, ein hochangesehener Mann beim Fernsehen und jahrelang Moderator der Abendnachrichten von CBS, hat mehrfach eingeräumt, man könne sich nicht darauf verlassen, daß das Fernsehen die Bürger einer demokratischen Nation angemessen informiere. Sofern sie nicht auch Zeitungen und Zeitschriften läsen, so hat Cronkite gesagt, seien Fernsehzuschauer außerstande, ihre Welt zu verstehen. Niemand bei CBS hat ihm je widersprochen, allenfalls heißt es: »Wir tun unser Bestes.«

Natürlich stößt man überall im Journalismus auf die Tendenz, sich an die Oberfläche der Ereignisse zu halten. Das gilt für die Tageszeitung genauso wie für die Fernsehnachrichten. Aber das Fernsehen weist mehrere Eigenheiten auf, die jeden Versuch eines Journalisten, die Welt begreiflich zu machen, untergraben. Eine dieser Eigenheiten rührt daher, daß eine Fernsehsendung aus einer Reihe von Ereignissen besteht, die nacheinander ablaufen, und diese Abfolge ist für alle Zuschauer die gleiche. Für eine Zeitungsseite, die viele Artikel gleichzeitig über- oder nebeneinander bringt, gilt dies nicht, denn sie überläßt dem Leser die Auswahl dessen, was er lesen will. Will sich der Zeitungsleser nur einen Überblick über das letzte Steuergesetz verschaffen, so kann er die Überschrift und den ersten Absatz des betreffenden Artikels überfliegen. Möchte er sich gründlicher informieren, so kann er weiterlesen. In gewissem Sinne liest deshalb jeder eine andere Zeitung, denn nie werden zwei Leser dieselben Artikel lesen (beziehungsweise auslassen).

Alle Fernsehzuschauer hingegen sehen dieselbe Sendung. Das Fernsehpublikum hat keine Wahl. Ein Filmbericht wird entweder gesendet oder nicht, und das heißt, Beiträge, die nur für einen bestimmten Zuschauerkreis interessant sind, werden wahrscheinlich nicht gesendet. Reuven Frank aus der Nachrichtenredaktion von CBS erläutert das so:

Eine Zeitung zum Beispiel kann es sich ohne weiteres leisten, etwas abzudrucken, das vermutlich nur für einen Bruchteil ihrer Leser von Interesse ist. Eine Nachrichtensendung im Fernsehen muß dagegen so zusammengestellt werden, daß man annehmen kann, jedes Stück werde für jeden, der zuschaut, von einigem Interesse sein. Jedesmal, wenn eine Zeitung einen Beitrag aufnimmt, der eine spezifische Gruppe anzieht, kann sie davon ausgehen, daß sie ihre Verbreitung wenigstens ein bißchen ausdehnt. Wenn eine Nachrichtensendung im Fernsehen einen solchen Beitrag aufnimmt ... muß man davon ausgehen, daß die Zahl der Zuschauer zurückgeht.

Die Notwendigkeit, »jeden anzusprechen«, ein bezeichnendes Merkmal für das kommerzielle Fernsehen in all seinen Spielarten, hindert die Journalisten daran, ausführliche, komplexe Erläuterungen zu geben oder die Abfolge der Ereignisse nachzuzeichnen, die zu den Schlagzeilen des heutigen Tages geführt hat. Eine der Paradoxien im politischen Leben der Demokratien von heute besteht darin, daß viele Probleme, die das »Allgemeinwohl« betreffen, nur für spezialisierte Gruppen von Interesse sind. Die Rüstungskontrolle zum Beispiel ist ein Fragenkomplex, der wirklich jedermann auf der Erde angeht. Aber die Sprache der Rüstungskontrolle und die Kompliziertheit der Materie sind so entmutigend, daß nur eine Minderheit diese Probleme von Woche zu Woche und von Monat zu Monat verfolgen kann. Will eine Zeitung verantwortlich handeln, so kann sie zumindest mehr Informationen über die Rüstungskontrolle liefern, als die meisten Leute sich wünschen – das kommerzielle Fernsehen könnte sich so etwas nie und nimmer leisten.

Dies verdeutlicht einen wichtigen Aspekt in der Psychologie der Wirkung des Fernsehens. Viele Artikel in Zeitungen oder Zeitschriften werden von einer Mehrheit der Leser nicht im strengen Sinne verlangt. Sie stehen dort, weil sich einige Leser für sie interessieren *könnten*, oder weil die Redakteure meinen, ihre Leser *sollten* sich dafür interessieren. Im kommerziellen Fernsehen ist für ein solches »könnte« oder »sollte« kein Platz. Die Produzenten sind bestrebt, sicherzustellen, »daß jedes Stück für jeden, der zuschaut, von einigem Interesse ist«, wie es Reuven Frank formulierte. Dies bedeutet, daß Zeitungen und Zeitschriften ihr Publikum in einer Weise herausfordern können, wie es dem Fernsehen unmöglich ist. Die Print-Medien können sich den Luxus leisten, Interesse zu empfehlen oder zu wecken, während dem Fernsehen immer daran gelegen sein muß, sich den bereits vorhandenen Interessen anzupassen. In gewisser Weise geht das Fernsehen sehr viel genauer auf das ein, was sein großes Publikum verlangt. *Einen* Anspruch kann es allerdings nicht erfüllen: den Wunsch des Zuschauers, herausgefordert zu werden, den Wunsch, daß ihm gesagt wird: »es lohnt sich, das anzusehen«, den Wunsch, sich von dem, was man für uninteressant hielt, überraschen zu lassen.

Eine andere nachhaltige Einschränkung des Fernsehens ist die Zeit. Es ist nicht genug davon da. Die Abendnachrichten von CBS, NBC und ABC dauern 30 Minuten, von 19 Uhr bis 19 Uhr 30. Acht Minuten davon werden von Werbespots geschluckt. Es bleiben für die Tagesnachrichten also 22 Minuten, die niemand für ausreichend hält. Seit Jahren haben Nachrichtenredakteure bei ABC, NBC und CBS vorgeschlagen, die Nachrichten auf eine Stunde auszudehnen. Aber traditionell gehört die halbe Stunde nach den Abendnachrichten (von 19 Uhr 30 bis 20 Uhr) den Hunderten von angeschlossenen Lokalsendern im ganzen Land, die diese Zeit so nutzen, wie sie es für richtig halten. Sie haben herausgefunden, daß es überaus profitabel ist, in dieser Zeit Spiel- und Quizsendungen oder halbstündige Fortsetzungsserien zu bringen, und sie weigern sich, auf die Einkünfte aus diesen Sendungen zu verzichten.

Die Abendnachrichten, die von den erwähnten drei großen amerikanischen Fernsehgesellschaften, den sogenannten *networks*, produziert werden, sind sowohl für diese Gesellschaften als auch für die lokalen Stationen profitabel. Diese Stationen bekommen von den *networks* eine Gebühr dafür, daß sie die Nachrichten der *networks* ausstrahlen. Sie erhalten die Gebühren und bekommen die von den großen Gesellschaften produzierten Nachrichten kostenlos. Wahrscheinlich würden die Lokalsender auch mit einer einstündigen Nachrichtensendung Geld verdienen, aber, wie sie meinen, nicht so viel wie mit den Ratespielen und den Serien, die sie jetzt in der Zeit zwischen halb acht und acht Uhr ansetzen. Eine solche Situation ist kennzeichnend für ein kommerzielles System. Fast alle stimmen darin überein, daß die Abendnachrichten eine Stunde dauern sollten, aber es bleibt bei einer halben Stunde, weil die Profitrate der Nachrichten nicht so hoch ist wie die, die man von einer Spielsendung mit einem Titel wie *Family Feud* (Familienfehde) erwartet.

Infolgedessen müssen die Abendnachrichten etwas versuchen, das ihnen freilich gar nicht gelingen kann: eine sinnvolle Berichterstattung über die Ereignisse des Tages in 22 Minuten. Was der Zuschauer statt dessen bekommt, ist eine Aneinanderreihung von Impressionen oft rein optischer Natur und meist ohne jede Beziehung zueinander oder zu irgendeiner Vorstellung von historischer Entwicklung. Im Grunde vermitteln sie das Bild einer Welt, die ganz und gar unregierbar ist, in der Geschehnisse nicht aus historischen Voraussetzungen erwachsen, sondern aus heiterem Himmel über uns hereinbrechen – in einer Kette von Katastrophen, die den Eindruck eines permanenten Krisenzustandes erwecken. Es ist diese Krise – hoch visuell, ahistorisch und unlösbar –, welche uns die Fernsehnachrichten jeden Abend als Theater inszenieren.

Dem Publikum werden in dieser Veranstaltung zwei gegensätzliche Reaktionen angeboten. Einerseits wird es durch die glatte Nachrichtenpräsentation beruhigt, vor allem durch die sichere Stimme und den festen Blick des Moderators – eine Figur, der man vertrauen kann. Am Ende der Nachrichtensendungen in Amerika steht eine *human interest-Story*, oft mit einer sentimental oder komischen Note. Beispiel: Ein kleines Mädchen aus Chicago schreibt an Gorbatschow einen Brief, und er schreibt ihr zurück, er und Präsident Reagan wollten versuchen, ihre Differenzen auszuräumen. Indem die Sendung so endet, wird den Zuschauern versichert: Alles ist in Ordnung, die Regierenden haben das Heft in der Hand, immerhin können wir noch miteinander sprechen und so weiter. Aber – und damit kommen wir zum Andererseits – die übrige Sendung hat eine ganz andere Geschichte erzählt. Sie hat den Zuschauern eine Welt gezeigt, die außer Kontrolle geraten und unverständlich ist, erfüllt von Gewalt, Katastrophen und Leid. Soviel Autorität der Moderator durch sein selbstsicheres Auftreten auch ausstrahlen mag, sie wird untergraben durch den Schrecken, den die Nachrichten selbst einflößen.

Nirgendwo ist das Fernsehen »radikaler« als an diesem Punkt – nicht weil es radikale Thesen verbreitete, sondern indem es das Bild einer unregierbaren Welt entwirft, die aus den Fugen ist. Und es entwirft dieses Bild nicht etwa deshalb, weil die Leute beim Fernsehen Anarchisten wären. Die Anarchie der TV-Nachrichten ist vielmehr ein direktes Resultat der kommerziellen Struktur unseres Fernsehsystems, die mit einer Kraft, wie keine Ideologie sie besitzt, alles, was in den Nachrichten gebracht wird, auf das eine überragende Ziel ausrichtet: die Menschen vor den Fernsehapparaten zu halten.

## Der Pädagoge als Schmerzkiller

Dieser Essay richtet sich zunächst an Pädagogen, aber geschrieben habe ich ihn im Gedanken an die Laien, an jene Bürger nämlich, die sich schon einmal gefragt haben, warum es in unseren Schulen so viel Versagen gibt – Versagen von Lehrern wohlgemerkt, nicht von Schülern. Wie es bei mir immer wieder der Fall ist, komme ich zu dem Schluß, daß im Mittelpunkt einer wirklichen Reform die Spracherziehung steht, und insofern ergänzt dieser Essay das, was ich in »Das Unhaltbare aufhalten« zu diesem Thema gesagt habe. In leicht veränderter Form wurde er im März 1987 als programmatische Rede auf der Jahresversammlung der Association for Supervision and Curriculum Development in New Orleans vorgetragen.

Zu den hartnäckigsten Vorurteilen, auf die sich viele Akademiker etwas zugute halten, gehört eine heftige Abneigung gegen das Thema Erziehung und vor allem gegen die Pädagogen, ein Wort, das sie oft mit unverhohlenen verächtlichem Unterton aussprechen. Da ich mich selbst für einen Pädagogen halte, mußte auch ich dieses Vorurteil lange Jahre ertragen und habe mir deshalb Gedanken über seine Ursprünge gemacht. Dabei liegt es doch auf der Hand, wie seltsam dieses Vorurteil eigentlich ist. Denn viele hochangesehene Philosophen haben ausführlich über Bildung und Erziehung geschrieben und können sehr wohl als Pädagogen bezeichnet werden. Konfuzius und Platon waren sogar das, was wir heute Curriculum-Experten nennen würden. Cicero hat sich in seinen Schriften weniger direkt zur Erziehung geäußert als Konfuzius und Platon, aber auch er war ein Pädagoge – wenn wir mit diesem Wort denjenigen bezeichnen, dem ernstlich daran gelegen ist zu verstehen, wie Bildung zustande kommt oder Lernen vor sich geht und in welchem Maße Schule und Unterricht diese Vorgänge fördern oder hemmen. In diesem Sinne war auch Quintilian ein Pädagoge. Und Erasmus, John Locke, Rousseau und Thomas Jefferson nicht minder. Der große englische Dichter John Milton war von der Aussicht, einen Essay über die Erziehung zu schreiben, so ergriffen, daß er die Reform des Erziehungswesens für eines der »größten und edelsten Vorhaben, über das man nachdenken kann«, hielt.

Auch in neuerer Zeit findet man unter den Pädagogen herausragende Geister – William James zum Beispiel, dessen *Talks to Teachers* (dt. *Psychologie und Erziehung – Ansprachen an Lehrer*) zum Besten gehören, was je über Erziehung geschrieben wurde. Zwei der bedeutendsten Philosophen dieses Jahrhunderts, Ludwig Wittgenstein und Karl Popper, waren Grundschullehrer und haben sich notwendigerweise sehr gründliche Gedanken über Erziehungsfragen gemacht. Wittgensteins Professor in Cambridge, Bertrand Russell, gründete eine Schule, und Russells Kollege Alfred North Whitehead schrieb das bestechende Buch *The Aims of Education*. Auch der größte systematische Philosoph Amerikas, John Dewey, war ein Pädagoge par excellence. Mit anderen Worten, die Geschichte der abendländischen Philosophie ist so eng mit dem Thema Erziehung verknüpft, daß sich beide Bereiche kaum voneinander trennen lassen. Man könnte fast sagen: So wie den Physiker seine tiefsten Einsichten wie selbstverständlich auf das Feld der Religion führen, so wendet sich der abgeklärte Philosoph irgendwann einmal den Problemen der Erziehung zu.

Woher also das beharrliche Vorurteil gegen dieses Fach und gegen diejenigen, die sich die Beschäftigung mit ihm zum Beruf gewählt haben.? Endgültige Antworten kann man wohl erst von einem aufwendigen, ausgedehnten Forschungsprojekt erwarten, zu dem Soziologen, Psychologen, Historiker und vielleicht sogar Anthropologen ihre jeweiligen Erkenntnisse beisteuern müßten. Die Anthropologen erwähne ich deshalb, weil ich

vermute, daß die Intensität dieses Vorurteils von einer Kultur zur anderen schwankt. Es gibt Weltgegenden – China zum Beispiel –, wo das Vorurteil vielleicht gar nicht besteht. Soweit wir uns jedoch auf den Westen beschränken, werden wir mit einiger Sicherheit feststellen, daß es in Amerika ganz besonders aktiv ist. Es gibt in Amerika große Universitäten – Yale beispielsweise –, an denen man Pädagogik nicht im Hauptfach studieren kann. Es gibt sogar Universitäten, an denen dieses Fach mit solcher Geringschätzung bedacht wird, daß man dort alles mögliche, auch Betriebswirtschaftslehre, im Hauptfach studieren kann, nur Pädagogik nicht. Nun sind zwar ehemalige Studenten der Betriebswirtschaftslehre meist eher als ehemalige Pädagogik-Studenten in der Lage, ihrer früheren Universität erhebliche Summen zu stiften, aber dies allein kann die allgemeine Verbreitung des Vorurteils nicht erklären. An vielen Universitäten, an denen die Pädagogik als Nebensache geduldet wird, wenn sie überhaupt geduldet wird, kann man Sozialarbeit oder Krankenpflege im Hauptfach studieren, also Fächer, die ihren Absolventen auch nicht gerade die Aussicht auf die nötigen Mittel bieten, der Alma Mater später größere Zuwendungen zukommen zu lassen. Nein, ich glaube nicht, daß die Ökonomie der Universitäten hier viel erklären kann. Meine eigenen Versuche, einer Beantwortung dieser Fragen näherzukommen, haben in eine andere Richtung geführt, und auf diesem Wege meine ich auch eine Möglichkeit gefunden zu haben, wie sich das Vorurteil ganz und gar umkrepeln läßt – von Verachtung in Bewunderung. Mehr noch, ich glaube, aus meinen Nachforschungen ergibt sich sogar ein Weg zur Lösung eines noch schwierigeren Problems, nämlich, wie wir unsere Selbstachtung steigern können.

Der Grund, den Akademiker vom herkömmlichen Schlage normalerweise für ihre Abneigung gegen das Fach Pädagogik anführen, lautet, es sei trivial. Sie sagen das meist rein mechanisch, ohne darüber nachzudenken – so, als würden sie keine Widerlegung erwarten, könnten einer Widerlegung aber auch nichts entgegensetzen. Wenn dann die Widerlegung in Gestalt einiger gut gewählter Fragen kommt, etwa: »Ist es trivial, zu untersuchen, was mit Lernen und Bildung gemeint ist und in welcher Beziehung, wenn es denn eine gibt, das Lehren zum Lernen und zur Bildung steht?«, dann verlagern sie ihren Angriff auf ein anderes Gebiet. Nicht die Trivialität des Faches sei der eigentliche Grund, sagen sie, sondern die Oberflächlichkeit seiner Professoren, die oft keine tiefere Kenntnis der Werke Platons, Ciceros, Lockes, Rousseaus und anderer Philosophen von ähnlicher Bedeutung und Komplexität hätten. Dieser Vorwurf trifft wahrscheinlich zu, aber er läßt sich leicht parieren, da man auf den gleichen Mangel – und wahrscheinlich in nicht geringerem Maße – auch bei Professoren anderer Fachrichtungen stößt. Wer wollte leugnen, daß es Professoren der Wirtschaftswissenschaft gibt, die Ricardo oder Marx und selbst Adam Smith nicht von Anfang bis Ende gelesen haben? Oder Professoren der Politischen Wissenschaft, die nur wenig von Machiavelli wissen, von Aristoteles und Platon ganz zu schweigen? Oder Psychologieprofessoren, die von den Werken Arthur Schnitzlers noch nie gehört haben, obwohl Freud ihn für seiner ebenbürtig hielt? Mit anderen Worten, man darf bezweifeln, daß Professoren der Pädagogik weniger wissen als Professoren anderer Fächer.

Dennoch, die Tatsache, daß die Unwissenheit an den verschiedenen Fakultäten einigermaßen gleichmäßig verteilt ist, wirft eine Frage auf, deren Beantwortung den Weg zu einer Lösung bahnt, die uns sowohl von dem Vorurteil gegen die Pädagogik als auch von einigen unserer eigenen Unzulänglichkeiten befreien kann. Diese Frage lautet: Ist Unwissenheit bei einem Professor der Pädagogik schlimmer als bei einem Professor der Wirtschaftswissenschaften, der Politischen Wissenschaft oder der Psychologie? Die Antwort lautet, wie ich glaube: »Ja«. Alle Professoren sind unwissend, aber nicht alles Unwissen ist von gleichem Gewicht. Und es gibt nichts Schlimmeres als Unwissenheit in der Pädagogik. Das liegt daran, daß dieses Fach eine Beherrschung des denkbar weitesten Gebietes erfordert. Es macht sich anheischig, uns nicht nur zu sagen, was Intelli-

genz ist, sondern auch, wie man sie fördert; nicht nur, was wertvolles Wissen ist, sondern auch, wie man es erlangt; nicht nur, wie das richtige Leben aussieht, sondern auch, wie man sich darauf vorbereitet. Kein anderes Fach – auch die Philosophie selbst nicht – wirft ein so weites Netz aus, und kein anderes Fach verlangt deshalb von seinen Professoren so viel Genie und Weisheit. Ein Professor der Politischen Wissenschaft, dem es an tiefer Einsicht und funkelndem Geist fehlt, ist keineswegs verächtlich; wahrscheinlich fällt dieser Mangel gar nicht auf. Aber ein Pädagoge ohne tiefe Einsicht und ohne funkelnden Geist ist ein trauriger Anblick, armselig, tölpelhaft, unverblümt dumm, wie es in keinem anderen Fach mit solcher Deutlichkeit zutage treten würde. Sich die gleichen Fragen zu stellen wie Platon, Erasmus, Locke und Dewey, aber ohne deren intellektuelle Kraft, das erweckt den Eindruck von Vermessenheit und macht den gewöhnlichen Pädagogen, wie ich einer bin, zum Gegenstand von Mitleid und Spott.

Diejenigen unter uns, die, ob als Lehrer, als Verwaltungsleute oder als Professoren, für sich den Namen »Pädagoge« beanspruchen, haben es also mit einem Problem zu tun, das die Griechen »Hybris« nannten. Wie können wir es lösen? Die Lösung ist einfacher, als man annehmen sollte. Wenn das Gebiet der Pädagogik, wie ich behaupte, groß und tiefgründig ist und wir vor ihm unweigerlich klein und oberflächlich wirken, dann besteht die Lösung vielleicht darin, das Ausmaß unserer Beschränktheit einzudämmen, indem wir den Umfang dieses Gebietes verkleinern. Auf solche Weise können wir nicht nur unser Ansehen, sondern zugleich unsere Kompetenz und unsere Wirksamkeit vermehren. Man könnte es auch so sagen: Weniger ist hier mehr.

Ich möchte das am Problem der Intelligenz veranschaulichen. Es ist weder ratsam noch notwendig, daß Pädagogen behaupten, sie wüßten, was Intelligenz ist und wie man sie fördert. Der Anspruch ist gewaltig, aber die Intelligenz ist als Gegenstand zu groß und zu schwer faßbar. Es ist nicht Sache von uns Pädagogen, die unendlich vielen Spielarten von Intelligenz zu begreifen, und keiner läßt sich von uns zum Narren halten, wenn wir ein gigantisches Vokabular auftürmen, das den Anschein erweckt, wir hätten unser Thema im Griff. »Denn eben, wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.« Goethe dachte hier zwar nicht an das Vokabular der Pädagogen, aber der Aphorismus trifft dennoch. Um es klar und deutlich zu sagen: Wir verstehen so gut wie gar nichts von Intelligenz, genauso wie Ärzte so gut wie gar nichts von Gesundheit verstehen. Deshalb kümmern sich die Ärzte auch nicht um die Gesundheit, sondern richten ihre ganze Aufmerksamkeit darauf, uns von der Krankheit zu befreien. Ihre Definition von Gesundheit lautet nämlich: Abwesenheit von Krankheit. Dies ist eine höchst vernünftige Vorgehensweise, und sie erklärt zum Teil, warum die Ärzte, verglichen mit den Lehrern, so erfolgreich sind. Indem sie Gesundheit als die Abwesenheit von Krankheit definieren und sich auf die Beseitigung der Krankheit konzentrieren, sind sie in der Lage, ihre Ziele und ihre Verfahren mit einer Klarheit zu umreißen, die den Lehrern völlig unerreichbar ist.

Von Rechtsanwälten kann man etwas Ähnliches sagen. Wann hat man je gehört, daß jemand einen Rechtsanwalt konsultiert, um die Gerechtigkeit oder die Bürgertugenden zu fördern? Gleichgültig, ob sie sich als Ankläger oder als Verteidiger betätigen, niemals beschäftigen sich Anwälte mit der Gerechtigkeit oder mit der Pflege der Bürgertugenden, wovon sie gewiß nicht mehr verstehen als der Gemüsehändler um die Ecke. Sie beschäftigen sich vielmehr mit Ungerechtigkeit und Verstößen gegen die Bürgertugenden, von denen sie mehr verstehen als jeder andere und die, wie sich herausstellt, obendrein ein höchst lukratives Fachgebiet sind. Mit anderen Worten, Ärzte und Anwälte sind Schmerzkiller. Sie werden von Leuten aufgesucht, die auf diese oder jene Weise in Schwierigkeiten geraten sind und ein Gegenmittel benötigen.

Dies also ist die Strategie, die ich auch den Pädagogen empfehlen möchte – geben wir unsere vagen, scheinbar arroganten und letztlich wirkungslosen Bemühungen auf, die Kinder klug zu machen, und konzentrieren wir uns darauf, sie gegen die Dummheit zu



wappnen. Vielleicht meint man, dies sei Wortspielerei, ein semantischer Trick. Vielleicht. Aber es ist nicht »bloß« ein semantischer Trick. Denn indem wir über unsere Rolle als Lehrer anders sprechen als bisher, ziehen wir uns die für unsere Arbeit notwendigen Grenzen, und zugleich stecken wir uns realisierbare Ziele. Um auf den Vergleich mit der Medizin zurückzukommen: Der Arzt weiß viel über Krankheiten und kann sachkundigen Rat geben, wie sie sich vermeiden lassen: Rauchen Sie nicht, nehmen Sie nicht zuviel Salz oder Cholesterin zu sich, schlucken Sie zwei Aspirin-Tabletten, nehmen Sie alle vier Stunden Penicillin und so weiter. Ich schlage vor, für die theoretische und praktische Arbeit der Pädagogen genau dieses Paradigma [Musterbeispiel] zu übernehmen. Der Pädagoge würde so zu einem Experten für die Behebung von Dummheit und wäre imstande, bestimmte Verfahren zu verordnen, mit denen sie sich vermeiden läßt.

Ich gebe zu, daß die Dummheit, anders als Krankheit und Ungerechtigkeit, kaum je systematisch untersucht worden ist. Deshalb darf man aber nicht glauben, das Studium der Dummheit habe keine Geschichte. In Wirklichkeit gibt es viele ehrwürdige Bücher, die sich dieser Materie angenommen und sich gewissenhaft mit ihr beschäftigt haben. Vermutlich hat jeder ein oder zwei Lieblingsbücher zu diesem Thema. Auf meiner eigenen Liste stehen die *Erörterungen und Gespräche* des Konfuzius und die frühen Dialoge Platons, die im Grunde nichts anderes als Meditationen über die Dummheit sind. Sokrates räumt ein, daß er nicht weiß, was Wahrheit ist, und verwendet seine Zeit dann darauf, die irrigen Anschauungen derer bloßzustellen, die glauben, sie wüßten es. Eine große Schwäche habe ich auch für das *Lob der Torheit* des Erasmus von Rotterdam, für Jonathan Swifts *Gullivers Reisen* und, was die neuere Literatur angeht, für Jacques Elluls *A Critique of the New Commonplaces* und für Stephen Jay Goulds *Der falsch vermessene Mensch*. Aber gleichgültig, wie viele Bücher man liest, man wird immer wieder auf drei Schlußfolgerungen stoßen, in denen alle Autoren, die sich zu diesem Thema geäußert haben, übereinstimmen. Diese Schlußfolgerungen verschaffen den Pädagogen ein Fundament, auf dem sich bauen läßt. Die erste von ihnen besagt, daß jeder Dummheit praktiziert, auch diejenigen, die über dieses Thema schreiben. Keiner von uns ist frei davon, und am gefährlichsten wird es dann, wenn wir glauben, wir seien es. Daß der Vorrat an Dummheit, unsere eigene eingeschlossen, so gut wie unerschöpflich ist, sollte die Pädagogen mit einer gewissen Bescheidenheit erfüllen; im übrigen gibt ihnen diese Tatsache ja auch die Gewißheit, daß sie niemals überflüssig sein werden.

Die zweite Schlußfolgerung besagt, daß Dummheit sich verringern läßt. Gegenwärtig vergeuden Pädagogen wertvolle Zeit mit gegenstandslosen Debatten darüber, ob die Intelligenz etwas Feststehendes sei oder nicht, ob sie hauptsächlich auf Vererbung oder auf Umwelteinflüssen beruhe, und ereifern sich sogar über der Frage, wieviel von ihr die verschiedenen Rassen besitzen. Solche Debatten sind gänzlich unnötig. Dummheit ist eine Form von Verhalten. Sie ist nichts, was wir besitzen. Sie ist etwas, das wir tun. Anders als Intelligenz ist Dummheit keine Metapher und auch kein hypothetisches Konstrukt, dessen Vorhandensein aus einer bestimmten Punktzahl bei einem Test erschlossen wird. Dummheit können wir sehen, und wir können sie hören. Deshalb ist es möglich, ihr Vorkommen durch ein verändertes Verhalten einzuschränken. Diese Tatsache – daß Dummheit sich verringern läßt – sollte den Pädagogen das Gefühl geben, daß sie etwas bewirken können.

Die dritte Schlußfolgerung lautet, daß Dummheit hauptsächlich mit Kehlkopf, Zunge, Lippen und Zähnen erzeugt wird. Anders ausgedrückt, Dummheit ist eine Form von Sprache. Es stimmt zwar, daß unser Sprechen dadurch geprägt wird, wie wir unseren Verstand gebrauchen, wobei allerdings niemand genau weiß, was »Verstand« eigentlich ist. Aber es steht fest, daß sich der Verstand vor allem in Sätzen ausdrückt. Wenn wir denken, dann stellen wir in unserem Kopf vor allem Sätze zusammen. Und wenn wir dumm denken, stellen wir dumme Sätze zusammen. Auch wenn wir eine nicht-

sprachliche Dummheit begehen, haben wir uns vorher *ingeredet*, daß das, was wir tun, vernünftig sei. Kurzum, Sprache bringt Handeln hervor. Diese Tatsache – daß Dummheit im wesentlichen eine Form von Sprache ist – eröffnet den Pädagogen einen bestimmten Gegenstandsbereich; sie haben es mit der Untersuchung jener Sprachformen zu tun, die zu überflüssigem Unheil, Versagen, Mißverständnis und Schmerz führen.

Ein Gefühl der Bescheidenheit, das Gefühl, etwas bewirken zu können, ein bestimmter Gegenstandsbereich – genau dies ist es, was Ärzte und Anwälte haben und was die Pädagogen gewinnen können, wenn sie bereit sind, sich die Metapher vom Pädagogen als Schmerzkiller zu eigen zu machen. Aber damit wären wir noch längst nicht am Ende angelangt. In Wirklichkeit stünden wir erst am Anfang. Zwei weitere Riesenschritte wären notwendig, um die Verwandlung vollständig zu machen. Zunächst müßten wir eine Anatomie der Dummheit entwerfen, die auch eine genaue Taxonomie [systematische Einordnung] umfaßt. So wie die Ärzte die verschiedenen Formen von Krankheit bestimmt, benannt und beschrieben haben, so müßten auch wir die verschiedenen Formen von Dummheit bestimmen, benennen und beschreiben. Und schließlich müßten wir zwei Arten von Lehrplänen entwerfen: einen Lehrplan für diejenigen, die künftige Lehrer in Pädagogik unterrichten, sowie eine Reihe von Lehrplänen, die für den Schulunterricht selbst, für die verschiedenen Fächer und für Kinder verschiedener Altersgruppen bestimmt sind.

Meine Vorkenntnisse sind nicht von der Art, daß ich mir anmaßen könnte zu sagen, wie dies alles zu bewerkstelligen ist. Aber eines möchte ich hervorheben. Gemäß der Analogie zu den Mitteln, die der Arzt verordnet, muß man sich auch diese Lehrpläne als Strategien vorstellen, die unsere Schüler von Schmerzen befreien sollen – von den Schmerzen, die entweder daher rühren, daß sie das dumme Sprechen selbst praktizieren, oder daher, daß sie ihm zum Opfer fallen. Die Dummheit gleicht auch darin der Krankheit, daß wir einiges von ihr selbst hervorbringen, wie ein Geschwür, während uns anderes von außen zugetragen wird, wie die Blattern; mit anderen Worten, unsere Schüler benötigen Schutz sowohl vor ihren eigenen Dummheiten wie auch vor denen anderer. Gleichgültig, wie solche Lehrpläne aussehen werden, ihre Ausarbeitung ist jedenfalls eine Aufgabe für die Zukunft. Wir sind noch nicht so weit, daß wir genau angeben könnten, was wir eigentlich zu heilen versuchen – und wie überall kommt auch hier das Was vor dem Wie. Zu der Frage nach dem Was kann ich, wie ich meine, noch einiges beitragen.

In den letzten zwanzig Jahren habe ich mehrere Versuche unternommen, eine Anatomie der Dummheit zu entwerfen, wobei mir, wie ich hinzufügen möchte, meine eigenen Tendenzen in dieser Richtung sehr von Nutzen waren. Ich will nicht behaupten, daß ich dabei ganz und gar erfolgreich war, aber es ist mir gelungen, zweiunddreißig Spielarten von dummem Sprechen zu unterscheiden. Dazu gehören so auffällige Formen wie das Entweder-Oder-Denken, das allzu starke Verallgemeinern, die Unfähigkeit, zwischen Tatsachen und Schlußfolgerungen zu unterscheiden, und das, was man Verdinglichung nennen könnte, nämlich die beunruhigend weit verbreitete Neigung, Wörter und Sachen zu verwechseln.

Im folgenden möchte ich einige weitere Beispiele geben, um zu verdeutlichen, womit es die Pädagogen zu tun hätten, wenn sie sich als Experten für die Behebung von Dummheit verstünden – jedenfalls so, wie ich es sehe. Mir ist übrigens bewußt, daß manche Leute nicht damit einverstanden sind, daß ich zur Kennzeichnung dieser Sprachpraktiken das Wort »Dummheit« verwende. Sie finden offenbar, es sei allzu hart und abwertend und vertrage sich deshalb nicht mit der Würde eines pädagogischen Projekts. Mein Freund und Kollege Henry Perkinson, der ebenfalls versucht hat, eine Anatomie der Dummheit zu entwickeln, zieht das Wort *error*, »Irrtum«, vor, so zum Beispiel in seinem Buch *The Possibilities of Error*. Aber ein anderer Freund und Kollege von mir, Charles Weingartner, hat sich für das Wort *bullshit*, »Scheißdreck«, entschieden, nicht

nur, weil diese Form des Sprechens eine strenge Verurteilung verdient hat, sondern auch, weil dieser Ausdruck (zum Beispiel in der Wendung *to talk bullshit*) darauf hinweist, daß Dummheit tatsächlich vorwiegend eine Form des Sprechens ist. Ich habe mir den Vorschlag von Professor Weingartner nicht zu eigen gemacht, obwohl ich gestehen muß, daß ich mir in diesem Zusammenhang nichts Erbaulicheres vorstellen kann als ein Vorlesungsverzeichnis, in dem Kurse unter dem Titel »Scheißdreck für Anfänger«, »für Fortgeschrittene« oder »nur für Doktoranden« angeboten werden. Jedenfalls werde ich, sozusagen als Kompromiß zwischen Perkinsons Vornehmheit und Weingartners Drastik, das Wort »Quatsch« gebrauchen. Aber ob wir diese Sprachformen nun Dummheit, Irrtum, Fehler, Scheißdreck, Quatsch oder sonstwie nennen – in jedem Falle handelt es sich um Formen sprachlichen Verhaltens, die unnötige Verwirrung, Schmerz und Mißverständnis stiften. In manchen Fällen werden sie ganz bewußt als Trick eingesetzt, um andere zu täuschen; in anderen Fällen treten sie als nicht bewußte Gewohnheiten auf, mit denen wir uns selbst täuschen. In jedem Falle aber wird jemand geschädigt.

Es gibt so viele Spielarten von Quatsch, daß ich hier nur wenige erwähnen und noch weniger eingehend darstellen kann. Ich werde deshalb nur solche auswählen, die eine transzendente Bedeutung haben. Nun, dieser letzte Satz ist selbst schon ein ausgezeichnetes Beispiel für Quatsch, denn ich habe keine Ahnung, was die Wörter »transzendente Bedeutung« heißen sollen – und Sie auch nicht. Ich brauchte etwas, um den Satz zu beenden, und da ich keinen klaren Maßstab für die Auswahl meiner Beispiele hatte, habe ich mir überlegt, dies sei der richtige Platz für ein paar große Worte. Dies also ist unsere erste Spielart von Quatsch – das, was manche Leute Schwülstigkeit nennen.

Schwülstigkeit ist der Triumph des Stils über die Substanz, übrigens meistens keine allzu schlimme Form von Quatsch. Ein bißchen Schwulst bei einer Abschlußfeier an der Universität ist wohl erträglich. Aber harmlos ist diese Form durchaus nicht. Tag für Tag werden viele Menschen zu Opfern der Schwülstigkeit, indem ihnen Minderwertigkeitsgefühle von anderen eingeflößt werden, die sich hochtrabender Worte, Phrasen und Sätze bedienen, um ihre eigenen Unzulänglichkeiten zu bemänteln. Unter den Pädagogen gibt es viele, die sich fast ausschließlich im Reich der Schwülstigkeit aufhalten und die geradezu unfähig wären, ihres Amtes zu walten, wenn ihr Berufsstand dieser Form von Quatsch nicht zu einer gewissen Würde verholfen hätte.

Im allgemeinen ist Schwülstigkeit ein Gebrechen, an dem junge Menschen nur selten schwer erkranken, wenngleich sie sich von ihr leicht beeindruckt lassen. Es scheint ein Zusammenhang zwischen Schwülstigkeit und zunehmendem Alter zu bestehen, wie ich an mir selbst zu beobachten beginne. Junge Leute leiden dagegen stark unter einer verwandten Form von Quatsch, die man als Grobianismus bezeichnen könnte. Der Grobianismus geht davon aus, daß man mit direkten, derben, nicht salonfähigen Wörtern der Wahrheit näher komme, als wenn man sich an den korrekten Sprachgebrauch hält. Der Grobianismus ist das Spiegelbild der Schwülstigkeit, denn wie diese baut er darauf, daß sich die Leute von einer bestimmten Weise zu sprechen so blenden lassen, daß ihnen die Leere des Gesagten nicht auffällt. Gefährlich wird der Grobianismus, wenn wir zu der Überzeugung gelangen, derbe Wörter seien die natürliche Form, um Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit oder Offenheit zum Ausdruck zu bringen.

Eine andere, beunruhigendere Form von Quatsch nennt man Euphemismus, und das Wort »Quatsch« selbst liefert ein Beispiel hierfür. Indem ich dieses harmlose Wörtchen verwende, mache ich mich eines Euphemismus schuldig. Aber meine Schuld wiegt nicht annähernd so schwer wie die einiger anderer, prominenterer Leute. Eines der besten Beispiele für einen Euphemismus lieferte der Pressechef von Präsident Nixon, Ronald Ziegler, als er statt des ebenso kurzen wie groben Wortes »Lügen« – etwa in dem Satz »Die früheren Aussagen des Präsidenten waren Lügen« – das ebenso lange wie vornehme Wort »unzutreffend« benutzte. Präsident Nixon übertraf Ziegler noch, als er zu der Formulierung griff, die Schuld der Mitglieder seiner Wahlkampfmannschaft habe

in einem Übermaß an Eifer bestanden. Meines Wissens wurde damit zum erstenmal das Wort »Eifer« als Euphemismus für Einbruch, Diebstahl, Erpressung und Meineid verwendet. Jedenfalls scheint der Euphemismus in unserem öffentlichen Leben eine zunehmend wichtige Rolle zu spielen. Wir haben uns Ausdrücke wie »Präventivhaft« und »Pazifizierungsprogramm« und meinen Lieblingseuphemismus »Desinformation« gefallen lassen müssen. Die derzeitige Regierung sagt, sie habe in bezug auf Libyen nicht gelogen; sie habe bloß Desinformationen verbreitet. Und da wir schon bei der derzeitigen Regierung sind, möchte ich einen der schöpferischsten Euphemismen in bezug auf Präsident Reagan nicht unerwähnt lassen, von dem man sagt, er bevorzuge einen »Führungsstil der Nichteinmischung«. Ich nehme an, der Leser begreift, was damit gemeint ist: Der Präsident weiß nicht, was zum Teufel eigentlich vor sich geht.

Der Euphemismus ist also eine Form von Quatsch, bei der wir mittels der Sprache das Wesen der Wirklichkeit zu verschleiern versuchen. Wie die Schwulstigkeit ist er nicht immer schädlich, denn es gibt viele Situationen, in denen schon der gute Geschmack oder der Anstand danach verlangen. Aber wenn der Euphemismus zur vorherrschenden Ausdrucksform in unserem institutionellen Leben wird, ist er gefährlich und sollte nicht hingenommen werden. Dasselbe gilt für die Wortmagie, die mit dem Euphemismus eng verwandt ist. Die Wortmagie bedient sich der Sprache, nicht um die Wirklichkeit zu verschleiern, sondern um sie zu ersetzen. Die Wortmagie ist ein Gebrechen, das junge Menschen häufig befällt, aber keineswegs nur die jungen. Immerhin ist die Vorstellung, daß man etwas bloß zu sagen braucht, damit es wahr wird, auch die zentrale Strategie des größten amerikanischen Privatunternehmens – der Werbung. Die Werbebranche setzt auf eine Bevölkerung, die an die magische Kraft der Wörter glaubt. Wirklichkeiten zu schaffen, die gar nicht existieren. Viele Leute auf unseren Straßen scheinen zu glauben, daß sie durch den Gebrauch eines bestimmten Mundwassers ihr Liebesleben bereichern oder durch den reichlichen Gebrauch eines Weichspülers ihr Familienleben anreichern können. In Wahrheit reichern sie damit nur den Schadstoffgehalt unserer Flüsse an, und ich weiß nicht, wieviel von diesem Quatsch unsere Umwelt noch verkraften kann.

Die Wortmagie ist eine altherwürdige Form von Quatsch und sollte nicht auf die leichte Schulter genommen werden. Aber es gibt noch eine andere Form, die ebenso altherwürdig und vielleicht noch böser ist. Ich meine das, was manche als Fanatismus bezeichnen. Es gibt eine Art von Fanatismus – man nennt sie meist Bigotterie –, die ich hier übergehen möchte, nicht nur, weil sie so primitiv und offenkundig ist, sondern auch, weil die Lehrer sich ihrer sehr bewußt sind und große Anstrengungen unternommen haben, um ihre Schüler dagegen zu wappnen. Aber es gibt andere Formen von Fanatismus, die weniger offenkundig und daher gefährlicher sind. Eine von ihnen bezeichne ich als Eichmannismus, jenem Adolf Eichmann zu Ehren, der den Transport von rund einer Million Juden in die Gaskammern fachmännisch organisierte und bis an sein Lebensende nicht einsehen mochte, daß daran etwas falsch gewesen sein sollte. Als Eichmannismus bezeichne ich also jene Form von Quatsch, die offizielle Definitionen, Vorschriften und Regelungen als Ausgangs- und Endpunkt akzeptiert, ohne nach den Voraussetzungen und Hintergründen zu fragen. Die Sprache des Eichmannismus ist die Stimme des Apparats, deshalb klingt sie meistens höflich, gedämpft, sogar freundlich – so freundlich, wie Plastik eben ist. Ein Freund von mir hat von einem solchen Mini-Eichmann einmal einen Brief bekommen, der folgendermaßen begann: »Wir freuen uns, Ihnen mitteilen zu können, daß ihr Stipendium für das akademische Jahr 1981-82 gestrichen worden ist.« Mit anderen Worten, der Eichmannismus ist deshalb besonders gefährlich, weil er ganz und gar distanziert daherkommt. Das bedeutet unter anderem, daß sich die nettesten Leute, die meisten von uns eingeschlossen, am Ende als Mini-Eichmänner entpuppen können.

Der Eichmannismus ist also die kühle, gesetzte, zynische Sprache einer allen menschlichen Interessen entfremdeten bürokratischen Mentalität. Paradoxerweise nun haben sich die Opfer solcher Entfremdung eine bestimmte Spielart dieser Sprache ihrerseits zu eigen gemacht. Ich spreche von jenen Menschen, die sich von den Institutionen und Apparaten überwältigt fühlen, so daß sie alle von Bürokraten erlassenen Regelungen und Vorschriften als unveränderlich hinnehmen. Diese Gefügigkeit drückt sich häufig in einem vergöttlichenden »sie« oder »die« aus, etwa in dem Satz:

»Das werden sie nicht zulassen« oder »Mit denen ist nicht zu reden«. Tatsache ist, daß jedes System, gleichgültig, wie anonym es erscheint, letzten Endes von Menschen kontrolliert wird und deshalb auch für Veränderungen zugänglich ist. Natürlich schadet es nichts, wenn man ein Wort wie »Establishment« gebraucht, solange man sich klar macht, daß es bloß eine Metapher für organisierte Macht ist. Aber wenn man anfängt zu glauben, Ausdrücke wie »Establishment« oder »Machtstruktur« bezeichnen eine nicht-menschliche Gewalt, welche die Bestrebungen der Individuen fortwährend durchkreuzt, dann ist das im Grunde so, als würde man sagen: »Nicht ich habe das getan, der Teufel hat mich dazu verleitet.« Eine der größten Leistungen des Eichmannismus besteht darin, daß die Sprache des Unterdrückers und die des Unterdrückten am Ende identisch werden. Beide sagen schließlich: »Ich kann einfach nicht anders.«

Es gibt noch zwei weitere Spielarten von Quatsch, die ein paar Worte der Erläuterung verlangen. Eine von ihnen ist das, was man meist als Aberglaube bezeichnet. Der Aberglaube ist Unwissenheit, die unter dem Deckmantel der Autorität daherkommt. Eine abergläubische Vorstellung ist eine meist in sehr bestimmten Begriffen ausgedrückte Anschauung, für die es keine nachprüfbare, faktische Grundlage gibt, zum Beispiel, daß das Land, in dem man selbst lebt, alles in allem ein schönerer Ort ist als alle anderen Länder. Oder, daß einem die Religion, in die man hineingeboren wurde, eine ganz besondere Stellung im Kosmos verleiht, die anderen Menschen vorenthalten bleibt. Der Berufsstand der Lehrer hat, wie ich leider sagen muß, Dutzende solcher abergläubischen Vorstellungen in Umlauf gebracht, zum Beispiel die Ansicht, Leute mit einem College-Abschluß seien gebildet, oder Schüler, denen man Grammatikunterricht erteilt, würden danach besser schreiben, oder die Vorstellung, das Wissen über irgendeinen Gegenstand, das man besitzt, ließe sich objektiv messen. Für mich jedoch ist die gefährlichste unter all diesen abergläubischen Vorstellungen die oft auf sehr unterschiedliche Weise zum Ausdruck gebrachte Annahme, die Beschäftigung mit der Literatur oder anderen Geistesgütern würde aus dem Menschen ein anständiges, liberales, tolerantes, zivilisiertes Wesen machen. Immer wenn jemand auf diesen Quatsch zu sprechen kommt, versuche ich mich daran zu erinnern, daß in den letzten beiden Jahrzehnten Männer, die ihren Doktor in den Geistes- und Sozialwissenschaften gemacht hatten und von denen viele für das Pentagon arbeiteten, verantwortlich dafür waren, daß in jeder Woche mehr Menschen getötet wurden, als die Mafia in der ganzen Zeit ihres Bestehens umgebracht hat.

Zum Schluß möchte ich noch eine außerordentlich deprimierende Form von Quatsch erwähnen, die an Beliebtheit nie zu verlieren scheint, nämlich das Parolendreschen. Es besteht im wesentlichen aus ritualisierten Verlautbarungen, die ein Gefühl der Solidarität verbreiten sollen. Die Parolen selbst können etwas ganz anderes besagen, als die Parolendrescher meinen – so etwa in der glücklicherweise außer Gebrauch gekommenen Parole »Alle Macht dem Volke«. In Wirklichkeit bedeutete »Alle Macht dem Volke« natürlich »Alle Macht unseren Leuten« – und dies ist eine völlig legitime Meinungsäußerung, sofern man sich selbst und anderen klar macht, was man da eigentlich sagt. Das wirkliche Problem solcher Parolen, ob sie nun von einer Streikpostenkette oder in einem Versammlungsraum skandiert oder auf eine Stoßstange geklebt werden, besteht darin, daß sie als Denkersatz fungieren, daß sie das Denken geradezu zurückweisen. Natürlich sind die jungen Leute von dieser Art Quatsch besonders stark betroffen, und es wäre

schon einiges gewonnen, wenn wir sie dazu bringen könnten, sich damit auf die Gestaltung der Geräuschkulisse beim Fußballspiel zu beschränken. Aber solange Parolen, gleichgültig, in wessen Namen, dazu verwendet werden, Gedanken zu simulieren, haben wir es mit einem ernstem Problem zu tun, das einer Behandlung bedarf.

Ich bin mir darüber im klaren, daß die Art, wie ich hier über die verschiedenen Formen von Dummheit gesprochen habe, in mancher Hinsicht unzulänglich ist. Ich behaupte auch nicht, daß die genannten Formen unbedingt diejenigen sind, die uns intellektuell am nachhaltigsten lähmen. Und selbst wenn man dies von einigen behaupten könnte, so besäße ich, wie ich betonen möchte, doch nicht den Sachverstand, um Strategien zu ersinnen, wie wir uns und unsere Schüler vor ihnen bewahren können. Ich wollte lediglich Beispiele von Verhaltensweisen geben, die wir zum Gegenstand unserer Aktivitäten als Pädagogen machen können. Aber ich möchte gleich hinzufügen: Auch wenn meine Beispiele vielleicht nicht immer triftig sind, bin ich doch überzeugt, daß das Modell vom Pädagogen als Schmerzkiller allerdings triftig ist. Ich hoffe, Sie halten es nicht für arrogant, wenn ich feststelle, daß die Pädagogik als Verstandesheilkunst noch in den Kinderschuhen steckt. Damit möchte ich den pädagogischen Riesen der Vergangenheit, auf die ich eingangs hingewiesen habe, keineswegs meinen Respekt aufkündigen. Ich möchte nur daran erinnern, daß es seit mindestens 2500 Jahren Männer gegeben hat, die sich als Ärzte bezeichneten, viele von ihnen glänzende Köpfe und manche von ihnen nützlich. Und doch war bis zum Beginn dieses Jahrhunderts die gesamte Geschichte der Medizin nichts anderes als die Geschichte des Placebo-Effekts. Wirksame, systematische Heiler wurden die Ärzte erst vor ganz kurzer Zeit – es leben noch Leute, die sich an diese Zeit erinnern können. Vielleicht wird man in fünfzig Jahren von den Pädagogen dasselbe sagen können.

## Eine Frage des Anstands

Eine einleitende Bemerkung zu den beiden folgenden kurzen Texten ist kaum nötig, allenfalls der Hinweis, daß der zweite: »Megatonnen für Anthromegas«, in der (wie mir scheint) einzigen Form geschrieben ist, in der man heute über den Atomkrieg sprechen kann. Die Sprache der üblichen politischen Kommentare ist nicht imstande auszudrücken, was auf dem Spiele steht.

Es ist kein Geheimnis, daß an den gebührenpflichtigen Straßen im ganzen Land die Menschen in den Kassenhäuschen, die bisher das Geld entgegennahmen, durch Kassierkörbe ersetzt worden sind, in die man das Geld, wie in den Schlitz eines Automaten, hineinwirft – nur daß man diese Körbe auch aus größerer Entfernung treffen kann. Was mich betrifft, so bin ich über diese Veränderung keineswegs traurig, denn erstens hat das Einsammeln von Geld an Autobahnen etwas Menschenunwürdiges an sich und ist wahrscheinlich langweilig; und zweitens sind Körbe für diese Aufgabe viel besser geeignet als Menschenhände. Körbe sind breiter und niemals klamm. Ein Korb kann zwar kein Wechselgeld herausgeben, aber dieser Mangel läßt sich gewiß noch beheben. Mit ein bißchen Anstrengung könnte man die Körbe so gestalten und programmieren, daß sie fünfundzwanzig Cent von allem bis hinauf zu einem Tausend-Dollar-Schein abziehen können. Für den Korb gäbe es dann nur noch ein Problem. Fragen wie etwa »Welche Ausfahrt muß ich nehmen, um nach New Hyde Park zu kommen?« oder »Wie weit ist es noch bis zur nächsten Raststätte?« kann er nicht beantworten. Theoretisch ließe sich ein Korb so programmieren, daß er solche und andere vernünftige Fragen beantworten kann, aber auch in der Theorie scheint es wenig wahrscheinlich, daß er jemals intelligent auf eine Bemerkung wie die folgende reagieren könnte: »Das Baby hat sich gerade übergeben. Haben Sie vielleicht ein Handtuch oder so was?« Aber selbst dieses Problem ließe sich lösen, indem man in einer Art Notfallhäuschen ein mit Handtüchern reichlich ausgestattetes menschliches Wesen unterbrächte.

Damit wären aus dem Blickwinkel des Korbes sämtliche Probleme gelöst. Für die Automobilisten gibt es allerdings noch eine Reihe von Problemen, die fast alle ihre eigene Sensibilität betreffen: Zu jedem Korb gehört ein Anzeigetäfelchen, welches so programmiert ist, daß ein »Dankeschön« aufleuchtet, sobald der Autofahrer seiner Bürgerpflicht genügt hat. Es ist ein einfaches Gebot der Höflichkeit, daß der Autofahrer hierauf eingeht. Unter den gegebenen Umständen jedoch wird er sich ein wenig albern vornehmen, wenn er nun mit »Bitteschön« oder »Gern geschehen« antwortet, es sei denn, er hat das Gefühl, daß seine höfliche Bemerkung verstanden und vielleicht sogar dankbar aufgenommen wird. Ich kenne viele Autofahrer und Autofahrerinnen, die *nur* deshalb nichts zu dem Korb sagen, weil sie annehmen, dem Korb seien ihre Reaktionen gleichgültig. Dies ist verständlich, man könnte jedoch für Abhilfe sorgen, indem man den Korb so programmiert, daß er nach einem menschlichen »Bitteschön« ein »Wirklich nett von Ihnen!« aufleuchten läßt.

Bleibt immer noch das Problem, was man tun oder sagen soll, wenn die Münze den Korb zuerst verfehlt hat. Nachdem man die Münze endlich dorthin befördert hat, wo sie hingehört, wird das Anzeigetäfelchen am Korb natürlich wieder mit seinem »Dankeschön« antworten, aber diese Bemerkung hat nun ohne Zweifel einen sarkastischen Unterton, der die Schüchternheit, die man ohnehin schon empfindet, noch verstärkt. Eine feinfühligere Autofahrern würde in einem solchen Falle beispielsweise sagen: »Es tut mir schrecklich leid«, worauf die Anzeigetafel nach allen Regeln der Höflichkeit nun nicht etwa entgegen dürfte: »Wirklich nett von Ihnen!« Vielleicht könnte man den

Korb so programmieren, daß er erwidert: »Ist schon in Ordnung. Die anderen machen oft denselben Fehler.«

Eine solche Antwort würde der Autofahrerin das Gefühl geben, daß ihre Bemühungen dankbar anerkannt werden, und sie könnte ihre Fahrt auf der Autobahn in jener gehobenen Stimmung fortsetzen, in die man durch den Austausch von Liebenswürdigkeiten mit Menschen – oder Maschinen – versetzt wird.

## **Megatonnen für Anthromegas**

Wir wissen inzwischen, wie sehr die Träume unserer Kinder von der Angst vor einem atomaren Holocaust geplagt werden, und es ist deshalb an der Zeit, daß die Erwachsenen etwas dagegen unternehmen. Da es ein Zeichen mangelnder Reife, um nicht zu sagen: mangelnden Verantwortungsbewußtseins wäre, die Atomwaffen selbst abzuschaffen, brauchen wir vor allem einen neuen Wortschatz für den Atomkrieg, einen Wortschatz, der von jenen Assoziationen entlastet ist, die so viel Angst und Verstörung hervorrufen. Damit habe ich begonnen. Ich hoffe, daß mein Lexikon, sobald es vervollständigt ist, die Grundlage für eine Beruhigungsrhetorik bilden wird, die die Träume unserer Kinder besänftigen und uns anderen dabei helfen wird, der Realität des Atomkriegs beherzt und würdevoll ins Auge zu sehen.

Im folgenden habe ich links einige heute geläufige Ausdrücke eingetragen. Ihnen gegenüber steht jeweils der Ausdruck, den ich statt dessen vorschlage. Die beigefügten Bemerkungen sollen kurz erläutern, inwiefern mein Ausdruck dem, den er ersetzen soll, überlegen ist.

### **Eine Million Menschen – Ein Anthromega**

Es ist beunruhigend und unnötig emotional, wenn man von Millionen von Menschen spricht, vor allem dann, wenn es um ihren Tod geht. Was könnte objektiver, neutraler und gleichzeitig beruhigender sein als die Feststellung: »Zehn Megatonnen töten zwanzig Anthromegas«? Fragen Sie irgend jemanden, ob er bereit sei, den Verlust von 65 Anthromegas hinzunehmen, wenn er auf diese Weise die Russen schlagen kann, und er wird sofort mit einem »Ja« antworten. Wenn Sie ihn dagegen fragen, ob er den Verlust von 65 Millionen Menschen hinzunehmen bereit ist, wird er nur irritiert und deprimiert reagieren.

### **Atomangriff – Luftvisitation**

Wenn die Russen uns angreifen, dann nicht mit Schneebällen. Das Wort »Angriff« als solches bedeutet doch nichts anderes als »Atomangriff«. Warum also dieser Pleonasmus, vor allem, da er solche Ängste hervorruft? Der Ausdruck »Luftvisitation« wird dazu beitragen, realitätsferne Zukunftsängste abzubauen, und uns bestärken, weiterhin mit Begeisterung voranzuplanen. Wer würde sich schon über ein Schild aufregen, auf dem steht: »Im Falle einer Luftvisitation auf dieser Brücke nicht halten. Bitte weiterfahren«. Und wenn Sie jemandem mitteilen, daß sein Kind im Falle einer Luftvisitation in der Schule zurückgehalten wird, dann wird er bloß fragen: »Und wann kann ich es wieder abholen?«

### **Tötung durch Atomwaffen – Thermoizid**

Die Menschen haben eine großartige Liste von Fachausdrücken entwickelt, um die verschiedenen Tötungsarten präzise und objektiv zu beschreiben. »Thermoizid« erweitert diese Liste um eine emotionslose, wissenschaftliche Bezeichnung für eine völlig natürliche, obschon unerfreuliche menschliche Aktivität. Außerdem verbinden sich mit dem Wort »Genozid« allzu viele abscheuerregende Assoziationen.



## **Tod durch Atomwaffen – Kulminationserfahrung**

»Kulminieren« bedeutet »den höchsten Punkt erreichen« – und wenn man mit einer Atombombe hochgeht, tut man das fast mit Sicherheit. »Erfahrung« bedeutet *aktives* Erleben – auch dies eine Gewißheit, wenn man sich im Strahlenkranz einer Atomexplosion aufhält. »Kulminationserfahrung« ist deshalb eine außerordentlich präzise Beschreibung des Vorgangs.

### **Strahlung – Filterbestrahlung**

Der Unterschied zwischen diesen Wörtern scheint nicht groß zu sein – aber wer würde nicht lieber bestrahlt als verstrahlt werden, auch wenn die Wirkung die gleiche ist? Vor allem eines deutet der neue Begriff an: Wo Strahlung ist, da sind auch Filter, und wo keine Filter sind, da ist auch keine Strahlung. Das Wort »Filter« läßt außerdem erkennen, daß der Vorgang eine Reinigung oder Läuterung mit sich bringt – eine sehr treffende Nebenbedeutung. Denn werden wir durch Leiden etwa nicht geläutert?

### **Atombunker – Protektivresidenz**

Obwohl man in letzter Zeit nicht mehr viel davon gehört hat, macht sich in der Regel eine ziemliche Hysterie bemerkbar, sobald die Atombunker zur Sprache kommen. Das ist auch nicht anders zu erwarten. Wer möchte schon in einem »Bunker« wohnen, und sei es nur für einen Tag. Das Wort birgt etwas Unheilvolles in sich. Es verweist auf Entfremdung und äußerste Isolation. Bei einer »Protektivresidenz« ist das ganz anders. Dieser Ausdruck deutet auf eine Erweiterung des häuslichen Lebensbereichs hin, bequem, warm, vertraut, gemütlich. Auch die moralische Frage, ob man verpflichtet sei, anderen Personen den Zutritt zu gewähren oder nicht, ist damit geklärt. Ein »Bunker« ist ein öffentlicher Raum, die Protektivresidenz hingegen gehört ganz eindeutig zur Intimsphäre. Na, also, wer sagt's denn?

### **Überlebende – Unkulminierte**

Gibt es in unserer Sprache ein Wort, das hoffnungsloser klingt als »Überlebende«? Es beschwört Bilder von verstörten Menschen herauf, die verzweifelt durch das Chaos irren, das sie umgibt. »Unkulminierte« ergibt sich logisch aus dem Wort »Kulminationserfahrung« und verweist zugleich auf unerfüllte Bestrebungen, auf unbefriedigte Wünsche, kurzum auf die Fortführung des Lebens.

Die oben genannten Ausdrücke sind natürlich nur ein Anfang, sozusagen der Grundwortschatz. Doch schon mit diesem begrenzten Vokabular vermag ich anzudeuten, wie die neue Beruhigungsrhetorik klingen würde. Im folgenden Abschnitt habe ich in unaufdringlicher Sprache die Realität eines thermonuklearen Krieges beschrieben:

Amerikanische Wissenschaftler versichern uns, daß unsere Thermozyd-Kapazitäten die größten in der ganzen Welt sind. Diese Tatsache wird unsere Feinde davon abhalten, einen Thermozyd bei uns zu versuchen. Sollten sie sich gleichwohl zu Luftvisitationen entschließen, so werden wir ausharren. Wenn sich jede Familie eine Protektivresidenz errichtet hat, wird die Filterbestrahlung stark verringert. Und selbst wenn unsere Feinde eine 300 Megatonnen-Luftvisitation starten sollten, werden wahrscheinlich nicht mehr als 50 oder 60 Anthromegas eine Kulminationserfahrung machen. Die Unkulminierten können in ihren Protektivresidenzen verbleiben, bis die Thermozyd-gefahr vorüber ist.

Und nun schläft in Frieden, meine Kinder.

Jedes Zeitalter hat seine besonderen Formen von Imperialismus. Und jeder Eroberer ebenfalls. Als die Briten im 18. und 19. Jahrhundert dieses Metier beherrschten lernten, bestand ihre Invasionsmethode darin, zuerst ihre Flotte zu entsenden, dann die Armee und die Verwaltungsleute und schließlich das Bildungssystem. Die Amerikaner verfahren heute anders. Wir entsenden unsere Fernsehsendungen. Es spricht vieles für diese Methode. Da gibt es keine nächtlichen Zusammenstöße, weder von Flotten noch von Armeen; die Invasion geht ohne Verluste an Menschenleben vor sich und ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen. Die Arbeit ist angenehm und rasch getan. In wenigen Jahren werden wir uns rühmen können, daß die Sonne über der amerikanischen Fernseh-Show nie untergeht. Die Russen haben noch nicht mitbekommen, was da vor sich geht. Als Chruschtschow über den Westen (aber vor allem im Gedanken an Amerika) sagte: »Wir werden euch begraben«, da sprach er als Angehöriger des präelektronischen Zeitalters, der noch in den Kategorien der »Realpolitik« des 19. Jahrhunderts denkt. Hätte er seinen Marx genauer studiert, dann hätte er sich vielleicht darauf besonnen, daß sich das politische Bewußtsein auf den Hügeln der Technologie emporschwingt. Er hätte dann vielleicht auch begriffen, daß elektromagnetische Wellen tiefer eindringen als Armeen. Mag sein, daß Gorbatschow dies begriffen hat. Aber wenn sich die Russen noch lange auf die Formen eines Imperialismus verlassen, der dem 19. Jahrhundert angehört, und wenn sie weiterhin so schlechte Fernsehsendungen fabrizieren, dann werden sie womöglich eines Tages aufwachen und feststellen, daß sie sich in ein Land der Dritten Welt verwandelt haben. Man sollte natürlich annehmen, daß die Europäer sehr genau sehen, was sich da abspielt, und viele tun das auch. Diejenigen, die es nicht sehen, lassen sich wahrscheinlich von der Tatsache täuschen, daß die Methode des amerikanischen Imperialismus tatsächlich subtiler ist, als es zunächst den Anschein hat. Ich habe eben gesagt, daß wir unsere Fernsehsendungen entsenden. Das stimmt nicht ganz. Was wir in Wirklichkeit senden, ist unsere *Idee* von Fernsehen. Um zu begreifen, was mit dieser *Idee* gemeint ist, muß man einen Unterschied zwischen Technik und Medium machen. Die Technik verhält sich zum Medium wie das Gehirn zum Denken. So wie das Gehirn ist auch die Technik ein physischer Apparat. Das Medium dagegen ist, wie das Denken, eine bestimmte Art und Weise, diesen Apparat zu verwenden. Das Fernsehen in Amerika und das Fernsehen in Europa beruhen im wesentlichen auf der gleichen Technik. Aber in vierzig Jahren haben sich daraus zwei ganz verschiedene Medien entwickelt, die auf unterschiedliche Weise, zu unterschiedlichen Zwecken und unter verschiedenen Voraussetzungen genutzt werden.

Die beiden folgenden Essays beschäftigen sich mit diesem Aspekt und den Fragen, die sich daraus ergeben. Der erste geht zurück auf einen Vortrag, den ich vor dem Wiener Club, einer Gruppe konservativer Geschäftsleute und Akademiker, gehalten habe. Der zweite beruht auf einem Vortrag, den ich in Stockholm vor einer Gruppe schwedischer Fernsehautoren und -produzenten gehalten habe, die zusammengekommen waren, um darüber nachzudenken, wie das Fernsehen in Schweden verbessert werden könne. Bei dieser Gelegenheit hatte man mich ausdrücklich gebeten, auf negativistische Kritik zu verzichten und mich zu der Frage zu äußern: Wie läßt sich das Fernsehen bei der Schaffung eines wirklichen Theaters für die Massen einsetzen?

## Der konservative Blickwinkel

Als Besucher in Ihrem Land – der nicht einmal Ihre Sprache gut genug beherrscht, um sich ihrer bei diesem Anlaß zu bedienen – fühle ich mich verpflichtet, den Worten, mit denen man mich vorgestellt hat, eine Bemerkung hinzuzufügen. Sie haben ein Recht, von Anfang an zu wissen, aus welchen kulturellen und politischen Perspektiven ich die Welt betrachte, denn alles, was ich heute abend zu sagen haben werde, ist von diesen Perspektiven geprägt. Man könnte mich als Konservativen bezeichnen. Dieses Wort ist natürlich vieldeutig, und es kann sein, daß Sie etwas anderes darunter verstehen als ich. Vielleicht verstehen wir einander besser, wenn ich Ihnen sage, daß Ronald Reagan aus meiner Sicht ein Radikaler ist. Es stimmt zwar, daß er ständig davon spricht, wie wichtig es sei, traditionelle Institutionen und Anschauungen, Familie, Kindheit, Arbeitsethik, Selbstverleugnung und Frömmigkeit zu bewahren. Aber in Wirklichkeit kümmert sich Präsident Reagan überhaupt nicht darum, ob irgend etwas von alledem bewahrt wird oder nicht. Ich sage nicht, daß er gegen die Bewahrung der Tradition sei; ich sage nur, daß hier nicht sein wirkliches Interesse liegt. Es wird Ihnen nicht entgangen sein, daß es ihm vor allem darum geht, die freie Marktwirtschaft zu erhalten, die Entwicklung des Neuen zu fördern und dafür zu sorgen, daß Amerika technologisch progressiv bleibt. Man könnte ihn einen Extremisten des freien Marktes nennen. Dies alles besagt, daß er sich dem Kapitalismus verschrieben hat. Ein Kapitalist kann sich die Genüsse des Konservativismus nicht leisten und erachtet die Tradition notgedrungen für ein Hindernis, das überwunden werden muß. Woher die Idee stammt, Kapitalisten seien konservativ, ist mir ein Rätsel. Vielleicht läßt es sich ja einfach damit erklären, daß Kapitalisten dunkle Anzüge und dazu passende Krawatten vorziehen.

Es ist jedenfalls ziemlich leicht nachweisbar, daß die Kapitalisten seit dem 18. Jahrhundert eine Triebkraft für radikale gesellschaftliche Veränderungen gewesen sind, vor allem in Amerika. Das hat auch Alexis de Tocqueville bemerkt, als er zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Institutionen Amerikas untersuchte. »Der Amerikaner«, so schrieb er, »lebt in einem Land der Wunder; alles um ihn her ist in ständiger Bewegung, und jede Bewegung sieht aus wie ein Schritt nach vorn. Infolgedessen hat sich in seinem Denken die Idee der Neuheit sehr eng mit der der Besserung verknüpft. Nirgendwo sieht er eine Grenze, die die Natur dem Streben des Menschen gesetzt hätte; etwas, das es nicht gibt, ist in seinen Augen bloß etwas, das man noch nicht versucht hat.«

So lautet das Glaubensbekenntnis der Kapitalisten in der ganzen Welt, und es ist, wie ich hinzufügen möchte, eine der wichtigen Quellen für die Energie und den Erfindungsgeist, die fast zweihundert Jahre lang die amerikanische Kultur geprägt haben. Kein anderes Volk ist angesichts des Neuen – und vor allem angesichts des technisch Neuen – so in Verzückung geraten wie die Amerikaner. Deshalb waren unsere bedeutendsten Radikalen stets die Kapitalisten, insbesondere jene, die sich die Möglichkeiten der neuen Technologien zunutze machten. Dabei fallen einem Namen ein wie Samuel Morse, Alexander Graham Bell, Thomas Edison, Henry Ford, William Randolph Hearst, Samuel Goldwyn, Henry Luce, Alan Dumont, Walt Disney und viele andere. Es ist nicht übertrieben zu sagen, daß diese kapitalistischen Radikalen in ihrer flammenden Begeisterung für neue Technologien das 20. Jahrhundert hervorbrachten. Wenn Sie mit dem 20. Jahrhundert glücklich sind, so können Sie sich bei diesen Radikalen dafür bedanken.

Aber wie wir alle wissen, lauert in allem Guten irgendwo etwas Böses. Ich glaube, daran dachte auch Tocqueville in dem oben zitierten Abschnitt. Er wollte unsere Strebsamkeit und unsere Rührigkeit rühmen, aber zugleich wollte er unsere Naivität und unsere unüberlegte Hast verurteilen. Und vor allem wollte er sagen, daß eine Kultur, die das

Neue um seiner selbst willen anbetet, die der radikalen Tendenz, aus allem Neuen Kapital zu schlagen, Vorschub leistet und deshalb dem Altern des Überkommenen gleichgültig gegenübersteht – daß eine solche Kultur das Risiko eingeht, trivial und gefährlich zu werden, gefährlich nicht zuletzt für sich selbst.

Im ausgehenden 20. Jahrhundert geschieht in Amerika genau dies. Heute ist die Idee der Neuheit in Amerika mit der Idee der Besserung nicht nur verknüpft, sie liefert geradezu die Definition für das Bessere. Wenn jemand die Frage stellen sollte: Wodurch läßt sich die geistige Kraft des Menschen verbessern? oder die prosaischere Frage: Wodurch wird die Lebensqualität verbessert?, so werden Amerikaner wahrscheinlich mit einer einfachen Formel antworten: Das, was neu ist, ist besser, und das Neueste ist am besten.

Das Heilmittel gegen eine solche bornierte Philosophie ist der Konservatismus. Und zwar in meiner Version, nicht in der von Präsident Reagan. Ein Konservativer, wie ich einer bin, weiß, daß die Technik immer radikale gesellschaftliche Veränderungen fördert. Ein Konservativer weiß auch, daß es keinen Zweck hat, so zu tun, als würde sich die Technik gegenüber einer Kultur letztlich nicht doch durchsetzen. Aber ein Konservativer erkennt, daß es einen Unterschied zwischen Vergewaltigen und Verführen gibt. Dem Vergewaltiger ist sein Opfer gleichgültig. Der Verführer muß auf den Willen und das Temperament des Objekts seiner Wünsche eingehen. Er will gar kein Opfer, er will eine Mitverschworene. Ich will damit sagen: Die Technik kann eine Kultur vergewaltigen, sie kann aber auch dazu gebracht werden, diese Kultur zu verführen. Das Ziel des wirklichen Konservativen in einem technischen Zeitalter besteht darin, die Wut der Technik unter Kontrolle zu bringen, darauf zu bestehen, daß sie sich dem Willen und dem Temperament eines Volkes anpaßt. Seine größte Hoffnung ist es, durch seine Bemühungen der Vereinigung von Technik und Kultur wenigstens eine gewisse Anmut zu verleihen.

Deshalb war es klug von Ihnen, einen amerikanischen Konservativen als Redner einzuladen. Jedenfalls einen Konservativen wie mich. Denn ich kann Ihnen einige ausgezeichnete Ratschläge geben. Immerhin ist Amerika die radikalste Gesellschaft auf der ganzen Welt. Es ist dabei, ein gewaltiges, unkontrolliertes Gesellschaftsexperiment durchzuführen, mit dem die Frage gestellt wird: Kann eine Gesellschaft ihre traditionellen Tugenden bewahren, wenn sie all ihre Institutionen der Oberherrschaft der Technik unterwirft? Wer in Amerika lebt und dazu neigt, diese Frage mit »Nein« zu beantworten, ist daher in einer günstigen Position, um unsere europäischen Vettern zu warnen, die gegenwärtig überlegen, ob sie sich an diesem Experiment beteiligen sollen oder nicht.

Um meine Ratschläge möglichst zu konzentrieren, werde ich mich auf die Fernsehtechnologie beschränken, von der im Augenblick die schwerste Bedrohung für die traditionellen Lebensformen in allen Industrieländern ausgeht. Und ich hoffe, Sie werden es mir verzeihen, wenn ich mit einem Zitat von Karl Marx beginne. Marx schrieb einmal: »Ein Gespenst geht um in Europa ...« – und er dachte dabei an den Aufstand des Proletariats. Das Gespenst, an das *ich* denke, ist das kommerzielle Fernsehen. Wohin man auch blickt in Europa – ob nach Deutschland, Schweden, Frankreich, Holland, Dänemark oder in die Schweiz –, überall macht sich in schemenhaften Andeutungen das Kommerzfernsehen bemerkbar. Daß es die Grundlagen der europäischen Nationen bedroht, sollte eigentlich klar sein, es steht aber zu befürchten, daß man diese Möglichkeit noch nicht ausreichend erwogen hat.

Allein in Paris gibt es sieben Fernsehstationen, die sich aus Werbeeinnahmen finanzieren, und soeben ist eine achte in drei Pariser Metro-Stationen eingerichtet worden. Sie besteht aus 150 Sendeeinheiten, die im Kurzschlußverfahren übertragen werden. Jede Einheit umfaßt ein Programm von dreißig Minuten Länge: vier Minuten Informationen über das Metro-System, sechzehn Minuten verschiedene Programme und zehn Minuten

Werbung. Ein Werbespot von dreißig Sekunden Länge kostet in der Woche 7500 Dollar. Es war die Untertreibung des Jahres, als der Marketingdirektor der Pariser Verkehrsbetriebe erklärte: »Auf diese Weise läßt sich das Ambiente der Metro-Station verändern.« Dieser Mann hatte natürlich Ursache und Wirkung verwechselt. Wenn es die Franzosen auf dem Weg von einem Ende der Stadt zum anderen nach Fernsehunterhaltung gelüftet, dann darf man wohl behaupten, daß sich nicht das Ambiente der U-Bahn, sondern das Ambiente, in dem die französische Kultur lebt, verändert hat. Und unter »Ambiente« dürfen wir hier wohl die psychischen Gewohnheiten der Menschen verstehen.

In England, wo es zwei kommerzielle Fernsehstationen gibt, sind schon längere Programme mit politischer Werbung gesendet worden. Eines von ihnen bestand aus einem witzigen, fünfzehnminütigen Auftritt von John Cleese, dem Star aus *Monty Python's Flying Circus*, dessen Zweck es war, um Unterstützung für eine neue politische Partei zu werben. Britische Werbeagenturen geben dieser Mischung aus Komik und Politik große Zukunftschancen. Um Unterstützung für eine Partei zu gewinnen, veranstaltet man eine Party.

In Dänemark, das sich dem kommerziellen Fernsehen bisher standhaft widersetzt hat, sind die Pläne für eine Zulassung von Werbesendungen im zweiten nationalen Fernsehprogramm inzwischen fertiggestellt, das 1988 den Sendebetrieb aufnehmen soll. So wie gegenwärtig in Österreich, wird Reklame für Tabak und Alkohol verboten sein. Ebenfalls vom Bildschirm verbannt ist Werbung für Arzneimittel, Banken, politische Parteien und religiöse Organisationen, sowie Werbespots, die sich speziell an junge Menschen richten. Im allgemeinen sind die Dänen ein realistisches, klar denkendes Volk. Aber glaubt irgend jemand, daß sich das Gespenst des Kommerzfernsehens mit solchen Zugeständnissen zufriedengeben wird? Vielleicht. Vielleicht gibt es sich damit ja auch in Österreich zufrieden. Aber wenn nicht, dann können Sie sehr schnell sehr viel von dem verlieren, was Ihnen an Ihrem Land liebenswert und bewundernswürdig erscheint. Deshalb möchte ich Ihnen ein wenig Angst machen, indem ich hier einige Weissagungen formuliere und Ihnen prophezeie, was geschehen wird, wenn Österreich seine Fernsehtechnologie zu einer auf dem freien Markt käuflichen Ware werden läßt. Diese Prophezeiungen beruhen im wesentlichen auf den Erfahrungen in Amerika, das zur Zeit das einzige Land ist, in dem das Fernsehen vollständig von kommerziellen Interessen kontrolliert wird.

Zwei Bemerkungen möchte ich voranstellen. Zunächst: Ein Konservativer ist nicht verpflichtet, sich der staatlichen Kontrolle über Rundfunk und Fernsehen prinzipiell zu widersetzen. Einer der bekanntesten amerikanischen Konservativen dieses Jahrhunderts, Herbert Hoover, unser einunddreißigster Präsident, war tief erschrocken über die Aussicht, daß das Radio kommerziellen Interessen zugänglich gemacht werden könnte. Als Handelsminister brachte er 1923 in eindringlichen Worten seine Hoffnung zum Ausdruck, das Radio, in dem er ein Werkzeug der öffentlichen Erziehung erblickte, möge von den Einflüssen des Marktes und der Wirtschaft freigehalten werden. Wenn er das amerikanische Fernsehen von heute kannte, würde er gewiß sehr bedauern, daß man seinen Rat mißachtet hat. Ich will damit sagen: Zwar beobachten Konservative die staatliche Autorität und damit auch ein staatlich kontrolliertes Fernsehen zu Recht mit Argwohn, aber deshalb müssen sie doch nicht so dumm sein anzunehmen, der Staat sei der einzige und notwendigerweise der schlimmste Gegner der individuellen Entscheidungsfreiheit.

Damit komme ich zu meiner zweiten Vorbemerkung. Wenn man die Frage stellt: »Schränkt ein staatlich kontrolliertes Fernsehsystem die Meinungs- und Entscheidungsfreiheit ein?«, so lautet die Antwort offensichtlich »Ja«. Aber es wäre äußerst naiv anzunehmen, daß ein am freien Markt orientiertes Fernsehen die Freiheit nicht ebenfalls einschränken würde. In Amerika, wo das Fernsehen ausschließlich durch die Einnah-

men aus Werbung kontrolliert wird, besteht seine wichtigste Funktion naturgemäß darin, den Werbekunden ein Publikum zu liefern. Je populärer eine Sendung ist, desto mehr kann das Fernsehen seinen Werbekunden für einen Reklamespot in Rechnung stellen. Als die *Bill Cosby Show* im letzten Jahr anlief, lagen die Kosten für 30 Sekunden Reklame während dieser Sendung bei 50.000 Dollar. In diesem Jahr, da die *Cosby Show* bei den Einschaltquoten an die erste Stelle gerückt ist, kosten dreißig Sekunden Reklamezeit 300.000 Dollar. Mit anderen Worten, was populär ist, bringt Geld und hält sich deshalb. Was sich nicht auszahlt, verschwindet von der Bildfläche. Und das bedeutet allerdings, daß fast alles, was schwierig oder ernsthaft ist oder den landläufigen Meinungen entgegensteht, nicht zu sehen sein wird.

Vor dem Hintergrund dieser Bemerkungen möchte ich nun meine Voraussagen darüber machen, was geschehen wird, wenn sich das kommerzielle Fernsehen in Österreich wirklich etablieren sollte. Als kommerzielles Fernsehen bezeichne ich ein System, das sich weitgehend aus Werbeeinnahmen finanziert und in der Frage, was gesendet werden kann und wann, allenfalls einer minimalen staatlichen Kontrolle ausgesetzt ist. Wenn also ein solches Fernsehen in Österreich Einzug halten sollte, wird folgendes geschehen:

Zunächst wird das kommerzielle Fernsehen immer stärker darauf drängen, die Zahl der Stunden pro Tag zu erhöhen, in denen Fernsehsendungen ausgestrahlt werden. Es geht um viel zuviel Geld, als daß man irgendeinen Teil des Tages ungenutzt verstreichen lassen dürfte. Wenn es einen gut funktionierenden kommerziellen Kanal gibt, dann wird ein Druck entstehen, der auf die Einrichtung weiterer Kanäle abzielt. Wenn es zwei oder mehr Kanäle gibt, dann werden sie miteinander um die Aufmerksamkeit des Publikums und das Geld aus der Werbung konkurrieren. Das bedeutet mehr Fernsehprogramme im amerikanischen Stil – mehr rasante, visuell dynamische Programme, die interessanten Bildern den Vorzug vor ernsthaften Inhalten geben. Das wiederum bedeutet mehr Komödie, mehr Autoverfolgungsjagd, mehr Gewalt und mehr Material mit sexueller Orientierung.

Um ihre Zuschauer nicht zu verlieren, werden die staatlich kontrollierten Kanäle genötigt sein, in ihrer eigenen Programmgestaltung die Konkurrenz mit dem Kommerzfernsehen aufzunehmen, und sie werden sich auf diese Weise dem amerikanischen Fernsehen angleichen. Genau dies ist der BBC in England und dem Public TV in Amerika widerfahren.

Wenn die Zuschauer dann vor allem rasante, visuell erregende Sendungen erwarten, werden sie anfangen, problemorientierte politische Sendungen und Nachrichtensendungen langweilig zu finden. Im Wettbewerb mit den Unterhaltungsprogrammen werden Nachrichten und politische Sendungen das Optische stärker betonen und sich deutlicher an Persönlichkeiten orientieren. Infolgedessen wird beim Publikum die Fähigkeit, Ereignisse und Probleme zu begreifen und ernsthaft zu diskutieren, in Verfall geraten.

Selbstverständlich wird die Fernsehwerbung den Zeitungen und Zeitschriften Anzeigenkunden wegnehmen. Deshalb wird eine Reihe von Zeitungen und Zeitschriften eingehen; andere werden ihr Format und ihren Stil ändern; um mit dem Fernsehen um die Gunst des Publikums konkurrieren zu können, werden sie sich dem durch das Fernsehen propagierten Denkstil anpassen. Sie werden sich fortan stärker an Bildern orientieren, sie werden dramatische Schlagzeilen bringen und Prominenten- oder Sensationsstoffs in den Vordergrund stellen. Die Artikel werden an Substanz und Komplexität einbüßen. Wenn Sie einen Eindruck davon gewinnen wollen, was ich meine, empfehle ich Ihnen, einmal einen Blick in Amerikas neueste, erfolgreichste überregionale Tageszeitung, *USA Today*, zu werfen; ich möchte auch darauf hinweisen, daß eine der ältesten und angesehensten literarischen Zeitschriften Amerikas, *Harper's*, es für nötig befunden hat,

die Länge ihrer Artikel und Beiträge erheblich zu verringern, um der verringerten Aufmerksamkeitskraft der Leser Rechnung zu tragen.

Auch der Umgang mit Büchern wird sich verändern. Ich vermute, der Begriff des gewöhnlichen Lesers, wie wir ihn noch kennen, wird schwinden; ich meine den Leser, der seine Informationen und seine literarischen Erfahrungen vorwiegend in der Auseinandersetzung mit Sachbüchern und Romanen gewinnt. Fast mit Sicherheit wird es zu einer Zunahme sowohl der Leseunfähigkeit als auch der Leseunwilligkeit kommen. Man schätzt, daß es in Amerika – der Führungsmacht der freien Welt – heute sechzig Millionen Menschen gibt, die nicht lesen können, und einem Report der Kongreßbibliothek in Washington zufolge gibt es möglicherweise noch einmal so viele Menschen, die faktisch nicht lesen. In jedem Fall wird sich eine generelle Ungeduld im Umgang mit Büchern entwickeln, insbesondere mit solchen, die sich einer differenzierenden Sprache bedienen, um komplexe Gedanken zu vermitteln. Höchstwahrscheinlich wird es zu einem Verfall der analytischen und kritischen Fähigkeiten der Leser kommen. Nach den Ergebnissen standardisierter Tests, die an unseren Schulen durchgeführt wurden, ist dies während der letzten fünfundzwanzig Jahre in Amerika bereits geschehen. Ich nehme an, es wird auch zu einer Verringerung des Interesses an Geschichte kommen, an dessen Stelle dann ein engsinziges Interesse für die Gegenwart treten wird.

Die Auswirkungen auf das politische Leben werden verheerend sein. Probleme, Inhalte und Ideologien werden an Bedeutung verlieren; immer stärker wird es auf Image und Stil ankommen. Die Politiker werden sich um die Augenblicksschwankungen der öffentlichen Meinung mehr kümmern als um langfristige Strategien. Sofern der Einsatz des Fernsehens für politische Kampagnen nicht streng untersagt wird, könnte es geschehen, daß diejenige Partei die Wahlen für sich entscheidet, die am meisten für Fernsehen und Medienberater ausgegeben hat. Selbst wenn politische Werbung untersagt würde, werden die Politiker in Unterhaltungssendungen auftreten, wo man sie mit ziemlicher Sicherheit darum bitten wird, Produkte, die mit Politik nichts zu tun haben, etwa Autos, Bier oder Frühstücksnahrung, mit ihren Empfehlungen zu versehen. Die Grenze zwischen politischem Leben und Unterhaltung wird unscharf werden, und sehr wahrscheinlich wird man Filmstars als Kandidaten für politische Ämter ernsthaft in Erwägung ziehen.

Hat sich die Bevölkerung erst einmal daran gewöhnt, einen großen Teil ihrer Zeit mit Fernsehen zu verbringen – in einem amerikanischen Haushalt läuft der Fernseher durchschnittlich acht Stunden am Tag –, so wird es zu einer Abnahme der Aktivitäten außerhalb des Hauses kommen. Es wird weniger und kleinere Zusammenkünfte in der Öffentlichkeit – in Parks, Bierkneipen, Konzertsälen usw. – geben. Während das Leben von den Straßen weicht, könnte die Straßenkriminalität durchaus zunehmen.

Junge Menschen werden immer weniger Gefallen an der Schule und am Lesen finden. Kinderspiele werden wahrscheinlich verschwinden. Es wird sogar wichtig werden, die Kinder zum Fernsehen anzuhalten, denn sie werden sich zu einer wichtigen Konsumentengruppe entwickeln. In Amerika haben die Kinder im Schnitt schon 5000 Stunden vor dem Fernseher gesessen, bevor sie das Kindergartenalter erreichen, und 16.000 Stunden, bevor sie die High School hinter sich haben. Das kommerzielle Fernsehen hat an sich nichts gegen Kinder; aber es kann sich eine Vorstellung von Kindheit einfach nicht leisten. Die Konsumenten haben in jedem Fall den Vortritt vor den Kindern.

Ebenso wird sich das Familienleben nachhaltig verändern. Interaktionen zwischen den Familienmitgliedern werden abnehmen, vor allem Gespräche zwischen Eltern und Kindern. Und die Gespräche, die noch stattfinden, werden sich von denen, an die Sie heute gewöhnt sind, erheblich unterscheiden. Die Kinder werden über Dinge sprechen, die früher den Erwachsenen vorbehalten waren. Das kommerzielle Fernsehen ist ein Medium, das keinen Teil seines Publikums ausgrenzt, deshalb haben alle Segmente der Be-

völkerung Anteil an derselben symbolischen Welt. Am Ende werden Sie möglicherweise feststellen, daß die Grenze zwischen Erwachsenenheit und Kindheit ausgelöscht worden ist.

Da Österreich schon eine begrenzte Fernsehwerbung hat, wissen Sie, wie die Werbespots die Werte der Jugendlichkeit hervorheben, wie sie den Konsum, die unmittelbare Wunscherfüllung, die Vorliebe für alles Neue und die Verachtung für das Alte betonen. Fernsehbildschirme, auf denen immerzu Werbespots flimmern, propagieren die ebenso abstruse wie kindische Vorstellung, für jedes Problem gebe es rasche, einfache und technische Lösungen. Sie müssen sich von der weit verbreiteten, aber durchaus naiven Vorstellung freimachen, Werbespots würden etwas über irgendwelche Produkte mitteilen. Über Produkte haben sie genausoviel zu sagen wie die Geschichte von Jonas über die Anatomie der Wale, nämlich nichts. Die Werbespots handeln vielmehr von Wertvorstellungen und Mythen und Phantasien. Ja, sie bilden geradezu ein Korpus religiöser Literatur, eine Montage aus einer gewaltigen Menge von visualisierten heiligen Texten, die den Menschen Bilder und Geschichten liefern, an denen sie ihr Leben orientieren sollen. Um Ihnen eine Vorstellung davon zu vermitteln, mit welchen Größenordnungen man es hier zu tun hat, weise ich darauf hin, daß ein Amerikaner bis zu seinem zwanzigsten Lebensjahr durchschnittlich eine Million Werbespots gesehen hat, tausend in der Woche. Wenn er fünfundsechzig Jahre alt ist, hat der Amerikaner im Schnitt mehr als zwei Millionen Werbespots gesehen. Das kommerzielle Fernsehen fügt den zehn mosaischen noch einige höchst unfromme Gebote hinzu: Du sollst keine anderen Götter neben dem Konsum haben; du sollst verschmähen, was alt ist; du sollst danach streben, dich ständig zu amüsieren; du sollst alles Komplizierte meiden wie die Zehn Plagen, die Ägypten heimsuchten.

Vielleicht meinen Sie jetzt, ich hätte die sozialen und psychischen Veränderungen, die sich aus einer Kommerzialisierung des Fernsehens ergeben, übertrieben, und das, was in Amerika geschehen sei, könne sich in Österreich auf gar keinen Fall wiederholen. Wenn Sie dies annehmen, überschätzen Sie die Macht der Tradition, und zugleich unterschätzen Sie die Macht der Technologie. Um sich klar zu machen, welche Kräfte der technologische Wandel zu entfesseln vermag, brauchen Sie nur daran zu denken, welche Folgen das Auto für Österreich gehabt hat. Hat es Ihre Städte nicht von Grund auf verändert, die Vorstadtgürtel geschaffen, Ihre Luft und Ihre Wälder vergiftet und Ihre Ökonomie umgewälzt?

Lassen Sie sich nicht durch das in die Irre führen, was Sie über die österreichische Kultur des Jahres 1987 wissen. Österreich lebt heute noch im Zeitalter Gutenbergs. Das kommerzielle Fernsehen greift solche Rückständigkeit mit erstaunlicher Heftigkeit an. Zur Zeit sitzen weniger als 20 Prozent der Österreicher während der Abendstunden vor dem Fernsehapparat. Für ein kommerzielles Fernsehsystem wäre das inakzeptabel. In Amerika sitzen 75 Prozent der erwachsenen Bevölkerung abends vor dem Fernseher, und selbst diese Zahl hält man noch für zu niedrig. Soweit Sie in Österreich Fernsehwerbung haben, tritt sie gebündelt auf, damit die Kontinuität der anderen Sendungen nicht gestört wird. Für ein kommerzielles System wäre das unerträglich. Die ganze Idee beruht doch darauf, die Kontinuität der Sendungen zu unterbrechen, damit die Gedanken von den Erwägungen, die sich aus Ihrem Konsumentendasein ergeben, nicht allzu weit abschweifen können. Das Ziel besteht gerade darin, die Unterscheidung zwischen Sendung und Werbespot aufzuheben. In Österreich gibt es nicht viele Werbeagenturen, und die vorhandenen sind klein und ohne großen Einfluß. In Amerika sind die Werbeagenturen Weltfirmen, die zu den größten und mächtigsten Unternehmen im Land gehören. Der Zusammenschluß von Doyle, Dane und Bernbach mit BBD&O und Needham Harper verschafft der neuen Gesellschaft ein jährliches Budget von fünfeinhalb Milliarden Dollar, davon vielleicht fünfhundert Millionen Dollar jährlich allein für die großen amerikanischen Fernsehgesellschaften. Dieses Geld meint es ernst, und diese Radikalen



meinen es ebenfalls ernst. Sie können es nicht zulassen, daß sich eine Kultur auf ihre alten Anschauungen über Arbeit, Religion, Politik oder Kindheit versteift. Es wird nicht mehr lange dauern, bis sie und ihresgleichen auch in Österreich auftauchen.

Wenn Sie sich also, so wie ich, einem originären Konservativismus verpflichtet fühlen, einem Konservativismus, der zu bewahren sucht, was den Geist zu stärken vermag, dann wäre es klug, wenn Sie allen Vorschlägen zu einem marktwirtschaftlich orientierten Fernsehsystem mit äußerster Zurückhaltung begegneten. Ich möchte sogar noch weiter gehen und damit dann schließen: Es ist entweder Scheinheiligkeit oder Unwissenheit, wenn man behauptet, die Verwandlung Österreichs oder irgendeines anderen Landes aus einer auf dem Buchdruck gegründeten Kultur in eine auf dem Fernsehen beruhende Kultur würde die Traditionen dieses Landes unversehrt lassen. Die Konservativen wissen, daß dies Unsinn ist, und sie machen sich deshalb Sorgen. Die Radikalen wissen es ebenfalls. Aber ihnen ist es gleichgültig.

## Erinnerungen an das Goldene Zeitalter

Jahrelang habe ich einen großen Teil meiner Zeit damit verbracht, dem Fernsehen viele der deutlich sichtbaren Fehlentwicklungen zur Last zu legen, an denen die westliche Kultur – und vor allem Amerika – heute krankt. Man hat mir deshalb gesagt, ich sei von Grund auf negativ eingestellt, immer bereit, das Falsche zu verurteilen, aber nie willens, das Richtige zu loben. Einige meiner Studenten haben sogar behauptet, wenn ich in der Ära der sogenannten »Inkunabeln« – also während der ersten fünfzig Jahre nach der Erfindung des Buchdrucks – gelebt hätte, dann wäre ich gewiß jedermann mit einer langen Liste deprimierender Prophezeiungen über die Gefahren des maschinell hergestellten Buches und der allgemeinen Ausbreitung von Lesen und Schreiben lästig gefallen. Damit haben meine Studenten aber nur halb recht. Einmal angenommen, ich hätte damals genug Verstand besessen, um vorauszusehen, was im Jahre 1500 geschehen würde, so hätte ich die heilige Kirche sicherlich davor gewarnt, daß die Druckerpresse das Wort Gottes auf den Küchentisch eines jeden Christenmenschen bringen werde und daß infolgedessen die Autorität der kirchlichen Hierarchie in Gefahr gerate. Wäre mir die Ehre einer päpstlichen Audienz zuteil geworden, so hätte ich dem Papst gesagt, daß Martin Luther, bewaffnet mit einer Druckerpresse, mehr sei als nur ein unzufriedener, unter Verstopfung leidender Mönch. Das gedruckte Wort mache ihn zu einem ernstzunehmenden Revolutionär.

Ich hätte überdies die kleineren Fürsten darauf aufmerksam gemacht, daß ihre Tage gezählt seien, daß der Buchdruck einer neuen Vorstellung von Nation Gestalt verleihen werde, in der für Potentaten ihres Schlages kein Platz mehr sei. Und wenn mir die Bruderschaft der Alchemisten gestattet hätte, auf ihrer Jahresversammlung eine programmatische Rede zu halten, dann hätte ich ihnen empfohlen, sich einen anderen Beruf zu suchen, denn der Buchdruck werde der induktiven Wissenschaft mächtigen Auftrieb geben, und vor dem Glanz öffentlich geteilter (und mitgeteilter) wissenschaftlicher Erkenntnis könne die Alchemie nicht bestehen. Jedem fahrenden Sänger, der mir über den Weg gelaufen wäre, hätte ich gesagt, daß es in hundert Jahren mit seinem Gewerbe vorbei sei, daß Bardengesang und epische Dichtung untergehen würden und daß er gut beraten sei, seinen Praktikanten einzuschärfen, sie sollten ihr Talent lieber dem Verfassen von Essays und Romanen widmen.

Sie haben gewiß bemerkt, daß nicht jede meiner Prophezeiungen etwas Schlechtes prognostizierte. Deshalb habe ich vorhin gesagt, meine Studenten hätten nur halb recht. Ob eine Prophezeiung negativ ist oder nicht, hängt nämlich von dem Blickwinkel ab, aus dem man sie macht. Ein Beispiel: Da die meisten von Ihnen Lutheraner sind, hätten Sie das Zerbrechen des Heiligen Römischen Reiches damals wahrscheinlich bejubelt. Die Katholiken jener Zeit hätten seinen Untergang sicherlich beklagt. Und mich als Juden hätte die ganze Sache, ob so oder so, wohl ziemlich kalt gelassen. Es ist doch unerheblich, ob ein Pogrom von Martin Luther oder von Papst Leo X. angestiftet wird. Was ich damit sagen will, ist dies: Veränderungen, die durch neue Medien bewirkt werden, sind für einige von Vorteil, anderen schaden sie, und für wieder andere bleiben sie folgenlos. Das gilt für das Fernsehen genauso wie für die Druckerpresse oder irgendein anderes wichtiges Medium, wobei ich allerdings sofort hinzufügen möchte, daß es im Falle des Fernsehens nur wenige Menschen gibt, die nicht auf die eine oder andere Weise betroffen sind. Den meisten von Ihnen hier wird das Fernsehen eine höchst befriedigende Karriere eröffnen. Auf der anderen Seite könnte das Fernsehen – auf lange Sicht – der Karriere der Lehrer an den Schulen ein Ende bereiten, denn die Schule selbst ist eine Erfindung der Druckerpresse, und sie steht und fällt damit, wieviel Gewicht dem gedruckten Wort in Zukunft beigemessen wird. Harold Innis drückte das so aus: Neue Medien bre-

chen alte Wissensmonopole auf; sie bringen sogar ganz neue Wissenskonzeptionen hervor. Und auch neue Konzeptionen von Politik. Ronald Reagan zum Beispiel wäre nicht Präsident der Vereinigten Staaten, wenn es das Fernsehen nicht gäbe, das für ihn und die Interessen, die er vertritt, gut ist. Weniger gut ist es allerdings für die Armen und sozial Schwachen.

Wie dem auch sei, ich bin nicht hier, um über die nachteiligen Auswirkungen des Fernsehens zu sprechen. Es ist mir sogar ausdrücklich untersagt worden. Man hat mich zum positiven Denken verurteilt, und so bleibt mir gar nichts anderes übrig, als darüber zu sprechen, wie das Fernsehen für die Schweden von Nutzen sein könnte. Dabei möchte ich vor allem erörtern, wie Sie das Fernsehen bei der Schaffung eines wirklichen Theaters für die Massen einsetzen können. Und wenn ich geendet habe, dann werden Sie hoffentlich den anderen Leuten mitteilen, daß ich kein Mensch bin, der von Natur aus stets verneint.

Mein gedämpfter Optimismus in dieser Frage rührt daher, daß es ein echtes Fernsehtheater für die Massen tatsächlich einmal gegeben hat, und zwar in Amerika. Nirgendwo sonst hat so etwas jemals existiert. Ich möchte Ihnen davon berichten, weil die Bedingungen, die es hervorbrachten, auch im heutigen Schweden gegeben sind. Die Bedingungen, die es in Amerika dann zugrunde richteten, sind hierzulande zwar ebenfalls vorhanden, aber darüber darf ich nicht sprechen. Es folgt hier also ein Stück amerikanischer Fernsehgeschichte, wobei manches Sie vielleicht überraschen wird. So wurden zwischen 1948 und 1958 im amerikanischen Fernsehen annähernd 1500 zweiundfünfzig Minuten lange Stücke »live« aufgeführt, das heißt, sie wurden genau in dem Augenblick gespielt, in dem das Fernsehpublikum sie sah – ein Verfahren, das mit dem Aufkommen des Video-Tapes und der zunehmenden Verwendung von Filmen immer seltener geworden ist; »zweiundfünfzig Minuten« bezeichnet die genaue Laufzeit des Stücks; acht Minuten von der vollen Stunde wurden für kommerzielle Botschaften, Vor- und Abspann sowie Hinweise auf das Stück der nächsten Woche abgezweigt.

Es besteht kein Zweifel, daß die schönsten dramatischen Augenblicke im amerikanischen Fernsehen in diese Stunden von zweiundfünfzig Minuten Länge fielen. Das galt vor allem für wöchentliche Serien wie *The Kraft Television Theater* (1947-1958), *The Philco-Goodyear Playhouse* (1948-1950) und *Studio One* (1948-1957). Anfangs brachten diese Sendungen Bearbeitungen der klassischen Literatur und bekannter zeitgenössischer Romane, aber etwa im Jahre 1950 verlagerten sie ihren Schwerpunkt von den Bearbeitungen auf »Originalstücke«. Zu dieser Zeit hatten Produzenten und Regisseure wie Worthington Miner, Fred Coe, Delbert Mann, Arthur Penn und John Frankenheimer eine Anzahl begabter junger Schriftsteller um sich versammelt, die bereit waren, ihr Talent einer gründlichen Erkundung der künstlerischen Möglichkeiten des Fernsehens zu widmen. Zu dieser Gruppe gehörten unter anderen Reginald Rose, Tad Mosel, Robert Alan Aurthur, Horton Foote, Rod Serling, J. P. Miller und Gore Vidal. Keiner jedoch konnte sich mit dem, was er schrieb, besser auf das Fernsehen einstellen als Paddy Chayefsky, dessen Name zusammen mit dem von Edward R. Murrow das »Goldene Zeitalter des Fernsehens«, wie es einige Romantiker nennen, symbolisiert.

Chayefsky bedeutete für das »Original«-Fernsehspiel das, was Ibsen für das »Gesellschaftsstück« bedeutete – er war einer der ersten, die solche Stücke schrieben, und gewiß der ausgezeichnetste unter ihnen. Wie Ibsen erreichte er eine fast vollkommene Einheit von Form und Inhalt. Literaturwissenschaftler haben darauf hingewiesen, daß die Wirkungen, die Ibsen in *Nora oder Ein Puppenheim* und *Gespenster* erzielte, sich nicht allein seinen Stoffen verdanken, die dem Publikum der Jahre 1879 und 1881 sicherlich vertraut waren, daß sie vielmehr auch das Ergebnis der kargen, sparsamen Form waren, in der er seine Stoffe auf der Bühne formulierte. Gesellschaftsstücke sind auch schon vor Ibsen geschrieben worden, ihm aber blieb es vorbehalten, die eigentliche Form für die dramatische Gestaltung gesellschaftlicher Probleme zu entdecken.

Chayefsky schrieb natürlich nicht für eine Theaterbühne, die man, in einem abgedunkelten Saal sitzend, aus der Entfernung betrachtet. Er schrieb für einen 35-Zentimeter-Bildschirm, der im Wohnzimmer stand und dessen einzige Farben verschiedene Abstufungen von Grau waren. Auch mußte er seine Geschichte von Anfang bis Ende in zweiundfünfzig Minuten erzählen und konnte mit absoluter Sicherheit von zwei Annahmen ausgehen: erstens, daß sein Stück wenigstens zweimal durch Reklamebotschaften unterbrochen werden würde, und zweitens, daß er seine Zuschauer augenblicklich fesseln mußte, wenn er nicht viele von ihnen an andere Kanäle verlieren wollte. Er wußte auch, genau wie sein Regisseur, Delbert Mann, daß das Bild auf dem Fernsehschirm erheblich weniger optische Schärfe besitzt als das Bild auf der Kinoleinwand. Chayefsky schrieb seine Stücke daher im Blick auf ein Publikum, das die Schauspieler fast unablässig in Nahaufnahmen zu sehen bekam.

Chayefsky wußte, daß manche dieser technisch-ästhetischen Bedingungen geeignet waren, besser als in jedem anderen Medium den Eindruck äußerster, absoluter Realität hervorzubringen – die Illusion, was die Zuschauer sähen, sei kein Spiel, sondern das Leben selbst, beobachtet durch ein nahezu quadratisches Loch von fünfunddreißig Zentimetern Durchmesser. Ausgehend von seinem ersten Stück *Holiday Song*, das davon handelt, wie das Gottvertrauen eines Rabbi noch einmal auf die Probe gestellt wird, schuf Chayefsky eine Reihe von Fernsehspielen, die man oft als »kleine« Meisterwerke bezeichnet hat und manchmal auch als »Küchendramen«, da sich ein großer Teil der Handlung in der häuslichen Küche abzuspielen schien. Jedenfalls waren es Stücke über ganz gewöhnliche Menschen, die zweiundfünfzig Minuten lang in ganz gewöhnlichen Situationen existierten. Die Handlung war klar gegliedert und stark verdichtet und hatte nichts Gewagtes: wenig überraschende Wendungen, wenig Aktion, keine Intrigen, nichts Anstößiges und keine (im herkömmlichen Sinne) heroischen Gesten. Chayefskys Geschichten waren in demselben Sinne »klein«, wie die Storys von Sherwood Anderson klein sind. Der Ort der Handlung war zwar New York und nicht das kleinstädtische Ohio, doch genau wie Anderson erkundete auch Chayefsky mit sparsamen, freilich genau treffenden Details die quälenden Probleme kleiner Leute. Dadurch verlieh er diesen Problemen sowie den Menschen, die unter ihnen zu leiden hatten, einen höheren Rang. Chayefsky hat einmal gesagt: »Die eigene Mutter, die Schwester, die Brüder, die Vettern und Cousinen, die Freunde – alle diese Gestalten eignen sich für das Drama viel besser als ein Jago.« Dabei sprach er natürlich vom Fernsehrama.

Chayefskys bekanntestes Stück, *Marty*, erzählt die Geschichte eines unverheirateten, im Umgang mit Menschen höchst unbeholfenen Metzgers, der sich von einer feinfühligem, aber unansehnlichen Frau angezogen fühlt. Marty's Freunde versuchen, ihn davon abzubringen, sich mit dieser Frau zu treffen, weil sie, wie sie es ausdrücken, ein »Knochen« sei. Marty's Mutter, die fürchtet, ihr Sohn könnte sie verlassen, verabscheut die andere Frau. Vor dem Hintergrund solcher elementaren Motive – dem Bedürfnis des Menschen, zu lieben und geliebt zu werden, seiner Angst vor dem Alleinsein und seinem Bedürfnis, sich auszusprechen – trieb Chayefsky seine »kleine« Geschichte mit beharrlicher Nüchternheit voran und schloß sie mit einer ebenso »kleinen« Krise ab, in der sich Marty, gegen den Protest seiner Freunde und seiner Angehörigen, entschließt, die Frau anzurufen und sie um ein Rendezvous zu bitten. Auf der Bühne oder als Roman wäre diese Handlung zu dünn, sie besäße zu wenig dramatisches Gewicht. Als das Stück für den Film bearbeitet wurde, war mehr »Bewegung« oder *action* vonnöten, und es mußte ein weiterer Handlungsstrang hinzugefügt werden. Im Fernsehen aber war das Stück ein künstlerischer Triumph und erzeugte eine Illusion von intimer Nähe, die verstörend und erbaulich zugleich war. Vielleicht ist kein Medium für den »Ausschnitt« aus dem Alltag besser geeignet als das Fernsehen – Ingmar Bergman jedenfalls scheint das sehr genau zu wissen.

Chayefsky war nicht der einzige, der die unverwechselbaren Qualitäten des Bildschirms erkundete, aber einige andere Autoren gaben der realistischen Veranschaulichung der Probleme einfacher Leute nicht solches Gewicht wie er. Reginald Rose zum Beispiel bevorzugte Fernsehspiele mit einer »Botschaft«, etwa *Twelve Angry Men* und *Tragedy in a Temporary Town*, in denen er einige besonders verächtliche Vorurteile seines Publikums bloßstellte. Gore Vidal schrieb die literarisch anspruchsvollste Satire, *Visit to a Small Planet*, in der er, den Stil Shaws simulierend, das beharrlichste Talent des Menschen, das Talent zum Kriegführen, verurteilte. Rod Serling untersuchte in seinem äußerst erfolgreichen Stück *Patterns* die Motivationen und Zwänge im »Big Business«. Und Alvin Sapinsley experimentierte mit poetischen Fernsehspielen, von denen eines, *Lee at Gettysburg*, in seinem Rhythmus und seiner Dichte an die poetischen Hörspiele im Radio erinnerte.

Bei allen Unterschieden zwischen diesen Autoren läßt sich der Erfolg jedes einzelnen darauf zurückführen, daß sie einige wesentliche Einsichten in das Medium, sein Publikum sowie die Umgebung, in der dieses Publikum die Stücke normalerweise sah, in ihrer Arbeit berücksichtigten. So scheint das Fernsehspiel dann besonders wirkungsvoll zu sein, wenn es Menschen und nicht Handlungen oder Schauplätze oder gar Ideen in den Mittelpunkt stellt. Wie schon gesagt, die »Normaleinstellung«, in der man die Schauspieler auf dem Bildschirm sieht, ist die Nahaufnahme. Infolgedessen gewinnt das menschliche Gesicht eine unausgesetzte, eindringliche Präsenz, so daß es zum eigentlichen Dreh- und Angelpunkt des Fernsehspiels wird, gleichgültig, ob der Autor dies beabsichtigt oder nicht. Einstürzende Brücken oder Flugzeuge, die steil nach oben ziehen, mögen im Filmbild oder in einer Romanschilderung sehr aufregend wirken. In Live-Sendungen des Fernsehens sind solche Aktionen schon wegen der räumlichen Grenzen des Studios ausgeschlossen. Aber auch wenn sie als Filmsequenzen im Fernsehen übertragen werden, wirken sie in ihrer Dramatik nicht sehr überzeugend, weil der Bildschirm so klein und das Fernsehbild relativ unscharf ist. Das Fernsehen, so formulierte es ein Regisseur einmal, ist das »psychoanalytische Medium«. Seine Stärke besteht darin, Gesichter zu zeigen und anzudeuten, was hinter ihnen liegt. Dazu schrieb Rod Serling: »Der Schlüssel zum Fernsehspiel ist die intime Nähe, und eine Gesichtsstudie gewinnt auf einem kleinen Bildschirm eine Bedeutungstiefe und Eindringlichkeit, die ihre Wirkung im Kinofilm weit übertrifft.«

Wie diese Autoren und Regisseure entdeckt haben, erlangt das Fernsehspiel dort seine größte Kraft, wo es sehr stark verdichtet. Es ist wenig Zeit für Nebenhandlungen oder auch nur für eine ausführliche Entfaltung des eigentlichen Handlungsfadens. Dem Fernsehspielautor, ebenso wie dem Kurzgeschichtenschreiber, bleibt gerade genug Zeit, eine knappe Geschichte mitzuteilen und eine Stimmung zu erzeugen. Anders als dem Kurzgeschichtenschreiber kommt ihm dabei die Kamera zu Hilfe. Und gelegentlich steht der Fernsehautor vor dem Problem, eine kurze Geschichte ausweiten zu müssen, in der Regel jedoch hat er es mit dem gegenteiligen Problem zu tun. »Das Fernsehen«, so schrieb Paddy Chayefsky, »kann mit einem dichten, verwickelten Handlungsgeflecht nichts anfangen. Es kann nur mit einfachen Bewegungslinien und folglich mit kleineren Krisenmomenten umgehen.«

Wir sollten uns auch daran erinnern, daß das Fernsehen Unterhaltung für die Familie liefert und zu Hause gesehen wird. Früher glaubten Produzenten und Fernsehautoren noch, daß sich hieraus für die Fernsehspiele gewisse Beschränkungen sowohl ihrer Sprache als auch ihren Themen nach ergäben. Mit Nymphomanie, Homosexualität oder Inzest sollten sich Erwachsene im Theater oder in anderen literarischen Formen getrost beschäftigen, im Fernsehen aber (so meinten sie) wirkten solche Themen besonders schockierend, nicht nur, weil das Fernsehen unterschiedslos alle Zuschauer anspricht, sondern auch wegen der fast schmerzhaften Direktheit dieses Mediums. Wahrscheinlich trifft es noch immer zu, daß man gewisse Worte, die dem Romanleser oder Theaterbe-

sucher gar nicht weiter auffallen würden, kaum mehr vergessen kann, wenn sie ins Wohnzimmer vordringen. Ein berühmtes Beispiel hierfür ist das, was sich am 19. Februar 1956 zutrug, als in der Sendereihe *The Alcoa Hour* Reginald Roses *Tragedy in a Temporary Town* gesendet wurde. Einer der Schauspieler, Lloyd Bridges, wurde von der Erregung in einer bestimmten Szene mitgerissen und stieß einen Kraftausdruck aus, der nicht im Skript stand, aber durchaus dort hätte stehen können, wäre das Stück im Theater aufgeführt worden. In einem Roman von Norman Mailer oder Nelson Algren wäre dieses Wort überhaupt nicht aufgefallen. Im Fernsehen jedoch wurde der Vorfall zu einer *cause célèbre* [berühmter Streitfall].

Jahrelang arbeiteten die Fernsehautoren unter solchen Einschränkungen und schufen einen umfangreichen Bestand an seriösen Fernsehspielen. Aber seit etwa 1960 verschwand diese Form von Fernsehliteratur allmählich. Bevor ich erläutere, woran das lag, möchte ich Ihnen sagen, wie es kam, daß in dieser Phase der amerikanischen Fernsehgeschichte etwas hervorgebracht wurde, das ich ein wirkliches Theater der Massen nennen würde.

**Erstens** lag der Schwerpunkt bei Originalstücken, die von jungen, weitgehend unbekanntem Autoren geschrieben wurden. Diese Autoren hatten kaum Theatererfahrung und gingen unbelastet von der Tradition des Theaters ans Werk. Ebenso wie ihre ebenfalls jungen Regisseure hatten diese Autoren die Freiheit, den Möglichkeiten dieses neuen, einzigartigen Mediums nachzuspüren. Sie schrieben Fernsehstücke und keine Bühnenstücke oder Filmdrehbücher.

**Zweitens:** An einer Bearbeitung Shakespeares oder des übrigen klassischen Kanons für das Fernsehen waren sie nicht interessiert. Sie wollten in der Sprache ihrer Zeit und über die Ängste und Probleme, von denen ihre Zuschauer betroffen waren, schreiben. Zudem waren die jungen Schauspieler, die sie einsetzten, nicht im klassischen Repertoire ausgebildet und hätten in Stücken von Shakespeare, Molière, Ibsen, Rostand, Shaw oder auch Strindberg wohl keine sonderlich gute Figur gemacht. Aber sie waren gerade richtig, so zu sprechen, wie Amerikaner eben sprechen – der Metzger aus der Bronx oder der Frömmler aus Mississippi oder der Baseballspieler aus Indiana. Zu den Schauspielern, deren Karriere bei den Zweiundfünfzig-Minuten-Stücken begann, gehören James Dean, Grace Kelly, Dustin Hoffman, Paul Newman, Eva Marie Saint, Joanne Woodward, Robert Redford und Rod Steiger.

**Drittens:** Weil so viele Stücke gebraucht wurden, um Woche für Woche den Bildschirm zu füllen, sammelten die Fernsehgesellschaften eine Gruppe von Autoren um sich – ein literarisches Ensemble sozusagen. Mit anderen Worten, es gab Arbeit für Schriftsteller, und zwar jede Menge – was dazu führte, daß begabte Leute aus dem ganzen Land mit ihren Skripten und der begründeten Aussicht, daß ihre Stücke auch produziert würden, nach New York kamen. Moss Hart, selbst ein bekannter amerikanischer Bühnenautor, empfahl Schriftstellern dringend, ihre Aufmerksamkeit dem Fernsehen zuzuwenden, und begründete dies so: »Bedenken Sie – wir schreiben ein Stück [für die Bühne], es dauert Monate, bis es herauskommt, und dann spielen wir es, wenn es ein Erfolg ist, achtmal in der Woche, zwei Stunden pro Aufführung. Wenn wir ausverkaufen, erreichen wir in der Woche ein Publikum von vielleicht neuntausend Leuten – *wenn* wir ausverkaufen!« Er fügte hinzu, ein Fernsehspiel lasse sich in ein paar Wochen produzieren, und wenn es gezeigt werde, sähen es sofort Millionen von Menschen. Natürlich waren viele der damals produzierten Stücke ganz schlecht und bald vergessen. Aber das war beim elisabethanischen Drama nicht anders. Wir beurteilen eine Epoche nach ihren Erfolgen, nicht nach ihren Mißerfolgen.

Und da wir gerade über Mißerfolg sprechen – das wichtigste Merkmal dieser Ära bestand vielleicht darin, daß sie kaum Angst vor Mißerfolg hatte. Die Stücke zu produzieren, war nicht übermäßig teuer. Ein Fehlschlag war also keine finanzielle Katastrophe –

anders als heute, anders auch als damals beim Theater oder beim Film. Außerdem wurden die Sendungen jeweils nur von einer Firma gesponsert, die oft von einem Unternehmer geleitet wurde, der selbst risikofreudig war und sich von einem Fehlschlag nicht schrecken ließ. Dasselbe galt für die Autoren und Regisseure, die mit jugendlicher Begeisterung und Selbstbewußtsein bei der Sache waren. Sie hatten etwas mitzuteilen, und sie scheuten sich nicht, es mitzuteilen.

Und schließlich war da noch das Publikum. Dieses Publikum bestand aus Menschen, die vom Fernsehen nicht übersättigt waren. Damals lief das Fernsehen nicht 24 Stunden täglich, und der Bildschirm war nicht gänzlich von Sendungen erfüllt, die alle Sinne abstupfen. Mit Spannung sahen die Menschen ihren allwöchentlich ausgestrahlten Fernsehspielen entgegen und erwarteten von ihnen Ernst und Nachdenklichkeit. Anders als heute dominierte die Werbung nicht, und sie war so beschaffen, daß sie zur Stimmung des Stücks paßte. In der Zeit, von der ich hier spreche, stand das Stück im Mittelpunkt, nicht die Reklame. Und dieses Stück handelte stets von den Erfahrungen und der Welt des Publikums. Die Figuren waren wiederzuerkennen, die Probleme relevant, die Sprache entwickelt und verständlich, die Themen realistisch und prägnant.

Wie gesagt, um das Jahr 1960 verschwanden das Zweiundfünfzig-Minuten-Stück und seine Abkömmlinge allmählich. Dafür gibt es viele Gründe. Erstens entdeckten die Autoren, daß mit Filmdrehbüchern mehr Geld zu verdienen war, und viele von ihnen wanderten nach Hollywood ab, unter ihnen übrigens auch Paddy Chayefsky. Manche gingen deshalb weg, weil sie die Beschränkungen, die ihnen das Fernsehen auferlegte – und dazu gehörten auch die Unterbrechungen durch Werbespots –, nicht mehr hinnehmen mochten und auf der Bühne oder beim Film größere künstlerische Freiheit zu finden hofften. Zweitens: Von besonderer Bedeutung waren das Aufkommen der Farbe, des Video-Tapes, verbesserte Schneidetechniken und andere technische Neuerungen, darunter die Verwendung von Film. Damals setzte eine Entwicklung ein, die heute noch nicht abgeschlossen ist – aus einem Autoren-Medium verwandelte sich das Fernsehen in ein Techniker-Medium. Alle Welt begeisterte sich für die phantastischen Möglichkeiten technischer Zaubertricks – das gleiche gilt übrigens für die amerikanischen Filmemacher von heute –, so daß es auf die Qualität der Skripts immer weniger ankam. Drittens besetzte das Fernsehen mit seinen Sendungen sämtliche Stunden des Tages. Für einen solch gefräßigen Verbraucher von Talent und Material gehaltvolle Stücke zu schreiben und zu produzieren wurde unmöglich. Und 24 Stunden täglich sendete man deshalb, weil Unternehmer und Geschäftsführer das Fernsehen als eine riesige, nimmermüde Geldmaschine entdeckt hatten, vorausgesetzt, man verwendet es dazu, die Zuschauer in einer fast psychopathischen Konsumentenhaltung stillzustellen. So hörte das amerikanische Fernsehen auf, seinem Publikum ernsthafte, provokative, originelle Stücke vorzustellen, und bot statt dessen Fortsetzungsserien, Seifenopern und Quizsendungen. Mit anderen Worten, die Funktion des Fernsehens veränderte sich. Es geriet in die Hände von Kaufleuten, die selbstverständlich ganz andere Prioritäten setzen als ernsthafte Künstler.

Welche Bedeutung hat dies alles nun für das schwedische Fernsehen? Ich kenne Ihre Situation nicht gut genug, um es mit Sicherheit sagen zu können. Aber einiges weiß ich doch, und ich glaube, die Anzeichen sind ermutigend. Ihr Publikum zum Beispiel ist vom Fernsehen noch nicht überwältigt; anders ausgedrückt, die Zuschauer sind weder zynisch noch abgestumpft. Die Kaufleute hierzulande haben das Fernsehen noch nicht unter ihre Kontrolle genommen, und es gibt bei Ihnen strenge gesetzliche Regelungen, die sie daran hindern. Es gibt hierzulande keine große, mächtige Filmindustrie und, wie ich hinzufügen möchte, auch keine Werbebranche, die dem Fernsehen die talentierten Regisseure, Autoren und Schauspieler abwerben könnte. Ihr ganzes Land liegt in einer einzigen Zeitzone, was die Ausstrahlung von Live-Sendungen sehr erleichtert. Und bitte bedenken Sie, daß gerade die »Live«-Qualität den Fernsehsendungen jene Unmittelbar-

keit und Spontaneität verleiht, die Film, Video-Tape und Bücher niemals haben werden. Dem Fernsehen diesen Vorzug zu rauben, das wäre, als würde man einen Film machen, ohne die Vorteile der Schnitttechnik zu nutzen. Außerdem brauchen Sie sich nicht auf eine Zeit von zweiundfünfzig Minuten zu beschränken, wenngleich man hoffen sollte, daß nicht gerade Ingmar Bergmans Elf-Stunden-Experiment *Szenen einer Ehe* als Vorbild dienen wird. Bedenken Sie: Ein Fernsehspiel, das, geschnitten oder ungeschnitten, in einem Kino vorgeführt werden kann, hat wahrscheinlich nicht sehr viel mit einem Fernsehstück zu tun. Und weiter: Hierzulande wird Fernsehen nicht 24 Stunden täglich ausgestrahlt, es frißt also nicht jeden, der sich mit ihm einläßt, innerhalb von zwei Monaten auf. Sie verfügen über eine vielseitige Kultur, die in der Weltpolitik eine immer wichtigere Rolle spielt, namentlich bei den Bemühungen, die internationale Paranoia und den Atomwaffenwahnsinn einzudämmen. Den Autoren hierzulande stellen sich also wichtige Themen, und sie haben die politische Freiheit, sich mit ihnen zu beschäftigen. Gleichzeitig erzeugt Ihre Kultur für die Menschen irritierende Probleme, die Anlaß zur Formulierung interessanter, ernster Einsprüche geben. Bedenken Sie auch, daß, wie Ibsen und Strindberg uns gezeigt haben, Einsprüche immer guten Stoff für wichtige Dramen liefern. Und schließlich gibt es bei Ihnen, wie ich annehme, eine große Zahl junger Autoren und Regisseure, die wissen, was sie wollen, die nicht der technischen Hexerei verfallen sind, sondern im Gegenteil eine Leidenschaft für die geheimnisvollen Möglichkeiten des dramatisierten Wortes entwickeln. Die Voraussetzungen für ein Fernseh-Theater, das zu einem nationalen Publikum und für dieses Publikum sprechen wird und das umgekehrt von diesem Publikum voller Stolz unterstützt wird, sind hierzulande also vorhanden.

Falls ich mich mit dieser Einschätzung der Lage des schwedischen Fernsehens irren sollte, so hoffe ich, daß Sie mich in der nachfolgenden Diskussion behutsam und vorsichtig korrigieren. Ich tue mein Bestes, die Dinge positiv zu sehen, und allzuviel schlechte Nachrichten schaden meiner Gesundheit.



## Kolumbusität

Während meiner langjährigen Tätigkeit als Lehrer mußte ich mir immer wieder die Frage stellen: Wie kann ich Schülern helfen, einen Gedanken zu begreifen? Obwohl die Pädagogen und ihre Kritiker dieses Thema kaum jemals erörtern, ist es doch keineswegs so, daß »Begreifen« etwas Einfaches wäre, und die meisten Schüler leiden stärker an der Unfähigkeit, Gedanken zu entwickeln, als an jeder anderen Lernschwäche. Eine Methode, die hier zu helfen scheint, besteht darin, die Schüler aufzufordern, ihren Vorrat an Überzeugungen zu mustern, sodann eine Überzeugung auszuwählen, an der ihnen besonders viel gelegen ist, und anschließend mit Argumenten darzulegen, daß das Gegenteil richtig ist. Dies hat oft eine befreiende Wirkung, und es bestätigt die bekannte Tatsache, daß das Spielen mit Sprache ein wichtiges Mittel ist, um Entdeckungen zu machen. In dem folgenden Essay habe ich dieses Verfahren selbst angewendet.

Mit dem Wort »Serendipität« (serendipity) bezeichnen wir den Fall, daß jemand, der etwas Bestimmtes sucht, bei dieser Suche etwas ganz anderes, viel Wertvolleres findet. Seltsamerweise besitzen wir kein Wort für einen nahen, aber unwillkommenen Verwandten der Serendipität – und das, obwohl uns dieser Verwandte sehr viel häufiger heimsucht. Ich meine die Situation, in der jemand nach etwas Bestimmtem sucht und dabei etwas anderes, Wertvolleres findet, *aber ohne es zu bemerken*. Ich schlage hierfür das Wort »Kolumbusität« vor – zu Ehren von Christoph Kolumbus, der auf der Suche nach China die Neue Welt entdeckte und es doch nicht wahrhaben wollte.

Dann und wann sucht die Kolumbusität jeden von uns heim, und sie tritt dabei unter verschiedenen Masken auf. Kolumbus zum Beispiel litt an zuviel Selbstvertrauen und zuviel Vertrauen in die Abmessungen der Welt und bemerkte deshalb nicht, daß er mit seinem Scheitern einen großen Sieg errungen hatte. Seine Kolumbusität hatte die Form des Hochmuts. Sie kann auch die Form der Angst annehmen. Es kann beispielsweise geschehen, daß wir so sehr damit beschäftigt sind, uns gegen einen Angriff zu wappnen, daß wir gar nicht bemerken, wenn unser Feind unabsichtlich etwas tut, das unserer eigenen Sache nützt. Deshalb schärfte Napoleon seinen Generälen ein, sie sollten niemals einen Feind stören, der gerade im Begriff sei, Selbstmord zu begehen.

Dieser Rat Napoleons taugt vor allem für liberale Pädagogen, die sich durch Angriffe von rechts so aus der Fassung bringen lassen, daß sie einen Selbstmord, der sich vor ihren Augen ereignet, nicht als solchen erkennen. Betrachten wir unter mehreren verfügbaren Beispielen zwei. Der vielleicht schwerste Angriff auf die liberale Erziehung geht in Amerika von den Fundamentalisten aus, die wollen, daß die sogenannte »Schöpfungswissenschaft« (creation science) an den Schulen unterrichtet wird. Ich möchte mich mit einer genauen Bestimmung dieser Schöpfungswissenschaft nicht weiter aufhalten, deshalb nur so viel: So wie die Evolutionstheorie macht sich die Schöpfungswissenschaft anheischig zu erklären, auf welche Weise die Welt und alles, was sich in ihr befindet, entstanden ist, und betrachtet dabei die Bibel als eine unfehlbare Darstellung der Weltgeschichte. Aus Gründen, die in ihrer Kompliziertheit mein Verständnis übersteigen, glaubt heutzutage eine wachsende Anzahl von Menschen an die Schöpfungswissenschaft, und zwangsläufig vertreten nicht wenige von ihnen den Standpunkt, ihre Anschauungen seien so respektabel, daß sie in den Lehrplan der Schulen Eingang finden sollten. Einer der Sprecher dieser Gruppe, George E. Hahn, hat dazu geschrieben:

»Warum wollen wir die Schöpfungswissenschaft an den öffentlichen Schulen sehen? Erstens, weil wir finden, daß die Schüler ein Recht auf Wissen haben. Gegenwärtig werden nur wenige Schüler mit den Schwächen der Evolutionstheorie konfrontiert, ge-

schweige denn mit jenen Daten, die die Alternative der Schöpfungswissenschaft untermauern. Die Schöpfungswissenschaft im Sinne von mehr Ausgewogenheit einzubeziehen würde beide Positionen zu ihrem Recht kommen lassen.«

Wenn sie Feinde wie Mr. Hahn haben, brauchen Liberale und andere Verehrer der Wissenschaft keine Freunde. Das Dumme dabei ist nur, daß sie dies anscheinend nicht wissen. Ohne die Folgerungen, die sich aus Mr. Hahns Herausforderung ergeben, zu bedenken, beeilen sie sich, die Evolutionstheorie zu verteidigen, indem sie die Schöpfungswissenschaft verdammen. Hierin gleichen sie jenen Gesetzgebern, die 1925 in Tennessee den Unterricht in Evolutionstheorie gesetzlich untersagten. In diesem Fall hatten die Anti-Evolutionisten Angst, eine wissenschaftliche Idee werde ihre religiöse Glaubensüberzeugung untergraben. Im gegenwärtigen Fall haben die Pro-Evolutionisten Angst, eine religiöse Idee werde ihre wissenschaftliche Glaubensüberzeugung untergraben. Den ersteren fehlte es an Vertrauen in die Religion; letzteren fehlt es an Vertrauen in die Wissenschaft.

Entscheidend ist allerdings, daß gute Wissenschaft von schlechter Wissenschaft nichts zu befürchten hat, und wenn wir beide nebeneinander stellen, dann ist das für die Bildung der jungen Menschen sogar äußerst vorteilhaft. Mr. Hahn schlägt nämlich nichts Geringeres vor, als daß sich die Schöpfungswissenschaft opfert, um die liberale Erziehung voranzubringen. Es ist ein großzügiges Opfer, und nur jene, die von Kolumbusität geplagt sind, werden das nicht erkennen. Ich schließe mich also dem Vorschlag von Mr. Hahn an, Evolutionstheorie und Schöpfungswissenschaft an den Schulen als alternative Theorien vorzustellen. Hier sind meine Gründe:

**Erstens:** Darwins Erklärung dafür, wie die Evolution vor sich ging, *ist* eine Theorie. Dies gilt auch für die aktualisierte Version von Darwin. Allein schon die »Tatsache«, daß es eine Evolution gegeben hat, beruht auf komplexen Schlüssen und Annahmen. Fossile Überreste zum Beispiel sind manchmal mehrdeutig und haben auch zu unterschiedlichen Deutungen Anlaß gegeben. In den Reihen fossiler Funde klaffen eigentümliche Lücken, die den Evolutionisten mancherlei Rätsel aufgeben, wenn sie sie nicht sogar in Verlegenheit bringen.

**Zweitens:** Auch die Geschichte, die die Schöpfungswissenschaftler erzählen, ist eine Theorie. Daß diese Theorie ihren Ursprung in einer religiösen Metapher oder Glaubensüberzeugung hat, ist dabei unerheblich. Nicht nur, daß Newton ein religiöser Mystiker war, auch seine Auffassung vom Universum als einer Art von mechanischer Uhr, die Gott konstruiert und in Bewegung gesetzt hat, ist ein ganz und gar religiöser Gedanke.

Wichtiger ist die Frage, in welchem Maße eine Theorie wissenschaftlichen Kriterien genügt. Der Streit zwischen Evolutionisten und Schöpfungswissenschaftlern bietet Schulbuchautoren und Lehrern eine wunderbare Gelegenheit, den Schülern Einsichten in die Philosophie und die Methoden der Wissenschaft zu eröffnen. Die Schüler sollen ja letztlich nicht lernen, ob man nun dieser oder jener Theorie glauben soll, sie sollen vielmehr lernen, wie Wissenschaftler sich ein Urteil über den Wert einer Theorie bilden. Einmal angenommen, man würde Schüler mit den Maßstäben zur wissenschaftlichen Bewertung von Theorien vertraut machen und sie dann bitten, diese Maßstäbe auf die beiden fraglichen Theorien anzuwenden. Müßte man das nicht als vernünftigen wissenschaftlichen Unterricht bezeichnen?

Ein Beispiel: Grundsätzlich gilt, daß eine Theorie so formuliert werden muß, daß sie (zumindest prinzipiell) falsifiziert [widerlegt] werden kann. Wenn es keine Möglichkeit gibt, sie zu widerlegen, dann fällt sie aus der Sphäre der Wissenschaft heraus. Die Wissenschaft hat an Theorien, die sich selbst bestätigen, kein Interesse. Genügt nun die Schöpfungswissenschaft diesem »Widerlegbarkeits-Kriterium«? Und genügt Darwins Theorie ihm?

Ein anderes Beispiel: Die meisten nützlichen Theorien berufen sich auf unsichtbare Kräfte, um beobachtbare Ereignisse zu erklären. Aber über diese unsichtbaren Kräfte (z. B. die Schwerkraft) sollten sich wenigstens einigermaßen verlässliche Voraussagen machen lassen. Genügt die Berufung auf Gott in der Schöpfungswissenschaft diesem Maßstab? Genügt die Theorie der natürlichen Zuchtwahl ihm?

Ich vermute, wenn man diese beiden Theorien nebeneinander stellen und den Schülern die Freiheit lassen würde, ihren jeweiligen wissenschaftlichen Wert zu beurteilen, dann würde die Schöpfungswissenschaft sehr schlecht abschneiden (wenngleich auch die Theorie der natürlichen Zuchtwahl keineswegs frei von Fehlern ist). Jedenfalls sollten wir unsere Chancen nutzen. Es ist nicht nur schlechte Wissenschaft, wenn man einen Theorienstreit außer acht läßt, es ist auch schlechte Erziehung. Auf diese These ist mir häufig erwidert worden, die Schulen hätten weder die Zeit noch die Verpflichtung, sich mit jeder in Vergessenheit oder in Verruf geratenen Theorie zu befassen. »Wenn wir Ihren Gedanken konsequent verfolgen würden«, meinte ein Lehrer, der ein naturwissenschaftliches Fach unterrichtete, »dann würden wir die post-kopernikanische Astronomie genauso unterrichten müssen wie die ptolemäische Astronomie.« Ganz recht! Und zwar aus zwei Gründen. Der erste Grund kommt sehr prägnant in einem Essay zum Ausdruck, den George Orwell über die Bemerkung von George Bernard Shaw schrieb, wir seien heutzutage viel leichtgläubiger und viel abergläubischer als die Menschen im Mittelalter. Als Beispiel für die moderne Leichtgläubigkeit nannte Shaw die weitverbreitete Auffassung, die Erde sei rund. Der gewöhnliche Mensch, so Shaw, könne keinen einzigen Grund dafür benennen, daß er dies glaube. Orwell nahm sich Shaws Bemerkung zu Herzen und prüfte sorgfältig die Gründe, die ihn selbst an die Kugelgestalt der Erde glauben ließen. Er kam zu dem Schluß, daß Shaw recht hatte, daß die meisten seiner wissenschaftlichen Anschauungen einzig und allein auf der Autorität von Naturwissenschaftlern beruhten. Mit anderen Worten, die meisten Schüler wissen gar nicht, warum man Kopernikus gegenüber Ptolemäus den Vorzug geben soll. Sofern sie Ptolemäus überhaupt kennen, wissen sie, daß er »unrecht«, Kopernikus hingegen »recht« hatte, aber nur deshalb, weil ihr Lehrer oder ihr Schulbuch es so sagt. Überzeugungen dieser Art bezeichnen Naturwissenschaftler als dogmatisch oder autoritär. Sie sind das genaue Gegenteil von wissenschaftlichen Überzeugungen. Ein wirklicher naturwissenschaftlicher Unterricht würde die Schüler auffordern, die ptolemäische und die kopernikanische Weltsicht unvoreingenommen zu prüfen, die Argumente, die für und gegen jede von ihnen sprechen, zu versammeln und dann zu erklären, warum man nach ihrer Ansicht der einen den Vorzug vor der anderen geben sollte.

Ein zweiter Grund, der für eine solche Vorgehensweise spricht, ergibt sich daraus, daß die Naturwissenschaften und jedes andere Fach verzerrt dargestellt werden, wenn man sie nicht aus einer historischen Perspektive lehrt. Als naturwissenschaftliche Theorie mag die ptolemäische Astronomie widerlegt sein, aber gerade deshalb ist sie sehr nützlich, indem sie nämlich den Schülern zu der Einsicht verhilft, daß Wissen Suche ist und kein Ding, das man erwerben kann; daß das, was wir heute zu wissen meinen, aus dem hervorgegangen ist, was wir früher zu wissen meinten; und daß das, was wir in Zukunft wissen werden, vielleicht alles das über den Haufen werfen wird, was wir heute meinen.

Dies alles bedeutet nicht, daß sich unsere Schulen mit jeder neuen oder zu neuem Leben erweckten Erklärung für den Lauf der Welt ausgiebig befassen sollen. Lehrer müssen, wie immer, auswählen. Aber sie sollten ihre Wahl an Hand des folgenden Maßstabs treffen: Welche Theorien sind am ehesten geeignet, unseren Schülern dabei zu helfen, Klarheit über die Grundlagen ihrer Überzeugungen zu gewinnen? Die ptolemäische Theorie, so scheint mir, ist für diesen Zweck hervorragend geeignet. Und für die Schöpfungswissenschaft gilt das gleiche. Erstens wegen ihrer Ansprüche auf das Denken und die Ansichten einer großen Zahl von Menschen; zweitens, weil diese Theorie jahrhundertlang dominierend war und deshalb historisch besonders interessant ist; drittens,

weil sie in ihrer modernen Gestalt ausdrücklich den Rang einer Wissenschaft beansprucht.

Ich möchte hier noch die Vermutung (eine Behauptung ist es nicht direkt) anschließen, daß wir uns nur deshalb nicht getrauen, die Schöpfungswissenschaft als Alternative zur Evolutionstheorie zuzulassen, weil die meisten Naturwissenschaftslehrer über die Geschichte und Philosophie der Wissenschaften zu wenig wissen und noch weniger über die Regeln zur Bewertung wissenschaftlicher Theorien. Das heißt, die Naturwissenschaftslehrer sind nicht gerüstet, die Naturwissenschaften anders denn als Dogma zu unterrichten. Wenn das stimmt, haben wir eine weitere wichtige »serendipitäre« Entdeckung gemacht und sollten sogleich darangehen, diesen schwerwiegenden Übelstand zu beseitigen, z. B. indem wir die Ausbildung der Lehrer für die Naturwissenschaften verbessern.

Das zweite Beispiel für Kolumbusität ergibt sich im Zusammenhang mit einer anderen Attacke der rührigen Rechten. Diese Attacke ist nicht ganz so infam wie die Schöpfungswissenschaft, dennoch bietet sie liberalen Pädagogen eine vorzügliche Chance, sich selbst, ihre Schüler und das Erziehungswesen im allgemeinen ein gutes Stück voranzubringen. Ich meine die Bewegung, die unter dem Namen »Accuracy in Academia« (wörtlich: Genauigkeit in der Akademie) bekannt geworden ist, ein Ableger der auf der politischen Rechten beheimateten Gruppe »Accuracy in Media« (Genauigkeit in den Medien). »Accuracy in Media« beobachtet sehr aufmerksam die Presse, das Radio und das Fernsehen, um etwaige linke Tendenzen ausfindig zu machen. Mr. Reed Irvine, der Vorsitzende von AIM, hat seine Aufsicht mit der Gründung von AIA nun auch auf das Klassenzimmer ausgedehnt. Dabei sollen die Mitglieder, also in aller Regel Schüler oder Studenten, heimlich, aber sorgfältig die Vorträge und Äußerungen ihrer Lehrer überwachen, um gegebenenfalls Unrichtigkeiten oder typische Akademikeransichten, die meist ein wenig linkslastig sind, aufzudecken. Die Liberalen haben auf den Gedanken, daß Schülerspitzel nun eifrig mitschreiben, was der Lehrer sagt, natürlich mit Verachtung, Ärger, Entrüstung und anderen Abwehrhaltungen reagiert.

Von Kolumbusität benebelt, haben die Liberalen übersehen, daß Reed Irvine den besten Einfall aller Zeiten hatte, um das zu erreichen, wonach jeder Lehrer – ob rechts oder links – sich sehnt; erstens, daß die Schüler aufpassen; zweitens, daß es ihm gelinge, sie zu kritischem Denken anzuhalten. Der schwache Punkt in Irvines Idee besteht natürlich darin, daß er sich wünscht, die Schüler sollten nur in einer Richtung kritisch denken. Aber das läßt sich leicht korrigieren. Dazu braucht der Lehrer am Anfang eines Kursus den Schülern oder Studenten nur folgendes zu einzuschärfen:

Im Laufe dieses Semesters werde ich viel reden. Ich werde Vorträge halten, Fragen beantworten und Diskussionen leiten. Da ich gewiß ein unvollkommener Gelehrter und noch gewisser ein fehlbarer Mensch bin, werde ich unweigerlich sachliche Fehler machen, werde einige ungerechtfertigte Schlußfolgerungen ziehen und vielleicht sogar persönliche Meinungen für Fakten ausgeben. Es wäre mir sehr unangenehm, wenn Ihnen diese Fehler entgehen würden. Um diese Möglichkeit, soweit es geht, auszuschließen, ernenne ich Sie alle zu Ehrenmitgliedern von »Accuracy in Academia«. Ihre Aufgabe besteht darin sicherzustellen, daß kein Irrtum von mir unbemerkt bleibt. Zu Beginn jeder Stunde werde ich Sie deshalb bitten, sämtliche Irrtümer bloßzustellen, die ich in der vorausgegangenen Sitzung möglicherweise gemacht habe. Sie müssen natürlich erläutern, warum es sich dabei um Irrtümer handelt und worauf Sie sich bei diesen Erläuterungen stützen, und Sie sollten auch, wenn möglich, eine nützlichere oder weniger tendenziöse Formulierung für das, was ich gesagt habe, vorschlagen. Die Note, die Sie in diesem Kursus erhalten, wird zu einem gewissen Grade von der Strenge abhängen, mit der Sie meine Fehler verfolgen. Und um sicherzustellen, daß Sie nicht in die unter Schülern und Studenten so verbreitete Apathie verfallen, werde ich von Zeit zu Zeit absichtlich einige offenkundig unwahre Behauptungen und einige abstruse Ansichten einstreuen.

Es ist nicht nötig, daß jeder von Ihnen allein aufpaßt. Sie sollten sich mit Ihren Klassenkameraden beraten und vielleicht sogar eine Arbeitsgruppe bilden, in der Sie kollektiv die Dinge überprüfen, die ich gesagt habe. Nichts würde mir mehr Spaß machen, als wenn einer oder mehrere von Ihnen Unterrichtszeit erbäten, um eine verbesserte oder eine alternative Fassung meiner Vorlesungen vorzutragen.

Man darf wohl vermuten, daß Mr. Irvine dergleichen nicht im Sinne hatte. Aber darauf kommt es nicht an. Es kam ja auch nicht darauf an, daß Kolumbus glaubte, er sei in China. Eine Entdeckung ist eine Entdeckung, und eine Idee ist eine Idee. Aus welcher Quelle sie stammt, ist unerheblich. Tatsächlich kommen die fortgeschrittensten liberalen Ideen heutzutage anscheinend von der politischen Rechten. Daß sie es nicht merkt, ist wohl verständlich. Daß die Liberalen es nicht merken, ist unverzeihlich.

## Alfred Korzybski

Im Jahre 1976 wurde ich Redaktionsleiter von *ETC: the Journal of General Semantics*. Zehn Jahre lang war ich in dieser Funktion tätig, und mit jedem Jahr wuchs mein Respekt für Alfred Korzybski. Im gleichen Zuge schrumpfte mein Respekt gegenüber jenen Universitätsleuten, die sich selbst und ihren Studenten die Bekanntschaft mit seinem Werk vorenthalten. Ich möchte hier meine Hochachtung für einen einzigartigen Fährtenucher bekunden und gleichzeitig meine Geringschätzung für jene Sprachenzieher zum Ausdruck bringen, die ihre Studenten mit irgendwelchen Belanglosigkeiten vollstopfen und glauben, ein William Safire oder ein Edwin Newman hätte irgend etwas Wichtiges über die Sprache zu sagen.

Weil er keine Zeit hatte, jedes neue Buch auf seinem Fachgebiet zu lesen, bediente sich der große polnische Anthropologe Bronislaw Malinowski einer ebenso einfachen wie wirkungsvollen Methode, um zu entscheiden, welche Bücher seine Aufmerksamkeit verdienten: Sobald er ein neues Buch erhielt, blätterte er das Register durch und sah nach, ob sein Name darin vorkam und wie oft. Je mehr »Malinowski«, desto verlockender war das Buch. Kein »Malinowski« – und er zweifelte daran, daß sich dieses Buch überhaupt mit der Anthropologie befaßte. Wenn man die Rolle berücksichtigt, die Malinowski für die Entwicklung seines Faches spielte, so wird man hierin ein Zeichen weniger von Egoismus als vielmehr von Realismus sehen, und es kommen einem noch ungefähr ein halbes Dutzend Gelehrte des 20. Jahrhunderts in den Sinn, die sich, wenn sie noch lebten, mit Fug und Recht der gleichen Methode bedienen könnten: Freud, George Herbert Mead, Bertrand Russell, Edward Sapir, John Dewey, Einstein – um nur jene zu nennen, die mir spontan einfallen. Ihre Namen dominieren in den Registern der Bücher über ihre Fachgebiete, und zwar mit Recht.

Auch der Name von Malinowskis Landsmann Alfred Korzybski, dem Begründer der allgemeinen Semantik, sollte auf dieser Liste stehen, aber das ist bedauerlicherweise nicht der Fall. Um dies zu belegen, habe ich einmal die Register von fünfzig neueren Büchern durchgesehen, die sich angeblich mit dem Thema Sprache und Bedeutung befassen. Mit Malinowskis Methode würde Korzybski unter ihnen nur vier finden, die für ihn lesenswert wären. Die anderen, so würde er vielleicht sagen, werden sich mit Sprache und Bedeutung wohl kaum beschäftigen. Dieser Zustand – diese Vernachlässigung des Werkes von Korzybski, der einer der außergewöhnlichen Synthetiker unseres Jahrhunderts gewesen ist – erklärt teilweise den Mangel an Reichweite und Tiefe der Semantik, wie sie heute betrieben wird, und er erklärt fast vollständig ihren Mangel an Nützlichkeit.

Hiergegen muß etwas unternommen werden, und deshalb hoffe ich, daß ich Ihre Aufmerksamkeit lange genug fesseln kann, um Ihnen zu verdeutlichen, welchen originellen Beitrag Korzybski zum Verständnis des symbolischen Prozesses geleistet hat, vor allem in dem wegweisenden Buch *Science and Sanity: An Introduction to Non-aristotelian Systems and General Semantics*.

Abgesehen davon, daß er 1879 in Polen geboren wurde, weiß man über die frühen Jahre Korzybskis nicht viel. Er behauptete, königlichen Geblüts zu sein, und bezeichnete sich als Graf Alfred Korzybski, was ihn den Universitätsleuten nicht sympathischer machte – einige von ihnen sahen darin sogar einen Beweis für die Fragwürdigkeit seiner Ideen. Dennoch, nach allem, was man darüber hört, wirkte Korzybskis ganzes Auftreten wirklich ausgesprochen souverän, ein Eindruck, der noch erheblich verstärkt wurde durch seinen marmorglatten Kahlkopf, seinen Akzent und etwas Hohnlächelnd-Herrisches in seiner Miene. Den Erinnerungen derer zufolge, die ihn kannten, ähnelte seine äußere

Erscheinung der des alten Erich von Stroheim. Und vervollständigt wurde dieses Bild dadurch, daß auch Korzybski stark hinkte – Folge einer Verwundung, die er als Artillerieoffizier im Ersten Weltkrieg erlitten hatte.

Seine Verwundung war nicht das einzige Vermächtnis des Weltkriegs. Nachdem er Zeuge des Blutbads und der Schrecken dieses Krieges geworden war, ließ ihn eine Frage von einzigartiger Wichtigkeit nicht mehr los. Korzybski, der Mathematik und Ingenieurwesen studiert hatte, fragte sich, warum die Naturwissenschaftler beim Ergründen der Naturgeheimnisse so erstaunliche Erfolge vorweisen konnten, während gleichzeitig die Gemeinschaft der Nicht-Wissenschaftler bei ihren Bemühungen, psychologische, soziale und politische Probleme zu lösen, die entsetzlichen Fehlschläge erlebte. Fast täglich signalisieren die Naturwissenschaftler ihren Triumph, indem sie neue Theorien, neue Entdeckungen, neue Pfade zum Wissen verkünden. Wir anderen hingegen signalisieren nur unser Scheitern, indem wir gegen uns selbst und andere Krieg führen. Eine erste Antwort auf dieses Rätsel gab Korzybski in seinem 1921 erschienenen Buch *Manhood of Humanity. The Science and Art of Human Engineering*. 1926 folgte dann *Time Binding: The General Theory* und 1933 schließlich sein »magnum opus« *Science and Sanity*.

Bei der Formulierung seiner Antwort war Korzybski stets auf die praktische Anwendbarkeit seiner Ideen bedacht. Er verstand sich als Erzieher, der der Menschheit sowohl eine Theorie als auch eine Methode anbot, mit der sie sich aus der nicht zu übersehenden und dennoch in immer neue Katastrophen mündenden Unwissenheit lösen konnte, deren Folgen in allen historischen Formen von menschlicher Erniedrigung erkennbar wurden. Auch dies wurde ihm von vielen Akademikern übelgenommen, die ihm vorwarfen, er sei hochtrabend und überheblich. Hätte sich Korzybski mit *kleineren* Gedanken begnügt, dann würde sein Name in gelehrten Namenregistern heute vielleicht häufiger auftauchen.

Die Universitätsleute hatten natürlich recht – aus ihrer Sicht. Korzybskis Denken war hochtrabend, insofern er alle Gebiete des Wissens in den Kreis seiner Interessen einschloß. Und er hielt es, wie man hinzufügen darf, für unter seiner Würde, wenn man ihn – und sei es lobend – als Semantiker bezeichnete. Die Semantik, so hat er des öfteren gesagt, untersucht die Bedeutung von Wörtern. Wer sich mit Semantik beschäftigt, braucht von Biologie, Chemie, Neurologie, Psychologie, Anthropologie und Physik nichts zu wissen. Ganz anders hingegen der, der Neurolinguistik oder Neurosemantik oder Allgemeine Semantik, wie er seine Arbeit schließlich nannte, betreibt.

Korzybski begann seine Suche nach den Wurzeln menschlicher Leistung und menschlichen Versagens damit, daß er auf einen entscheidenden funktionellen Unterschied zwischen den menschlichen und anderen Lebensformen hinwies. Wir Menschen sind in Korzybskis Worten »Zeit-Binder«, während die Pflanzen »Chemie-Binder« und die Tiere »Raum-Binder« sind. Chemie-Bindung besteht in dem Vermögen, Sonnenlicht in organisch-chemische Energie zu verwandeln; Raum-Bindung in der Fähigkeit, sich von Ort zu Ort zu bewegen und eine materielle Umwelt zu beherrschen. Auch die Menschen verfügen über diese Fähigkeiten, aber sie allein besitzen zusätzlich die Fähigkeit, ihr Erleben und ihre Erfahrung durch die Zeit zu transportieren. Als Zeit-Binder können wir Wissen aus der Vergangenheit ansammeln und das, was wir wissen, an die Zukunft weitergeben. Science-fiction-Autoren brauchen ihre Erfindungsgabe bei der Suche nach interessanten Maschinen zur Überwindung der Zeitgrenzen nicht anzustrengen: *wir* sind die Zeit-Maschinen des Universums.

Das wichtigste Mittel, mit dem es uns gelingt, Zeit zu binden, ist natürlich das Symbol. Aber unsere Fähigkeit, Symbole zu schaffen und mit ihnen umzugehen, beruht auf einem anderen Vorgang, den Korzybski »Abstrahieren« nennt. Abstrahieren ist das ständige, aktive Auswählen, Ausscheiden und Organisieren von Einzelheiten der Wirklich-

keit, dergestalt, daß wir die Welt als strukturiert und kohärent erleben. Korzybski war mit Heraklit der Ansicht, daß die Welt in einem ständigen Wandel begriffen sei und daß zwei Ereignisse nie und nimmer vollständig gleich seien. Stabilität verleihen wir unserer Welt allein durch die Fähigkeit, sie neu zu schaffen, wobei wir die Unterschiede übersehen und uns an die Ähnlichkeiten halten – auch wenn wir wissen, daß wir nicht zweimal in »denselben« Fluß steigen können, erlaubt uns das Abstrahieren, so zu tun, als könnten wir es.

Eines der aufschlußreichsten und wichtigsten Ergebnisse von Korzybskis Arbeit war ein Modell des Abstraktionsprozesses. Er konstruierte tatsächlich ein sehr merkwürdig aussehendes Mobile, das sogenannte »Strukturelle Differential«, das veranschaulichen sollte, wie unsere Abstraktionstätigkeit von niedrigeren zu höheren Stufen voranschreitet. Wir abstrahieren auf der neurologischen Ebene, auf der physiologischen Ebene, auf der Wahrnehmungsebene und auf der Sprachebene; alle Systeme, durch die wir in eine Interaktion mit der Welt treten, sind daran beteiligt, Daten aus der Welt auszuwählen, zu organisieren und zu verallgemeinern. Eine Abstraktion, um es einfach zu sagen, ist eine Art Zusammenfassung der Welt, ein verallgemeinertes Bild ihrer Struktur.

Korzybski hätte diesen Vorgang vielleicht so erklärt: Nehmen wir an, wir haben es mit dem Phänomen zu tun, das wir »Tasse« nennen. Zunächst einmal müssen wir verstehen, daß eine »Tasse« kein Ding ist, sondern ein Ereignis; die moderne Physik sagt uns, daß eine Tasse aus Milliarden von Elektronen besteht, die sich in ständiger Bewegung befinden und einem ständigen Wandel unterworfen sind. Auch wenn von dieser Aktivität nichts für uns wahrnehmbar ist, sollten wir uns ihr Vorhandensein doch klar machen, denn dann verstehen wir auch, daß *die Welt nicht so ist, wie wir sie sehen*.

Was wir sehen, ist eine Zusammenfassung – eine Abstraktion, wenn man so will – von elektronischer Aktivität. Aber auch das, was wir sehen *können*, ist nicht das, was wir tatsächlich sehen. Niemand hat je eine ganze Tasse gesehen – alles auf einmal, innerhalb der Raum-Zeit. Wir sehen nur Teile von Ganzheiten. Aber im allgemeinen sehen wir genug, um das Ganze rekonstruieren zu können, so daß wir so tun können, als wüßten wir, womit wir umgehen. Manchmal führt uns eine solche Rekonstruktion in die Irre, zum Beispiel, wenn wir eine »Tasse« heben, um Kaffee zu trinken, und feststellen, daß er sich über unseren Schoß statt über unsere Zunge ergießt. Aber meistens funktionieren unsere Annahmen hinsichtlich der »Tasse«, denn bei unseren Einschätzungen der Welt steht uns eine Hilfe von unschätzbarem Wert zur Verfügung: Unsere Sprache nämlich hat uns mit Namen für die Ereignisse, mit denen wir es zu tun haben, ausgestattet. Ein solcher Name sagt uns, was wir zu erwarten haben und wie wir uns auf das Handeln vorbereiten können.

Das Benennen von Dingen ist natürlich eine Abstraktion auf sehr hohem Niveau (das Tieren überhaupt nicht zugänglich ist), und ihr kommt ganz besondere Wichtigkeit zu. Denn indem wir ein Ereignis benennen und es als ein »Ding« einordnen, schaffen wir eine anschauliche und mehr oder minder dauerhafte Landkarte der Welt. Eine höchst merkwürdige Karte allerdings. Das Wort »Tasse« zum Beispiel *bezeichnet nichts, was es in der Welt wirklich gibt*.

Es ist ein Begriff, eine Zusammenfassung von Millionen einzelner Dinge, die ein ähnliches Aussehen und eine ähnliche Funktion haben. Das Wort »Geschirr« ist eine Abstraktion auf noch höherer Ebene, denn es umfaßt all die Dinge, die wir normalerweise als Tassen bezeichnen, aber auch Millionen von Dingen, die in nichts einer Tasse gleichen und nur eine im weitesten Sinne ähnliche Funktion haben.

Wichtig bei unserer kartographischen Erfassung der Welt durch die Sprache ist nun der Umstand, daß die von uns benutzten Symbole, ob »Patriotismus« und »Liebe« oder »Tasse« und »Teller«, stets ziemlich weit von der Realität der Welt selbst entfernt sind. Obwohl diese Symbole Teil unserer selbst werden – Korzybski glaubte, daß sie sich in



unserem Nerven- und Wahrnehmungssystem verankern –, dürfen wir sie niemals für ganz und gar selbstverständlich halten. So meinte Korzybski einmal: »Wenn wir von etwas sagen, es sei das und das – dann ist es *das* doch nicht.«

So gelangen wir zu dem Schluß, daß Menschen in zwei Welten leben – in der Welt der Ereignisse und Dinge und in der Welt der *Wörter* über die Ereignisse und die Dinge. Wenn wir die Beziehung zwischen diesen beiden Welten betrachten, müssen wir im Auge behalten, daß die Sprache viel mehr tut, als Begriffe über Ereignisse und Dinge in der Welt zu konstruieren; sie sagt uns auch, welche Arten von Begriffen wir konstruieren sollen. Denn nicht für alles und jedes, das in der Welt vorkommt, haben wir einen Namen. Die verschiedenen Sprachen unterscheiden sich nicht nur in ihren Namen für die Dinge, sondern auch darin, welchen Dingen sie überhaupt Namen geben. Jede Sprache, so hat Edward Sapir gesagt, konstruiert die Realität anders als alle anderen Sprachen.

Unter allgemeiner Semantik verstand Korzybski also dies: Sie untersucht die Beziehung zwischen der Welt der Wörter und der Welt der Nicht-Wörter. Sie untersucht das Territorium, das wir Realität nennen, und sie untersucht, wie wir durch Abstraktion und Symbolisierung eine Landkarte von diesem Territorium anlegen. Und in der Auseinandersetzung mit diesem Problem glaubte Korzybski die Antwort auf die Frage gefunden zu haben, warum Naturwissenschaftler bei der Lösung von Problemen so viel erfolgreicher sind als wir anderen. Naturwissenschaftlern ist der Abstraktionsvorgang in der Regel eher bewußt; sie erkennen in der Regel die Verzerrungen in ihren sprachlichen Landkarten deutlicher; sie sind flexibler, wenn es darum geht, ihre symbolischen Landkarten zu verändern, um sie der Welt anzugleichen.

In *Science and Sanity* legte Korzybski eine detaillierte Analyse der nach seiner Ansicht wichtigsten Unterschiede zwischen dem Territorium der Wirklichkeit und unseren sprachlichen Karten davon vor, namentlich der Karte, die wir das Englische nennen. Das Territorium ist zum Beispiel in ständiger Veränderung begriffen, besonders innerhalb der Zeit; unsere Wörter aber sind eher statisch. Während sich die Realitäten verändern, bleiben unsere Beschreibungen dieser Realitäten unverändert. Auch ist das Territorium keine Welt des »Entweder-Oder« oder der »Dinghaftigkeit«. Doch unsere Sprache schildert es als eine solche. Das Territorium zeigt sich nie in all seinen Einzelheiten, wohingegen die Sprache die Illusion erzeugt, unsere Beschreibungen seien vollständig. Jedes Ding in der Welt ist einzigartig, aber unsere Sprache nötigt uns zu kategorialen Denken.

Mit anderen Worten, die Welt ist keine aristotelische Welt, in der die Dinge entweder *a* oder *nicht a* sind und in der der Syllogismus [Schlußfolgerung] regiert. Die »Denkgesetze« des Aristoteles sind Regeln für einen klaren, widerspruchsfreien Gebrauch der Sprache (zumindest der indogermanischen Sprachen), aber sie sind nicht unbedingt das beste Mittel, um das Wesen einer prozeßhaften Welt zu erfassen. Eine »Tasse« ist eine »Tasse«, solange wir über das Wort selbst sprechen. In diesem Falle kann eine »Tasse« nicht gleichzeitig ein »Behälter« sein. Ein Wort ist entweder, was es ist, oder es ist nicht, was es ist – und kann nicht beides gleichzeitig sein. Aber mit dem Ding selbst verhält es sich ganz anders. Das Ding ist ja gar nicht *ein* Ding, sondern ein komplexer Prozeß, der sich von einem Augenblick zum anderen verändert. Man kann »es« gleichzeitig mit verschiedenen Namen bezeichnen, ohne Widersprüche zu erzeugen, je nachdem, in welchem Kontext man es wahrnimmt, und je nachdem, auf welcher Abstraktionsebene man es symbolisch erfaßt. In einer solchen Welt kann unsere Sprache nicht einmal mit Gewißheit bestimmen, was »Ursache« und was »Wirkung« ist.

Korzybski war der Meinung, die Naturwissenschaftler hätten dies alles begriffen und würden aus diesem Grund ihre Karten der Welt fast ausschließlich in der Sprache der Mathematik anlegen. Die Mathematik weise, vornehmlich in ihren modernen Formen,

eine größere Korrespondenz zur Struktur der Realität auf als die gewöhnliche Sprache und habe infolgedessen die Entwicklung nichteuklidischer, einsteinscher, probabilistischer und indeterministischer Perspektiven möglich gemacht. In *Science and Sanity* nun plädierte Korzybski heftig für eine neue semantische Kartographie, die er als nicht-aristotelisch bezeichnete und die auf das Denken gewöhnlicher Menschen eine ähnliche Wirkung haben sollte wie die Mathematik auf das Denken der Gemeinschaft der Wissenschaftler. Seine nicht-aristotelische Perspektive fordert von uns, daß wir die modernsten Annahmen und Einsichten hinsichtlich der Struktur der Welt verstehen lernen und uns zu eigen machen, z.B.: Das Wort ist nicht das Ding; zwei Ereignisse, die identisch wären, gibt es nicht; niemand kann alles über ein Ereignis sagen; die Dinge unterliegen einem stetigen Wandel usw.

Um so zu handeln, als würden wir diese Ideen verstehen (als »selbstverständlich« werden sie meist nur von denen bezeichnet, die durch ihr Verhalten zeigen, daß sie sie am allerwenigsten verstanden haben), müssen wir eine neue Art und Weise entwickeln, über die Welt zu sprechen, und Korzybski hat eine Reihe von Veränderungen unserer Sprachgewohnheiten vorgeschlagen. Er empfahl zum Beispiel, den Gebrauch des Verbs *sein* (to be) soweit wie möglich einzuschränken. Dieses Verb, das in einem Drittel aller englischen Sätze vorkommt, stützt nicht nur die Vorstellung, die Landkarte sei mit dem Territorium identisch, sie leistet auch einer irreführenden Projektion Vorschub. Wenn wir sagen »John ist elegant«, erwecken wir den Eindruck, »Eleganz« sei eine Eigenschaft von John, John besitze diese »Eleganz«. In Wirklichkeit existiert Johns »Eleganz« nur in den Augen des Betrachters. Durch eine Art von grammatikalischer Alchemie ist das wirkliche Subjekt dieses Satzes – die Person, die das Urteil fällt – verschwunden, und John, der in Wirklichkeit Objekt der Beurteilung durch einen anderen ist, erscheint als der eigentliche »Akteur«. Als Hilfe für das richtige Verständnis solcher Sätze – um zu begreifen, daß Eleganz den Menschen nicht anhaftet – schlug Korzybski den häufigen Gebrauch von Formulierungen wie »es erscheint mir ...«, »aus meiner Sicht«, »in meinen Augen« usw. vor. Er empfahl auch die häufige Verwendung von Zeitmarkierungen – er sprach hier von »Datieren« (dating). Wenn wir z.B. einen Namen verwenden, sollten wir uns daran gewöhnen, ihn mit einem Datum zu versehen, um uns stets klar zu machen, daß sich Menschen und Dinge im Laufe der Zeit verändern, z.B. S. I. Hayakawa 1951, Oberster Gerichtshof 1975, New York University 1965 usw. Damit man nicht vergißt, daß unterschiedliche Dinge den gleichen Namen haben können, empfahl Korzybski die Verwendung einer einfachen Form von Auszeichnung, z.B. römisch-katholisch<sub>1</sub> ist nicht römisch-katholisch<sub>2</sub>, deutsch<sub>1</sub> ist nicht deutsch<sub>2</sub>, usw. Auf diese Weise verfallen wir weniger leicht in den Fehler, von »allen Professoren« oder »allen Studenten« oder »allen Tassen« zu sprechen. Korzybski empfahl auch, man solle sich daran gewöhnen, die eigenen Behauptungen über die Welt mit stillschweigenden »et ceteras« zu durchsetzen, um sich stets gegenwärtig zu halten, daß wir nicht alles gesagt haben und gar nicht alles sagen können, was gesagt werden könnte. Und er schlug eine Reihe von Methoden vor, wie wir uns selbst daran erinnern können, daß unsere sprachlichen Landkarten von Zeit zu Zeit überprüft und den Veränderungen in der Wirklichkeit angepaßt werden müssen. Korzybski, das muß hervorgehoben werden, hatte nichts übrig für diejenigen, die die allgemeine Semantik nur auf der sprachlichen Ebene praktizierten. Es sei, so stellte er fest, durchaus möglich, seine Empfehlungen dem eigenen Sprachrepertoire auf eine rein mechanische Weise einzuverleiben, also ohne die eigene Wahrnehmung und Bewertung der Welt zu verändern. Korzybski glaubte aber auch, daß wir durch eine gründliche Beschäftigung mit der allgemeinen Semantik bei gleichzeitiger Ausbildung neuer Sprachgewohnheiten unser »neuro-semantisches« System umerziehen und auf diese Weise soziale Konflikte und eine Vielzahl psychischer Störungen eindämmen könnten. Kurzum, er hoffte, den Weg zu einer humanen und wissenschaftlichen Methode für das gewöhnliche Sprechen gewiesen zu haben.

Die Jahre zwischen 1940 und 1960 waren die Zeit von Korzybskis größter Wirkung, die in erheblichem Maße dem großen übersetzerischen Talent eines seiner Schüler, S. I. Hayakawa<sup>1941</sup>, zu verdanken ist. Hayakawas popularisierendes Buch *Language in Thought and Action* (dt. *Semantik. Sprache im Denken und Handeln*) und seine fünf- und zwanzigjährige Tätigkeit als Redakteur von *ETC*, der Zeitschrift für allgemeine Semantik, veranlaßten Hunderttausende von Menschen, sich mit den Ideen von Korzybski auseinanderzusetzen. Außerdem waren bedeutende Gelehrte, Wissenschaftler und Lehrer aus den verschiedensten Disziplinen der Ansicht, Korzybskis Gedankengänge seien einleuchtend und wichtig, wenn auch nicht über jede Kritik erhaben. Zu ihnen gehörten Wendell Johnson, Irving Lee, J. Samuel Bois, Elwood Murray, Margaret Mead, Ashley Montagu, Aldous Huxley, F. S. C. Northrop, Russell Meyers, Clyde Kluckhohn und Stuart Chase. In dieser Zeit boten viele Schulen und Universitäten Kurse in allgemeiner Semantik an; gegen Ende der fünfziger Jahre war dies an mehr als hundert Colleges der Fall, auch an der New York University. Das genaue Datum habe ich nicht ermitteln können, aber es gibt überzeugende Hinweise darauf, daß die Pädagogische Fakultät der New York University in den späten vierziger Jahren ein Seminar förderte, das von Korzybski selbst geleitet wurde. Und in seinem Buch *The Power of Words* erklärt Stuart Chase, ein Kurs unter dem Titel »Sprache und Verhalten« an der Pädagogischen Fakultät der New York University sei einer der ersten Kurse in allgemeiner Semantik gewesen, der an einer größeren Universität angeboten wurde. Unter dem Namen »Sprache und menschliches Verhalten« ist dieser Kurs bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben.

Wie ich schon zu Beginn gesagt habe, wird Korzybskis Werk, zumindest in seiner systematischen Gestalt, von akademischen Sprachwissenschaftlern, Semantikern, Psychologen und Anthropologen heutzutage kaum beachtet. Die Gründe hierfür sind vielfältig, aber gewiß hat dazu auch beigetragen, daß Korzybski, indem er alles Wissen seinem Kompetenzbereich einverleibte, mehr aufgriff, als er verarbeiten konnte. *Science and Sanity* ist voll von anfechtbaren Behauptungen und nicht wenigen, mitunter außerordentlich naiven Irrtümern. Das hat viele Spezialisten abgeschreckt, die sich durch Genauigkeit und Behutsamkeit mehr beeindrucken lassen als durch große Aus- und Überblicke. Hinzu kommt, daß sich Korzybski in der Frage, was für eine Art von Unterfangen die allgemeine Semantik eigentlich sei, viel weniger klar geäußert hat, als er selbst glaubte. Handelt es sich um eine neue Wissenschaft? Um ein pädagogisches Programm? Um eine therapeutische Strategie? Wie die Psychoanalyse paßt sich auch die allgemeine Semantik allzu leicht den Vorlieben und Idiosynkrasien [Überempfindlichkeit, Abneigung] derer an, die sie praktizieren, und einen allgemeinen Konsensus darüber, welcher Weg einzuschlagen sei, hat es nie gegeben. Außerdem fügt sich die allgemeine Semantik nicht ohne weiteres in die Landschaft der herkömmlichen akademischen Fächereinteilung. Ihre Perspektive ist zu breit angelegt, als daß sie sich einer einzigen Disziplin zuordnen ließe, denn zu ihr gehören ein Teil Philosophie, ein Teil Epistemologie, ein Teil Psychologie, ein Teil Linguistik und verschiedene andere »Teile«, die zusammen genommen den gesamten Fächerkanon der Universität ausmachen. In einer Welt der akademischen Spezialisten wirkt die allgemeine Semantik allzu diffus, zu sehr von der Norm abweichend, zu holistisch [ganzheitlich], als daß sie sich in den Stil des modernen akademischen Denkens fügen würde. Mit einem Wort, **sich mit ihr zu beschäftigen oder sie zu lehren, bringt auf dem Weg zu Amt und Würden nicht weiter.**

Doch obwohl Korzybskis Name im Augenblick ziemlich in den Hintergrund getreten ist, wäre es nicht richtig zu sagen, daß von ihm keine Wirkung mehr ausgehe. Manches von seiner Terminologie und viele seiner Einsichten haben Eingang in Fachgebiete wie Semiotik, Psycholinguistik, Erziehungspsychologie, Medienforschung und natürlich Semantik gefunden. Auch in der nicht-akademischen Welt – in Wirtschaft, Politik, Sozialarbeit und Psychotherapie – bedienen sich viele Menschen mit großem Erfolg der Methoden Korzybskis und scheuen sich keineswegs anzuerkennen, was sie ihm zu ver-

danken haben. Aber darüber hinaus läßt sich nicht bestreiten, daß zusammen mit Gestalten wie Charles Sanders Peirce, William James, Ludwig Wittgenstein und I. A. Richards auch Alfred Korzybski dazu beigetragen hat, unseren Sinn dafür zu schärfen, wie die Sprache uns zu dem macht, was wir sind, und wie sie uns zugleich daran hindert zu werden, was wir sein sollten, aber noch nicht sind.

## Meine Ansprache zur Graduierungsfeier

Bisher habe ich ungefähr zwei Dutzend Ansprachen anlässlich von akademischen Abschlußfeiern über mich ergehen lassen und mir dabei immer wieder die Frage gestellt, warum sie oft so schlecht sind. Ein Grund ist wohl der, daß die Redner nach ihrem Rang innerhalb irgendeines Faches ausgewählt werden, und nicht weil sie gut sprechen oder gut schreiben können. Ein anderer Grund besteht darin, daß die Zuhörer die ganze Zeremonie möglichst schnell hinter sich bringen möchten, um sich dann mit um so größerem Ernst dem fröhlichen Teil des Festes zuzuwenden. Deshalb wird jede Ansprache, die mehr als, sagen wir, fünfzehn Minuten in Anspruch nimmt, als langatmig empfunden, sofern sie nicht überhaupt ins Leere geht. Daneben gibt es auch andere Gründe, zum Beispiel die Schwierigkeit, überhaupt etwas Inspirierendes zu sagen, ohne banal zu werden. Mit dem folgenden Text habe auch ich mich in diesem Genre versucht, und zwar nicht bloß, um herauszufinden, ob ich mit der Form zurechtkomme. Es ist vielmehr genau das, was ich jungen Leuten gern sagen würde, wenn sie mir für ein paar Minuten ihre Aufmerksamkeit schenken.

Falls Ihnen meine Ansprache gefällt, gebe ich Ihnen hiermit die Erlaubnis, sie ohne meine Zustimmung und ohne weitere Quellenangabe zu benutzen, wenn Sie einmal in die Lage kommen, eine solche Ansprache halten zu müssen.

Sehr geehrte Angehörige der Fakultät, sehr geehrte Eltern, Gäste und Graduierte, fürchten Sie sich nicht! Ich weiß wohl, daß Sie an einem so aufregenden Tag von einem Redner zuerst und vor allem Kürze verlangen. Ich werde Sie in dieser Hinsicht nicht enttäuschen. Meine Ansprache besteht aus genau dreiundachtzig Sätzen, von denen Sie vier soeben schon gehört haben. Es wird ungefähr zwölf Minuten dauern, sie alle vorzutragen, und ich muß Ihnen sagen, daß es mir nicht leichtgefallen ist, mich so knapp zu fassen, denn ich möchte zu Ihnen über das komplexe Thema Ihrer Vorfahren sprechen. Selbstverständlich nicht über Ihre biologischen Vorfahren, von denen ich nichts weiß, sondern über Ihre geistigen Vorfahren, über die ich ein wenig weiß. Genauer gesagt, ich möchte zu Ihnen über zwei Gruppen von Menschen sprechen, die vor vielen Jahren lebten und deren Einfluß bis heute spürbar ist. Sie vertraten einander entgegengesetzte Wertvorstellungen und Traditionen und waren deshalb deutlich voneinander unterschieden. Ich glaube, es ist angebracht, wenn ich Sie am heutigen Tage an diese beiden Gruppen erinnere, denn früher oder später müssen Sie sich in Ihrer geistigen Haltung der einen oder der anderen anschließen.

Die erste Gruppe lebte vor zweitausendfünfhundert Jahren in einer Gegend, die wir heute Griechenland nennen, in einer Stadt, die sie Athen nannten. Über ihre Ursprünge wissen wir weniger, als uns lieb ist. Aber über ihre Errungenschaften wissen wir eine ganze Menge. Sie waren beispielsweise das erste Volk, das ein vollständiges Alphabet entwickelte, und daher auch das erste Volk der Erde, das des Lesens und Schreibens kundig war. Sie erfanden die Idee der Demokratie und praktizierten sie mit einer Entschiedenheit, die uns beschämt. Sie erfanden das, was wir Philosophie nennen. Sie erfanden das, was wir Logik und Rhetorik nennen. Und fast hätten sie auch das erfunden, was wir Naturwissenschaft nennen, denn einer von ihnen – mit Namen Demokrit – entwickelte die atomistische Theorie der Materie zweitausenddreihundert Jahre, bevor die modernen Wissenschaftler darauf kamen. Sie schufen und sangen epische Gedichte von unübertroffener Schönheit und Weisheit. Und sie schrieben und spielten Theaterstücke, die noch fast dreitausend Jahre nachher die Kraft besitzen, ein Publikum lachen oder weinen zu machen. Sie erfanden sogar das, was wir heute die Olympischen Spiele nen-

nen, und unter ihren Wertvorstellungen stand keine höher als die, daß es gelte, in allen Dingen nach Vortrefflichkeit zu streben. Sie glaubten an die Vernunft. Sie glaubten an die Schönheit. Sie glaubten an die Mäßigung. Und sie erfanden nicht nur das Wort »Ökologie«, sondern auch die Idee, die wir heute mit diesem Wort verbinden.

Vor ungefähr zweitausend Jahren verlor ihre Kultur an Lebenskraft, und nach und nach verschwanden diese Leute. Nicht aber das, was sie geschaffen hatten. Ihre Vorstellungskraft, ihre Kunst, ihre Politik, ihre Literatur und ihre Sprache breiteten sich über die ganze Welt aus, so daß es heutzutage kaum möglich ist, über irgendein Thema zu sprechen, ohne zu wiederholen, was vor zweitausendfünfhundert Jahren irgendein Athener dazu gesagt hat.

Die zweite Gruppe von Menschen lebte in einer Gegend, die wir heute Deutschland nennen, und sie erlebte ihre Blütezeit vor etwa eintausendsiebenhundert Jahren. Wir nennen sie Westgoten, und vielleicht erinnern Sie sich noch, daß Ihr Lehrer im sechsten oder siebten Schuljahr kurz auf sie zu sprechen kam. Sie waren phantastische Reiter, aber das ist auch ungefähr das einzig Erfreuliche, was die Geschichte über sie zu berichten weiß. Sie waren Plünderer – gnadenlos und brutal. Ihrer Sprache fehlte es an Verfeinerung und Tiefe. Ihre Kunst war roh und geradezu grotesk. Sie jagten durch Europa, alles zerstörend, was ihnen in die Quere kam, und überrannten das Römische Reich. Die Westgoten taten nichts lieber als Bücher verbrennen, Bauwerke schänden oder Kunstwerke zertrümmern. Von den Westgoten ist keine Dichtung, kein Theater, keine Logik, keine Wissenschaft, keine menschenfreundliche Politik auf uns gekommen. Wie die Athener, so verschwanden auch die Westgoten, aber erst nachdem sie jene Ära, die wir als »Zeitalter der Dunkelheit« bezeichnen, eingeleitet hatten. Fast tausend Jahre brauchte Europa, um sich von den Westgoten zu erholen.

Ich möchte Sie darauf hinweisen, daß die Athener und die Westgoten noch immer lebendig sind, und zwar in uns und in der Art, wie wir unser Leben führen. Überall um uns – in diesem Saal, in dieser Gemeinschaft, in dieser Stadt – gibt es Menschen, deren Art, die Welt zu betrachten, an die der Athener anknüpft; und es gibt Menschen, die leben, wie die Westgoten gelebt haben. Ich meine natürlich nicht, daß unsere modernen Athener geistesabwesend durch die Straßen wandeln und dabei Dichtung und Philosophie rezitieren, oder daß die Westgoten von heute Killer seien. Ich meine, Athener oder Westgote sein bedeutet, das eigene Leben an einem bestimmten Ensemble von Wertvorstellungen zu orientieren. Der Athener ist eine Idee. Und der Westgote ist ebenfalls eine Idee. Lassen Sie mich kurz erläutern, was diese Ideen besagen.

Athener sein bedeutet, das Wissen und vor allem das Streben nach Wissen zu achten. Betrachtungen, Überlegungen, Versuche anstellen, Fragen stellen – das sind für einen Athener die erhabensten Tätigkeiten, denen sich ein Mensch widmen kann. Für einen Westgoten ist das Streben nach Wissen nutzlos, sofern es ihm nicht hilft, Geld oder Macht über andere Menschen zu gewinnen.

Athener sein bedeutet, die Sprache zu pflegen, weil man in ihr die kostbarste Gabe der Menschheit erblickt. In ihrem Umgang mit der Sprache streben Athener nach Anmut, Genauigkeit und Abwechslung. Und sie bewundern jene, die diese Fertigkeit erwerben. Für den Westgoten ist ein Wort so gut wie das andere, dieser Satz von jenem nicht zu unterscheiden. Das Höchste, wonach die Sprache des Westgoten trachtet, ist der Gemeinplatz.

Athener sein bedeutet zu verstehen, daß das Band, welches die zivilisierte Gesellschaft zusammenhält, dünn und verletzlich ist, und deshalb messen Athener der Tradition, der sozialen Zurückhaltung und der Kontinuität großen Wert bei. Schlechte Manieren sind für einen Athener Gewaltakte gegen die soziale Ordnung. Den modernen Westgoten kümmert dies alles herzlich wenig. Westgoten halten sich für den Nabel der Welt. Die

Tradition ist nur zu ihrer Bequemlichkeit da, gute Manieren sind bloßes Getue und lästig obendrein, und Geschichte ist, was gestern in der Zeitung stand.

Athener sein bedeutet, Anteil zu nehmen an öffentlichen Angelegenheiten und an der Verfeinerung der Umgangsformen in der Öffentlichkeit. Die alten Athener hatten sogar ein Wort für Leute, die dies nicht taten. Sie nannten sie »idiotes«, und daher stammt unser Wort »Idiot«. Ein moderner Westgote interessiert sich nur für seine Privatangelegenheiten und ahnt nichts vom Sinn des Gemeinwesens.

Athener sein bedeutet schließlich, die Disziplin, die Fertigkeit und den Geschmack zu schätzen, die vonnöten sind, um dauerhafte Kunstwerke hervorzubringen. Bevor Athener sich einem Kunstwerk nähern, bereiten sie ihre Vorstellungskraft durch Lernen und Erfahrung darauf vor. Für den Westgoten gibt es nur einen Maßstab künstlerischer Vortrefflichkeit, nämlich die Popularität. Was bei der Menge Gefallen findet, ist gut. Kein anderer Maßstab wird von dem Westgoten beachtet oder auch nur anerkannt.

Nun ist wohl deutlich geworden, was dies alles mit Ihnen zu tun hat. Sie müssen sich schließlich, wie wir anderen auch, auf diese diese oder jene Seite schlagen. Sie müssen Athener oder Westgote sein. Natürlich ist es viel schwieriger, Athener zu sein, denn das muß man erst lernen, daran muß man arbeiten, während wir alle in gewisser Weise geborene Westgoten sind. Deshalb gibt es auch so viel mehr Westgoten als Athener. Und ich muß Ihnen sagen, daß Sie nicht schon dadurch zum Athener werden, daß Sie auf die Schule gehen oder akademische Titel anhäufen. Mein Vater war einer der engagiertesten Athener, die mir je begegnet sind, und er hat sein Leben lang als Schneider an der Seventh Avenue in New York City gearbeitet. Gleichzeitig kenne ich Ärzte, Rechtsanwälte und Ingenieure, die eingefleischte Westgoten sind. Und ich muß Ihnen – ebenso besorgt wie beschämt – sagen, daß es auch an unseren großen Universitäten – vielleicht sogar an dieser – Professoren gibt, die wir mit Fug und Recht als verkappte Westgoten bezeichnen können. Aber Sie brauchen deshalb keinen Augenblick daran zu zweifeln, daß eine Schule eine tief atheniensische Idee ist. Es gibt eine direkte Verbindung zwischen den kulturellen Leistungen von Athen und dem, worum es an dieser Universität im wesentlichen geht. Ich kann mir ohne Schwierigkeiten vorstellen, daß sich Platon, Aristoteles oder Demokrit in unseren Seminarräumen sehr wohlfühlen würden. Ein Westgote würde bloß Obszönitäten an die Wände kritzeln.

Ob Sie sich dessen nun bewußt waren oder nicht – Ihr Aufenthalt an dieser Universität diene dem Zweck, Ihnen wenigstens einen flüchtigen Eindruck von der Art der Athener zu vermitteln, Ihr Interesse für den Weg der Athener zu wecken. Wir können am heutigen Tag nicht sagen, wie viele von Ihnen diesen Weg einschlagen werden und wie viele nicht. Sie sind jung, und uns ist es nicht gegeben, in Ihre Zukunft zu schauen. Aber eines möchte ich Ihnen sagen und hiermit dann schließen: Ich könnte Ihnen kein höheres Lob wünschen, als daß es in der Zukunft von Ihnen heißen wird, in Ihrer Graduierten-Klasse seien die Athener gegen die Westgoten erheblich in der Überzahl gewesen.

Vielen Dank und herzlichen Glückwunsch.

## Am Abgrund des Friedens

Vor Jahren erschien in England ein Roman mit dem Titel *Fail Safe*. Er handelt von der Möglichkeit, daß wir ungewollt in einen Atomkrieg hineinstolpern. Diese Möglichkeit besteht immer noch. In dieser Geschichte male ich mir allerdings das Gegenteil aus – daß wir ungewollt in den Frieden hineinstolpern.

Obwohl Russell Groves inzwischen in aller Stille von Beamten der Vereinten Nationen in seine Heimatstadt Yarmouth in England zurückgebracht wurde, wo er keine Gefahr für die Stabilität der Weltlage darstellt, werden uns die Nachwirkungen seiner Tat noch jahrelang beschäftigen. Nach wie vor bestehen zwei amerikanische Kongreßabgeordnete darauf, seine Motive und die der anderen Beteiligten einer gründlichen Untersuchung zu unterziehen. Der Aktienmarkt ist weiterhin nicht vorhersagbaren Schwankungen ausgesetzt, als wolle er uns zu verstehen geben, wo es *einen* Russell Groves gab, da könne es auch einen zweiten geben. Der russische Botschafter Belonogov scheint am Ende seiner Kräfte zu sein. Der amerikanische Botschafter Walters, der schon zwei landesweit ausgestrahlte Fernseherklärungen zu seinem Verhalten abgegeben hat, plant eine dritte. Fidel Castro hat erklärt, es werde wohl sehr lange dauern, bis der Kreml das Vertrauen des kubanischen Volkes in seine Führungsrolle zurückgewonnen hat. Westdeutsche Spitzenpolitiker haben laut darüber nachgedacht, ob die Vereinigten Staaten ihren Anspruch auf die Bündnistreue der übrigen NATO-Staaten nicht verwirkt haben.

Das alles ist verständlich. Wir waren dem Abgrund so nahe, so gefährlich nahe, daß man sich mit Recht fragen kann, ob wir eine ähnliche Erfahrung ein zweites Mal überleben würden. Vielleicht kann uns die Geschichte des Russell Groves für die Zukunft eine Lehre sein – hier ist sie, soweit wir sie aus den verschiedenen Quellen zusammensetzen konnten.

Russell Groves war bis vor zwei Wochen ein stiller, ausgeglichener und äußerst tüchtiger Simultandolmetscher bei den Vereinten Nationen. Seine Kenntnisse der slawischen Sprachen, auf die er sich spezialisiert hatte, erwarb er nicht in der Schule, sie waren vielmehr das Resultat eines mehr als zwölfjährigen Aufenthalts in Rußland und anderen slawischen Ländern. Groves, 1923 im englischen Yarmouth geboren, wurde mit acht Jahren von seinem strengen, verwitweten Vater Dr. Glenville Groves, der seinem Gott durch Missionsarbeit in fernen Ländern diente, mit in die Türkei genommen. In der Türkei machte Dr. Groves die Bekanntschaft von Natascha Homolka, einer korpulenten, jedoch hübschen russischen Witwe aus Odessa. Aus nicht ganz einsichtigen Gründen, die aber ohne Zweifel nichts zur Sache tun, verliebten sich Dr. Groves und Natascha ineinander, sie heirateten und wanderten nach Rußland aus. Den jungen Russell nahmen sie mit. Dort sagte sich Dr. Groves dann von Gott los, ebenso wie von Natascha und Russell; seither hat man nichts mehr von ihm gehört. Zehn Jahre lebte Russell bei seiner Stiefmutter, deren Zuneigung für ihn und für die Bolschewisten gleichzeitig, aber nicht gleichermaßen wuchs, wobei Russell ein wenig ins Hintertreffen geriet. Im Jahre 1940 jedoch, mit siebzehn Jahren, verließ Groves Rußland und folgte dem Ruf Winston Churchills, der die Engländer gewarnt hatte, am Ende müßten sie sich der Barbaren noch auf der Schwelle des eigenen Wohnzimmers erwehren. Es ist bekannt, daß Natascha 1942 an einer akuten Blinddarmentzündung starb. Wie immer man es deuten mag, sie vermachte ihre wenigen Habseligkeiten jedenfalls nicht Russell Groves, sondern der Kommunistischen Partei. Unterdessen diente Groves bei der Royal Air Force und zeichnete sich offenbar aus, denn ihm wurde offiziell das Verdienst am Abschluß dreier deutscher Maschinen zuerkannt. Nach dem Krieg immatrikulierte er sich an der Univer-



sität Oxford, wo er, was nahelag, Russische Literatur studierte. Seine besondere Liebe galt dem dichterischen Werk Puschkins.

1956 kam er in die Vereinigten Staaten, wo er bei den Vereinten Nationen als Dolmetscher für slawische Sprachen angestellt wurde. Bis vor zwei Wochen gab seine Arbeit niemals Anlaß zu irgendwelchen Klagen. Allenfalls hätte man aussetzen können, daß er sich in seinen Übersetzungen häufig um allzu große Genauigkeit bemühte. So wartete er oft mit zwei oder drei möglichen englischen Wörtern auf, wo nach Ansicht anderer Übersetzer eines ausgereicht hätte.

Soweit bekannt, hatte Groves keine entschiedenen politischen Ansichten und unterhielt keinerlei Verbindung zu irgendwelchen Friedensbewegungen, auch heimlich nicht. Er war Junggeselle und wohnte an der East 38th Street, wo er, nach Aussage seines Zimmergenossen und Übersetzerkollegen Donald Flowers, seine Abende meist mit der Lektüre vorrevolutionärer russischer Dichter verbrachte. Flowers zufolge äußerte sich Groves mehrfach geringschätzig über Belonogovs schwerfällige Prosa. Aber bekannt ist auch, daß er kein Bewunderer von »Walters' gestammelten Platitüden« war, wie er sie zuweilen nannte.

Wann genau Groves sich zu dem entschloß, was er dann an jenem schicksalhaften 8. März tat, ist keineswegs klar. Groves selbst hat es abgelehnt, Auskunft zu geben. Flowers indessen hat in seiner Zeugenaussage erklärt, es sei mit ziemlicher Sicherheit ein Entschluß der letzten Minute gewesen, vielleicht ein spontaner Ausdruck von Trotz, Langeweile oder Ungebundenheit. Aber diese Möglichkeit ist, um es vorsichtig auszudrücken, zumindest unwahrscheinlich. Groves muß seine Übersetzung vorbereitet haben – dazu war sie in ihrer verheerenden Wirkung zu genau kalkuliert. Man nimmt an, daß Groves seine Übersetzung zwei Tage im voraus plante, wengleich Beweise für diese Vermutung fehlen. Zumindest ein Mitarbeiter lieferte die nachsichtige Erklärung, möglicherweise habe die Arbeitsüberlastung am Tage zuvor, dem 7. März, Groves' unverantwortlichen Schritt ausgelöst. Ein anderer Kollege mutmaßte, Groves habe sich von einem latenten, aber intensiven Gefühl der Verantwortung für das Wohl der Türkei leiten lassen. Sowohl über die Ursache seiner Verirrung wie auch über den Zeitpunkt ihrer Entstehung läßt sich also trefflich spekulieren. Alles andere indessen ist durch Akten belegt und nicht im mindesten rätselhaft.

Am 3. März erklärte das US-Verteidigungsministerium, die USA würden die nach Ansicht von Fachleuten veralteten amerikanischen Raketen in der Türkei ab dem 6. März durch neue, schlagkräftige St. Augustin-Raketen ersetzen, benannt nach dem berühmten Verfasser des Buches *Der Gottesstaat*. Die Sowjetunion, der die amerikanischen Raketenbasen in der Türkei schon seit Jahren mißfielen, forderte zunächst, die USA sollten von ihrem Vorhaben Abstand nehmen, und beantragte dann, zum Zeichen für ihren Respekt gegenüber dem internationalen Recht, eine Vollversammlung der UNO, auf der die Krise erörtert werden sollte. Obwohl der amerikanische Verteidigungsminister betonte, das Gleichgewicht der Kräfte werde durch die St. Augustin-Raketen in der Türkei nicht spürbar verändert, begrüßte er, wie er sagte, diese Gelegenheit, um der Welt alle gewünschten moralischen, politischen und militärischen Rechtfertigungen für diesen Schritt zu liefern. Im übrigen, so fügte er gereizt hinzu, gehe es niemanden etwas an und sei allein Sache des Pentagon, wo die USA ihre St. Augustin-Raketen oder auch die noch moderneren Martin Luther-Mittelstreckenraketen stationierten.

Die UNO-Sitzung vom 7. März erschöpfte sich im wesentlichen in Dringlichkeitsappellen unbedeutender Delegationen, die beide Seiten zur Mäßigung aufriefen. Die Protokolle beweisen, daß Groves' Dienste an diesem Tag nur einmal in Anspruch genommen wurden – was die These von der »Arbeitsüberlastung« einigermaßen entkräftet. Gegen 16 Uhr 20, 40 Minuten vor Ende der Sitzung, wurde er aufgerufen, die eher banalen Bemerkungen des Delegierten aus Somaliland zu übersetzen, der sich dabei aus

unerfindlichem Grund des Litauischen bediente. Weder die russische noch die amerikanische Delegation richtete an diesem 7. März das Wort an die Weltöffentlichkeit, und, soweit bekannt, zeigte sich Russell Groves hierüber nicht enttäuscht.

Am 8. März nahmen die nichtssagenden Ansprachen unbedeutender Nationen ihren Fortgang, bis 16 Uhr 10. Zu diesem Zeitpunkt trat Aleksandr Belonogov, mit aschfahlem Gesicht und grimmiger oder argwöhnischer dreinblickend als gewöhnlich, ans Rednerpult, um eine, wie wir heute wissen, sehr beherzte und durchaus vernünftige Erklärung abzugeben. Hier der vollständige Text:

Herr Präsident. Ich möchte den hochverehrten Delegierten der Vereinigten Staaten davon in Kenntnis setzen, daß in eben diesem Augenblick 24 Divisionen der sowjetischen Armee an der türkisch-sowjetischen Grenze aufmarschieren. Ich brauche dem hochverehrten Delegierten der Vereinigten Staaten und seinen Landsleuten nicht zu sagen, daß diese Streitkräfte mit den zerstörerischsten Waffen ausgerüstet sind, die sowjetische Technik hervorzubringen vermag, darunter selbstverständlich auch Atomwaffen. Wenn die US-Regierung binnen 24 Stunden nicht ihre St. Augustin-Raketen aus der Türkei abzieht, beabsichtigt die Sowjetunion, dies an ihrer Stelle zu tun. Um keinerlei Mißverständnis aufkommen zu lassen, möchte ich es so formulieren: Wenn die Raketen bis morgen, den 9. März, nicht abgezogen sind, wird die sowjetische Armee in die Türkei einmarschieren.

Die US-Delegation war auf diese Ankündigung durchaus vorbereitet und wollte erwidern, die St. Augustin-Raketen in der Türkei seien gerade dazu da, einem Fall, wie ihn Belonogov gerade beschrieben habe, vorzubeugen. Aber wie die Welt inzwischen nur zu gut weiß, hatte Mr. Walters gar nicht die Gelegenheit zu dieser vorzüglichen Erwidern, weil nämlich das Angebot von Mr. Belonogov sein Ohr nie erreichte. Russell Groves, von irgendwelchen Teufeln geritten, die sich für diese Fragen interessieren, oblag es, die Erklärung von Mr. Belonogov in die Kopfhörer sämtlicher englischsprechenden Delegierten zu übersetzen, von denen kein einziger Russisch verstand. Wie das Protokoll zeigt, lautete seine Übersetzung tragischerweise so:

Herr Präsident, ich möchte den hochverehrten Delegierten der Vereinigten Staaten davon in Kenntnis setzen, daß die sowjetische Regierung volles Verständnis dafür hat, daß die USA in der Türkei St. Augustin-Raketen aufstellt. Wir alle sind in diesen unruhigen Zeiten furchtsam, angespannt und wenig geneigt, unseren Nachbarn zu trauen. Auch die Sowjetunion hat sich häufig feindselig und aggressiv gezeigt, weil wir fürchteten, andere wollten uns unsere Lebensart streitig machen. Diese Ängste sind, wie wir jetzt erkennen, weitgehend irrational, und wir möchten etwas unternehmen, um sie zu überwinden. Wer weiß? Vielleicht werden uns die Vereinigten Staaten dabei sogar helfen. Aber wie dem auch sei, die Sowjetunion möchte hiermit ankündigen, daß am 25. März dieses Jahres alle sowjetischen Truppen aus Bulgarien, Ungarn und der Tschechoslowakei abgezogen werden.

Die amerikanische Delegation geriet verständlicherweise in helle Aufregung. Inmitten des allgemeinen Tumults im Saal versuchten die amerikanischen Vertreter, sich mit hektischem Geflüster untereinander zu verständigen. Der Delegierte aus Somaliland, der nicht nur Litauisch, sondern auch Russisch sprach, war verzweifelt bemüht, die Aufmerksamkeit des Präsidenten zu gewinnen, ohne Zweifel, um ihn darauf hinzuweisen, daß der Sinn von Belonogovs Einlassungen durch die Übersetzung erheblich verloren habe. Zum späteren Bedauern der Welt blieben die somalischen Appelle jedoch unbeachtet. Der Präsident der Vollversammlung fühlte sich genötigt, Mr. Walters das Recht zu einer Erwidern einzuräumen, obwohl Walters gar nicht ums Wort gebeten hatte. Zögernd und unsicher begab sich Walters hierauf an das Rednerpult und teilte in stok-

kendem Tonfall dem Präsidenten und Mr. Belonogov mit, er habe natürlich keinerlei Instruktionen aus Washington, wie er sich bei einer solchen Wendung der Dinge verhalten solle. Er fügte aber hinzu:

Ich persönlich fühle mich zu der Bemerkung veranlaßt, daß wir von den friedfertigen Erklärungen meines hochverehrten Kollegen aus der Sowjetunion tief beeindruckt sind. Ich halte es nicht für unmöglich, daß, wenn die sowjetischen Truppen aus Bulgarien, Ungarn und der Tschechoslowakei abgezogen werden sollten, die amerikanischen Raketenbasen nicht nur in der Türkei, sondern auch in den anderen europäischen Ländern gänzlich überflüssig sein könnten.

Jetzt war es natürlich die sowjetische Delegation, die in Aufregung geriet. Belonogov erhob sich für einen Moment, als wolle er etwas sagen; aber dann ließ er sich in seinen Sessel zurückfallen, während sich die anderen sowjetischen Vertreter äußerst verunsichert anblickten. Schließlich stand Belonogov auf und strebte wie unter einem Zwang zum Rednerpult, obwohl ihm, wie das Protokoll klar ausweist, nicht das Wort erteilt worden war. Belonogov gestand später, er habe keinen klaren Gedanken fassen können, außer den einen, daß die Sowjetunion schon seit Jahren Bulgarien, Ungarn und die Tschechoslowakei als eine Belastung ihrer eigenen Wirtschaft angesehen und lange nach Wegen gesucht habe, sich ohne Gesichtsverlust aus ihnen zurückziehen zu können. Belonogov, der sich stets standhaft geweigert hatte, in der UNO englisch zu sprechen, obwohl er dazu sehr wohl imstande war, wandte sich nun in englischer Sprache direkt an Walters, wobei er einen bezaubernden Akzent verriet. Er sagte:

Herr Botschafter, ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie erfrischend Ihre Antwort auf meine strengen Bemerkungen war. Auch ich habe keine Instruktionen von meiner Regierung, aber ich bin sicher, daß die friedliebenden Völker der Sowjetrepubliken überglücklich wären, weitere Gesten des Friedens mit den Vereinigten Staaten auszutauschen.

Dann kehrte Belonogov an seinen Platz zurück, wo ihm ein strahlender Walters in Freundschaft und Frieden seine Hand entgegenstreckte. Kurz darauf, vielleicht ein oder zwei Minuten später, vertagte sich die Sitzung unter fortgesetztem Tumult, an dem sich der Delegierte aus Somaliland, noch immer um Aufmerksamkeit bemüht, mit Ausrufen wie »Betrug! Lüge! Irrtum !« heftig beteiligte.

Fünf Minuten später stürzten die Kurse an der New Yorker Aktienbörse. Golden Missile Development, Inc. fiel von 56 auf 12, woraufhin der Vorstandsvorsitzende Jonathan Lowry ein in scharfem Ton gehaltenes Telegramm an das Weiße Haus schickte, in dem er den Vorwurf erhob, der Ausverkauf der freien Welt solle demnächst offenbar direkt im Moskauer Kaufhaus Gum stattfinden. Zwei Kongreßabgeordnete von der Westküste mit einer Mehrheitsbeteiligung bei Egalitarian Aircraft, der Herstellerfirma der Apostel-Interkontinentalraketen, verlangten, man solle Walters auf seine Zurechnungsfähigkeit prüfen. Die Generalstabschefs der US-Armee beriefen eine Dringlichkeitssitzung ein, um die Möglichkeit zu erörtern, einen Angriff mit Polaris-Raketen gegen Rußland zu starten, bevor die Russen ihre Truppen aus den besetzten Ländern abziehen könnten. Was in Moskau geschah, läßt sich nur vermuten, denn unmittelbar nachdem sie von den Vorgängen bei der UNO unterrichtet worden waren, ließ die sowjetische Führung einen noch undurchdringlicheren Eisernen Vorhang über den kommunistischen Block fallen. Allgemein ist man jedoch der Auffassung, daß die albanische Militärführung eine Sitzung beantragte, um darauf zu drängen, Rußland möge seine Interkontinentalraketen abschießen, bevor die USA ihre Raketenbasen aus den europäischen Ländern abziehen könnten.

Kurzum, am Abgrund des Friedens wurde die ganze Welt von Enttäuschung, Schrecken, ja beinahe Verzweiflung gepackt. Einfache Bürger empfanden, wie nie zuvor, jenes Gefühl der Ohnmacht des einzelnen, das Kierkegaard und Kafka so treffend beschrieben

haben. Glücklicherweise währte es nicht so lange, daß es irreparable Schäden hätte verursachen können. Bis zum Abend war die ganze Sache geklärt, vor allem dank der Bemühungen des französischen Chefdelegierten, der, als er eine korrekte französische Übersetzung erhalten hatte, seine diplomatische Contenance nur einen Augenblick lang verlor. Nachdem er sich wieder gefaßt hatte, vereinigte er seine Entschlossenheit und sein beträchtliches Ansehen mit den Bemühungen des erschöpften Delegierten aus Somaliland, und gemeinsam gaben sie ein Kommunique heraus, in dem sie der Welt mitteilten, daß keine Chance zu einem katastrophalen Frieden bestehe. Ihre in Französisch verfaßte Verlautbarung wurde in 28 Sprachen übersetzt und über jedes bekannte Kommunikationsmedium verbreitet. Hier der Wortlaut:

Aufgrund der unverantwortlichen Handlungsweise eines einzelnen Mannes wurde der Sinn der Ausführungen von Alexandre Belonogov vor den Vereinten Nationen in sein Gegenteil verkehrt. Hierdurch wurde eine Kettenreaktion von Mißverständnissen und Befürchtungen ausgelöst, die noch in diesem Augenblick die Ruhe der ganzen Welt bedrohen. Nun, da die Wahrheit bekannt ist, hoffen wir inständig, daß die Ordnung so bald wie möglich wiederhergestellt werden möge. Nie gab es die entfernteste Möglichkeit zu einem unmittelbaren Frieden, und auch jetzt gibt es sie nicht.

Russell Groves wurde, wie sich von selbst versteht, verhaftet und unter strikter Geheimhaltung neun Stunden lang verhört, um herauszufinden, welche Gruppe oder welche Gruppen er vertrat. Im Fernsehen erhob Senator Clark Croker Dettering den Vorwurf, Groves sei ein sowjetischer Agent und sein langer Aufenthalt in Odessa habe ihm seinen Haß gegen die freie Welt eingeflößt. Mit Hilfe von Landkarten, die eigens für das Fernsehen hergestellt worden waren, konnte Senator Dettering schlüssig nachweisen, daß Odessa in Rußland liegt, und dies schon seit geraumer Zeit. Der Präsident der Vereinigten Staaten hielt sich, wie gewöhnlich, in seinen Äußerungen zurück und bemerkte nur schalkhaft, es sei doch durchaus möglich, daß Groves dem nationalen Exekutiv Ausschuß der Demokratischen Partei angehöre. In nüchternem Ton versicherte er dann dem amerikanischen Volk, daß die St. Augustin-Raketen in der Türkei bleiben würden, gleichgültig, wie sich die Russen in Osteuropa verhielten. Gorbatschow, so weiß man, erklärte seiner Partei auf einer Geheimsitzung, daß es die Sowjetarmee, auch wenn die USA ihre Raketen aus der Türkei sofort abziehen sollten, gern einmal wieder irgendwo mit einer Invasion versuchen würde.

Russell Groves, so stellte sich heraus, vertrat kein politisches Ziel und keine politische Gruppe, sondern nur sich selbst. Eine gründliche psychiatrische Untersuchung enthüllte allerdings, daß eine erhebliche Blutarmut als Ursache für sein unverantwortliches Handeln theoretisch in Betracht kam. Der Staatsanwalt wies diese Erwägung jedoch zurück, die, wenn sie zuträfe, Groves eine Strafverfolgung erspart hätte. Er verlangte statt dessen, Groves wegen Anstiftung zum Aufruhr und Beihilfe zum Umsturz der nationalen Verteidigung anzuklagen. Der Präsident erinnerte die Nation daran, daß Groves offenkundig krank sei, und drängte zur Nachsicht. Sein Wille wurde respektiert.

Wie schon berichtet, ist Groves inzwischen in aller Stille nach England zurückgebracht worden und lehnt es ab, vielleicht weil er unter strenger Überwachung steht, sich zu der gesamten Affäre zu äußern. Nachdenklichen Leuten geht sie allerdings nicht aus dem Kopf. So erklärte der angesehene Fernsehkommentator Dan Rather in einem Dokumentarbericht von CBS »Der Verrat des Russell Groves«: »Was einmal geschehen konnte, könnte auch ein zweites Mal geschehen – egal, wie sicher wir zu sein glauben.«

## Das Verschwinden der Kindheit

Warum haben Bücher so viele Seiten? Machen die gewichtigen Gedanken der Autoren sie erforderlich, oder liegt es an der Ökonomie des Verlagswesens? Stellen Sie sich vor, es brähe eine schwere Papierknappheit aus und alle Bücher müßten auf einen Umfang von höchstens fünfzig Seiten reduziert werden. Könnten die Autoren (zumindest die Sachbuchautoren) das, was sie zu sagen haben, nicht auch auf diesem Raum unterbringen? Vielleicht nicht alle. Aber die meisten doch, jedenfalls mit ein bißchen Übung. Man kann sich ausmalen, welche Chancen eine solche Situation böte – die Buchpreise sänten, die Zahl der Bücher, die wir lesen können, stiege. Das Niveau des Geschriebenen würde sich beträchtlich erhöhen. In den beiden folgenden Essays habe ich versucht, in möglichst knapper Form darzulegen, was ich in meinen beiden bisher erschienenen Büchern zu sagen hatte. Der erste trägt denselben Titel wie das Buch, das er zusammenfaßt: *Das Verschwinden der Kindheit*. Der zweite, den ich mit »Zukunftsschrott« überschrieben habe, ist eine Zusammenfassung von *Wir amüsieren uns zu Tode*.

Auf den folgenden Seiten werde ich eine beängstigende These aufstellen. Ich werde behaupten, daß unsere Medioumwelt, in deren Mittelpunkt das Fernsehen steht, in Nordamerika zu einem raschen Verschwinden der Kindheit führt, daß es Kindheit am Ende dieses Jahrhunderts wahrscheinlich nicht mehr geben wird und daß dies eine gesellschaftliche Katastrophe von größtem Ausmaß wäre. Wenn ich meine These entwickelt und begründet habe, werde ich mit dem Schreiben aufhören, denn ich weiß keine Lösung für dieses Problem. Ich will damit nicht sagen, daß es keine Lösung gibt; ich will nur sagen, daß sich mein Beitrag zu einer solchen Lösung darauf beschränkt, das Problem selbst zu markieren.

Ich möchte meine Argumentation mit der Feststellung beginnen, daß die Kindheit ein gesellschaftliches Kunstprodukt ist und nicht etwa eine biologische Kategorie. Unsere Gene enthalten keine Anweisungen darüber, wer ein Kind ist und wer nicht, und auch die Gesetze des Überlebens machen es nicht erforderlich, eine Unterscheidung zwischen der Welt des Erwachsenen und der Welt des Kindes zu treffen. Wenn wir mit dem Wort »Kinder« eine bestimmte Kategorie von Menschen zwischen sieben und, sagen wir, siebzehn Jahren bezeichnen, die bestimmte Formen von Erziehung, Unterricht und Schutz benötigen, dann läßt sich eine Fülle von Belegen dafür anführen, daß es »Kinder« erst seit weniger als vierhundert Jahren gibt. Und wenn wir das Wort »Kinder« in dem umfassenden Sinne verwenden, in dem man es im allgemeinen begreift, dann ist »Kindheit« kaum älter als hundertfünfzig Jahre. Um ein einfaches Beispiel zu nennen: Die Sitte, den Geburtstag eines Kindes zu feiern, gab es im 18. Jahrhundert in Amerika nicht, und auch die Gepflogenheit, das Alter eines Kindes genau anzugeben, ist noch relativ jung, nicht älter als zweihundert Jahre.

Und ein zweites, wichtigeres Beispiel: Noch um 1890 nahmen die amerikanischen High Schools nur sieben Prozent der Vierzehn- bis Siebzehnjährigen auf. Die übrigen 93 Prozent leisteten, genauso wie viele andere noch erheblich jüngere Kinder, Erwachsenenarbeit, manche von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang und in all unseren Großstädten.

Aber es wäre falsch, soziale Tatsachen mit sozialen Ideen zu verwechseln. Die *Idee* der Kindheit ist eine der großen Erfindungen der Renaissance, vielleicht ihre menschlichste. Zusammen mit der Wissenschaft, dem Nationalstaat und der Religionsfreiheit hat sich die Kindheit als soziales Prinzip und als psychologisches Bedingungsgefüge im 16. Jahrhundert herausgebildet. Bis zu dieser Zeit sah man in sechs oder sieben Jahre alten Kindern keine Wesen, die fundamental anders waren als die Erwachsenen. Die Sprache

der Kinder, ihre Kleidung, ihre Spiele, ihre Arbeit und ihre Rechte unterschieden sich nicht von denen der Erwachsenen.

Natürlich erkannte man, daß die Kinder in der Regel kleiner waren als die Erwachsenen, aber das verlieh ihnen keinerlei Sonderstellung; und es gab auch keine speziellen Institutionen für Erziehung und Aufzucht von Kindern. Vor dem 16. Jahrhundert gab es beispielsweise keine Bücher über das Großziehen von Kindern und noch nicht einmal Bücher über die Frau in ihrer Rolle als Mutter. An Begräbnisprozessionen, um ein anderes Beispiel zu nennen, nahmen regelmäßig auch Kinder teil, denn niemand hielt es für nötig, sie vor dem Anblick des Todes zu behüten. Es kam auch niemandem in den Sinn, das Bild eines Kindes aufzubewahren, gleichgültig, ob dieses Kind nun heranwuchs und erwachsen wurde oder ob es in jungen Jahren starb. Für die Zeit vor dem 17. Jahrhundert finden sich auch keinerlei Hinweise auf die besondere Sprache oder Redeweise von Kindern, während solche Hinweise später in großer Zahl auftauchen. Wenn man sich auf Gemälden aus dem 13. oder 14. Jahrhundert die Kinder ansieht, stellt man fest, daß sie immer wie kleine Erwachsene dargestellt sind. Von der Körpergröße abgesehen, fehlen ihnen alle äußerlichen Merkmale, die wir mit Kindlichkeit assoziieren, und nie werden sie auf einem Bild allein, also isoliert von den Erwachsenen, dargestellt. Diese Bilder liefern eine durchaus getreue Wiedergabe der psychologischen und sozialen Wahrnehmung von Kindern vor dem 16. Jahrhundert. Der Historiker J. H. Plumb schreibt dazu: »Sicherlich existierte die Kindheit nicht in einer gesonderten Welt. Kinder spielten die gleichen Spiele wie die Erwachsenen, hatten die gleichen Spielzeuge, hörten die gleichen Märchen. Erwachsene und Kinder lebten zusammen, nicht getrennt voneinander. Bei den derben Dorffestlichkeiten auf Brueghels Gemälden essen und trinken Kinder gemeinsam mit den Erwachsenen – inmitten von berauschten Männern und Frauen, die einander in ungezügelter Gier zu umarmen versuchen. Auch auf den weniger ausschweifenden Bildern von Hochzeiten und Tanzfesten vergnügen sich die Kinder neben den Älteren und tun die gleichen Dinge.«

In ihrem großartigen Buch über das 14. Jahrhundert, *Der ferne Spiegel*, stellt Barbara Tuchman zusammenfassend fest: »Wenn die Kinder erst einmal sieben Jahre alt geworden waren, begann man sie zu beachten, und sie fingen an, das Leben kleiner Erwachsener zu führen.«

Warum dies so war, läßt sich gar nicht so leicht erklären. Zum einen wurden die meisten Kinder, worauf Barbara Tuchman hinweist, nicht sehr alt; ihre Sterblichkeitsrate war außerordentlich hoch, und erst seit dem späten 14. Jahrhundert wurden Kinder in letztwilligen Verfügungen und Testamenten überhaupt erwähnt – ein Indiz dafür, daß die Erwachsenen nicht erwarteten, sie würden lange auf der Welt bleiben. Sicherlich brachten die Erwachsenen auch nicht das emotionale Engagement für die Kinder auf, das *wir* für normal halten. Außerdem wurden die Kinder vor allem unter dem Aspekt ihrer ökonomischen Nützlichkeit angesehen, an ihrem Charakter und ihrer Intelligenz waren die Erwachsenen weniger interessiert als an ihrer Arbeitskraft. Aber ich glaube, den Hauptgrund für das Fehlen einer Vorstellung von Kindheit findet man in der Kommunikationsumwelt des mittelalterlichen Alltags; da die meisten Menschen nicht lesen konnten und diese Fähigkeit auch nicht benötigten, wurde ein Kind in dem Augenblick zum Erwachsenen – zu einem am Leben vollständig beteiligten Erwachsenen –, in dem es sprechen gelernt hatte. Da zu allen wichtigen gesellschaftlichen Transaktionen die direkte mündliche Kommunikation gehörte, bildete die Vervollkommnung der Fähigkeit, zu sprechen und zuzuhören – die im allgemeinen im siebten Lebensjahr erreicht wird –, die Scheidelinie zwischen Kindheit und Erwachsenenalter. Deshalb bestimmte die katholische Kirche das Alter von sieben Jahren, in dem der Mensch von dem Unterschied zwischen Gut und Böse wissen kann, als das Alter der Vernunft. Deshalb wurden Kinder, ebenso wie Erwachsene, für Diebstahl oder Mord gehenkt. Und deshalb gab es auch so etwas wie eine Grundschulerziehung im Mittelalter nicht, denn wo die Biologie die

kommunikative Kompetenz bestimmt, bedarf es einer solchen Bildung nicht. Mit anderen Worten, es gab keine Stufe zwischen dem Kleinkindalter und dem Erwachsenenalter, weil sie nicht vonnöten war. So blieb es bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts.

Damals ereignete sich etwas Außergewöhnliches, wodurch sich nicht nur das religiöse, ökonomische und politische Gesicht Europas veränderte, sondern auch unsere moderne Idee der Kindheit hervorgebracht wurde. Ich meine die Erfindung der Druckerpresse. Und weil manche von Ihnen in wenigen Minuten glauben werden, ich würde die Macht des Fernsehens übertreiben, möchte ich hier ausdrücklich feststellen, daß im Jahre 1450 wohl niemand die geringste Ahnung davon hatte, daß die Druckerpresse unsere Gesellschaft mit solcher Macht prägen würde, wie es dann tatsächlich geschah. Als Gutenberg verkündete, er könne Bücher herstellen »ohne die Hilfe von Rohr, Stylus oder Feder, sondern nur durch wunderbaren Einklang, Proportion und Harmonie von Stempeln und Typen«, da ahnte er nicht, daß seine Erfindung die Autorität der katholischen Kirche untergraben würde. Und doch dauerte es keine achtzig Jahre, bis Martin Luther wirklich behauptete, da Gottes Wort in jedem Hause verfügbar sei, bedürften die Christen nicht länger des Papsttums, um es für sie auszulegen. Und ebensowenig ahnte Gutenberg, daß seine Erfindung eine neue Kategorie von Menschen hervorbringen würde – nämlich die Kinder.

Was Lesen in den beiden Jahrhunderten nach Gutenbergs Erfindung bedeutete, veranschaulicht der Fall zweier Gauner – der eine hieß William, der andere Paul –, die im Jahre 1605 versucht hatten, in das Haus des Earl of Essex einzubrechen. Sie wurden gefaßt und überführt. Und das Urteil, das die hohe Obrigkeit über sie fällte, lautete so: »Besagter Paul liest, soll gebrandmarkt werden; besagter William liest nicht, soll gehängt werden.« Besonders gnädig fiel also auch die Strafe für Paul nicht aus, aber er blieb, anders als William, immerhin am Leben, weil er sich auf das sogenannte »Vorrecht des Klerus« berufen hatte, was bedeutete, daß er wenigstens einen Satz aus einer englischen Bibel lesen konnte. Und diese Fähigkeit *allein* war nach englischem Recht im 17. Jahrhundert Grund genug, ihn mit dem Galgen zu verschonen. Der Leser wird mir wohl zustimmen, wenn ich sage, daß keiner von allen Vorschlägen, wie man Menschen zum Lesen motivieren kann, es mit der englischen Methode des 17. Jahrhunderts aufnehmen kann. Von den 203 Männern, die im Jahre 1644 in Norwich wegen Kapitalverbrechen verurteilt wurden, berief sich ungefähr die Hälfte auf das »Vorrecht des Klerus«, ein Hinweis darauf, daß die Engländer zumindest die gebildetste Halunkenschicht der Weltgeschichte hervorzubringen vermochten.

Aber das war nicht alles. Wie bereits angedeutet, war die Kindheit eine Folge der Ausbreitung von Lesen und Schreiben. Und sie entstand, weil sich die europäische Kultur nach der Erfindung des Buchdrucks in weniger als hundert Jahren in eine Lesekultur verwandelte – und damit auch den Begriff der Erwachsenenheit neu definierte. Erwachsen konnte nur werden, wer lesen konnte. Um in eine Beziehung zu Gott treten zu können, mußte man natürlich imstande sein, die Bibel zu lesen. Wer sich mit Literatur beschäftigen wollte, mußte Romane und Essays lesen können, beides Literaturformen, die ganz und gar von der Druckerpresse hervorgebracht wurden. Unsere frühesten Romanautoren – etwa Richardson und Defoe – waren selbst Drucker. Und als Sir Thomas Morus seine *Utopia* schrieb, gewissermaßen unseren ersten Science-fiction-Roman, da arbeitete er Hand in Hand mit einem Drucker. Um sich in den Naturwissenschaften zu schulen, mußte man nicht unbedingt Latein lesen können, seit Anfang des 17. Jahrhunderts konnte man naturwissenschaftliche Texte auch in der eigenen, der Volkssprache lesen. Sir Francis Bacons *The Advancement of Learning*, erschienen im Jahre 1605, war die erste wissenschaftliche Abhandlung, die ein Engländer auf englisch lesen konnte. Daneben entdeckten die Europäer aufs neue, was schon Platon über das Lesenlernen gesagt hatte, daß es sich nämlich in jungen Jahren am besten bewerkstelligen läßt. Da das Lesen unter anderem ein unbewußter Reflex ebenso wie ein Akt des Wiedererkennens ist,

sollte das gewohnheitsmäßige Lesen in der Phase herausgebildet werden, in der das Gehirn noch mit der Aufgabe beschäftigt ist, die mündliche Sprache zu erwerben. Der Erwachsene, der das Lesen erst lernt, nachdem der mündliche Spracherwerb abgeschlossen ist, wird selten ein gewandter Leser.

Im 16. Jahrhundert bedeutete dies, daß die jungen Menschen von der übrigen Gemeinschaft abgesondert werden mußten, um im Lesen unterrichtet zu werden – oder, um es anders zu formulieren, darin, wie man die Rolle eines Erwachsenen ausfüllt. Vor der Erfindung der Druckerpresse wurden Kinder zu Erwachsenen, indem sie *sprechen* lernten, wozu jeder Mensch biologisch programmiert ist. Nach der Erfindung der Druckerpresse mußten sich die Kinder die Erwachsenenheit *erwerben*, indem sie sich die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben aneigneten, wozu die Menschen nicht biologisch programmiert sind. Deshalb mußten Schulen geschaffen werden. Im Mittelalter gab es so etwas wie eine Grundschulziehung nicht. Im Jahre 1480 gab es beispielsweise in ganz England bloß 34 Schulen. Im Jahre 1660 waren es mehr als 450, alle zwanzig Kilometer eine Schule. Mit der Einrichtung solcher Schulen konnte es nicht ausbleiben, daß man die jungen Leute als eine besondere Kategorie von Menschen ansah, die sich in Geist und Charakter von den Erwachsenen unterschieden. Weil die Schule zur Vorbereitung eines lese- und schreibkundigen Erwachsenen vorgesehen war, sah man in den Heranwachsenden nun keine kleinen Erwachsenen mehr, sondern etwas ganz anderes – ungeformte oder ungebildete Erwachsene. Schulisches Lernen und Kindheit wurden nun miteinander gleichgesetzt. Die Kindheit ihrerseits wurde durch das Besuchen einer Schule definiert, und das Wort *Schuljunge* wurde gleichbedeutend mit *Kind*.

Kurzum, wir fingen an, die Entwicklung des Menschen als eine Abfolge von Stufen zu sehen und die Kindheit darin als die Brücke zwischen dem Säuglings- und Kleinkindalter auf der einen Seite und dem Erwachsenenalter auf der anderen. Während der vergangenen 350 Jahre haben wir unsere Vorstellung von der Kindheit weiterentwickelt und verfeinert; wir haben Institutionen geschaffen und vervollkommen, die sich dem Aufziehen und Unterrichten von Kindern widmen; und wir haben unseren Kindern eine Vorzugsstellung eingeräumt, was sich auch darin zeigt, daß wir davon ausgehen, sie hätten ihre besondere Art zu denken, zu sprechen, sich zu kleiden, zu spielen und zu lernen.

Mit alledem, so glaube ich, hat es nun bald ein Ende, zumindest in Amerika. Und zwar deshalb, weil unsere Kommunikationsumwelt erneut radikal verändert worden ist, diesmal durch die elektronischen Medien, vor allem durch das Fernsehen. Das Fernsehen birgt in sich ein Veränderungspotential, das dem der Druckerpresse ebenbürtig und vielleicht sogar genauso groß ist wie das des Alphabets selbst. Und ich stelle die Behauptung auf, daß das Fernsehen, unterstützt von anderen Medien, wie Radio, Film und Schallplatte, die Macht hat, das Ende der Kindheit herbeizuführen.

Und so vollzieht sich dieser Wandel: Zunächst einmal ist das Fernsehen im Kern nicht-sprachlich; es stellt Informationen vor allem in visuellen Bildern dar. Obwohl man im Fernsehen auch Sprache hört und diese mitunter sogar Wichtigkeit erlangt, ist es doch so, daß die Leute im wesentlichen *fernsehen*. Und was sie sehen, sind bewegte, ständig wechselnde Bilder – bis zu 1200 verschiedene in einer Stunde. Die durchschnittliche Länge einer Einstellung in den Sendungen der großen amerikanischen Fernsehgesellschaften liegt bei 3,5 Sekunden; in einem Werbespot liegt sie bei 2,5 Sekunden. Auf analytisches Entschlüsseln kommt es dabei kaum an. Fernsehen in Amerika bedeutet fast ausschließlich Wiedererkennung von Mustern. Ich will damit sagen, daß das Fernsehen als *symbolische Form* keine besondere Unterweisung oder Anleitung voraussetzt. In Amerika fangen die Kinder mit 18 Monaten an fernzusehen, und mit 36 Monaten fangen sie an, Fernsehbilder zu verstehen und auf sie zu reagieren. Sie haben ihre Lieblingsfiguren, singen Erkennungsmelodien, die sie hörten, und verlangen nach den Produkten, deren Reklame sie gesehen haben. Eine vorbereitende Schulung als Vorausset-



zung zum Fernsehen ist nicht erforderlich. Etwas, das dem Lesebuch in der Schule entspräche, wird vom Fernsehen nicht benötigt. Fernsehen setzt keine Fertigkeiten voraus und fördert auch keine. Deshalb sind Sie heute kein besserer Fernsehzuschauer als vor fünf oder zehn Jahren. Und deshalb gibt es im Fernsehen so etwas wie ein Kinderprogramm in Wirklichkeit nicht. Alles ist für alle da. Was die symbolische Form angeht, ist *Denver* genauso schwer oder genauso leicht zu begreifen wie *Sesamstraße*. Anders als Bücher, die in ihrer syntaktischen und lexikalischen Komplexität deutlich variieren und sich entsprechend den Fähigkeiten des Lesers einstufen lassen, liefert das Fernsehen seine Informationen in einer Form, die für jeden gleichermaßen zugänglich ist. Und deshalb sehen Erwachsene und Kinder häufig dieselben Sendungen. Und für diejenigen, die glauben, Kinder und Erwachsene säßen zumindest zu unterschiedlichen Tageszeiten vor dem Fernseher, möchte ich hinzufügen, daß nach dem Buch *Remote Control* von Frank Mankiewicz an jedem Tag des Jahres zwei Millionen amerikanische Kinder zwischen 23 Uhr 30 und 2 Uhr morgens fernsehen.

Das Fernsehen löscht also die Trennungslinie zwischen Kindheit und Erwachsenenalter auf doppelte Weise aus – zum einen, weil keine Unterweisung erforderlich ist, um seine Form zu begreifen, und zum anderen, weil es sein Publikum nicht gliedert. Allen teilt es dieselben Informationen mit, gleichzeitig und ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht, Bildungsniveau oder ein etwaiges früheres Sklavendasein.

Aber es löscht diese Trennungslinie noch auf andere Weise aus. Man könnte sagen, der Hauptunterschied zwischen einem Erwachsenen und einem Kind bestehe darin, daß der Erwachsene von bestimmten geheimnisvollen, widersprüchlichen, gewalttätigen, tragischen Seiten des Lebens weiß, von denen Kinder nach allgemeiner Auffassung noch nichts wissen sollten. Wenn die Kinder dann heranwachsen, enthüllen wir ihnen diese Geheimnisse auf eine Weise, die wir für psychologisch verträglich halten. Deshalb gibt es Kinderliteratur. Das Fernsehen jedoch macht es ganz unmöglich, solche Vorkehrungen zu treffen. Weil das Fernsehen in Amerika praktisch rund um die Uhr sendet, verlangt es ständig Nachschub an neuen, interessanten Informationen. Dies bedeutet, daß alle Erwachsenenengeheimnisse – gesellschaftliche, sexuelle, medizinische und so weiter – enthüllt werden müssen. Das Fernsehen zwingt die Kultur, alle ihre Geheimnisse zu offenbaren. Auf seiner Suche nach neuen, sensationellen Informationen, mit denen es sein Publikum fesseln will, zapft das Fernsehen jedes bestehende Tabu in der Kultur an: Inzest, Ehescheidung, Promiskuität, Korruption, Ehebruch, Sadismus – alles ist bloß noch Thema für diese oder jene Fernseh-Show. Und dabei verliert natürlich jedes dieser Themen den Charakter eines Erwachsenenengeheimnisses.

Vor einigen Jahren, in einer Sendung mit dem Titel *The Vidal Sasoon Show*, die inzwischen zum Glück wieder von der Bildfläche verschwunden ist, ist mir ein drastisches Beispiel für das begegnet, wovon ich hier spreche. Vidal Sasoon ist ein bekannter Friseur, und seine TV-Show bestand aus einer Mischung von Kosmetiktips, Ernährungs- und Gesundheitsratschlägen und Populärpsychologie. Kurz vor einer Reklameeinblendung hatte Sasoon gerade noch Zeit, in die Erkennungsmelodie hinein zu verkünden: »Schalten Sie nicht um. Wir sind gleich wieder da, mit einer phantastischen neuen Diät und danach einem kurzen Blick auf den Inzest.«

Unnachgiebig enthüllt und trivialisiert das Fernsehen alles Private und alles, was das Schamgefühl zurückhält. Die Themen des Beichtstuhls und der Psychologenpraxis werden heutzutage auf dem freien Markt erörtert. Sehr bald werden wir und unsere Kinder miterleben dürfen, wie das kommerzielle Fernsehen erste Versuche mit der Präsentation von Nacktheit macht, die wahrscheinlich niemanden schockieren wird, weil die TV-Werbepots schon seit Jahren eine Art von soft-core-Pornographie darbieten, zum Beispiel in der Reklame für Marken-Jeans. Und da wir gerade bei den Werbepots sind – auch die eine Million Werbepots, die amerikanische Jugendliche in den ersten zwanzig Jahren ihres Lebens sehen, leisten ihren Beitrag zur Offenbarung der Geheimnisse, die

früher einmal dem Reich der Erwachsenen vorbehalten waren – vom Vaginalspray über die Lebensversicherung bis zu den Ursachen für Ehekonflikte. Und auch die Beiträge der Fernsehnachrichten sollten wir hier nicht übergehen, jener merkwürdigen Unterhaltungsveranstaltungen, die den jungen Menschen das Versagen und den Wahnsinn von Erwachsenen Tag für Tag vor Augen führen.

Infolgedessen lassen sich Arglosigkeit und Unschuld der Kindheit nicht mehr aufrechterhalten; aus diesem Grund sind auch bereits die Kinder aus dem Fernsehen verschwunden. Ist Ihnen schon aufgefallen, daß alle Kinder im Fernsehen als kleine Erwachsene dargestellt werden, genau wie auf den Bildern des 13. und 14. Jahrhunderts? Schauen Sie sich irgendeine Seifenoper, eine Familiensendung oder eine Fortsetzungsserie an, und Sie werden Kinder sehen, die sich in ihrer Sprache, ihrer Kleidung, ihrer Sexualität, ihren Interessen in nichts von den Erwachsenen in derselben Sendung unterscheiden.

Und doch wäre es jetzt, da das Fernsehen die traditionelle Vorstellung von Kindheit nach und nach unsichtbar werden läßt, nicht ganz richtig zu behaupten, das Fernsehen tauche uns nun allesamt unterschiedslos in die Welt der Erwachsenen. Es verwendet vielmehr das Material dieser Erwachsenenwelt, um auf dieser Grundlage einen ganz neuen Menschentyp zu entwerfen. Wir könnten ihn den Kind-Erwachsenen nennen. Aus Gründen, die teils damit zu tun haben, daß das Fernsehen jeden zu erreichen vermag, teils damit, daß seine symbolische Form jedem zugänglich ist, und teils damit, daß seine Grundlage der Kommerz ist, propagiert es viele Einstellungen, die wir mit Kindlichkeit assoziieren – zum Beispiel ein zwanghaftes Verlangen nach unmittelbarer Wunscherfüllung, Achtlosigkeit gegenüber den Folgen des eigenen Handelns, eine ebenso zielwie wahllose Vertiefung in den Konsum. Das Fernsehen scheint eine aus drei Altersgruppen bestehende Bevölkerung zu bevorzugen: am einen Ende das Säuglingsalter, am anderen das Greisenalter, dazwischen eine Gruppe von unbestimmtem Alter, wo jeder zwischen zwanzig und dreißig Jahre alt ist und es bleibt, bis ihn die Altersschwäche überkommt.

In diesem Zusammenhang möchte ich an einen Werbespot erinnern, in dem es um eine bestimmte Seifenmarke geht. Wir sehen eine Mutter und eine Tochter und sollen nun raten, wer die Mutter und wer die Tochter ist. Ich halte dies für ein aufschlußreiches soziologisches Indiz, denn hier wird uns mitgeteilt, daß es in unserer Kultur für wünschenswert gilt, daß eine Mutter nicht älter aussieht als ihre Tochter oder daß eine Tochter nicht jünger aussieht als ihre Mutter. Ob dies nun bedeutet, daß die Kindheit oder daß das Erwachsenenalter verschwindet – beides läuft auf das gleiche hinaus, denn wo es keine klare Vorstellung davon gibt, was es heißt, erwachsen zu sein, gibt es auch keine Vorstellung von Kindheit.

Wie immer man die Verwandlung, die sich da vollzieht, beschreiben will, es ist jedenfalls offenkundig, daß sich Erwachsene und Kinder in ihrem Verhalten, ihren Einstellungen, ihren Wünschen und sogar in ihrer körperlichen Erscheinung immer weniger voneinander unterscheiden lassen. Es gibt zum Beispiel heute kaum noch einen Unterschied zwischen den Verbrechen von Erwachsenen und denen, die von Kindern begangen werden – und in vielen amerikanischen Bundesstaaten werden sie auch auf dieselbe Weise bestraft. Nur ein Indiz: Zwischen 1950 und 1985 hat die Zahl der von Jugendlichen unter 15 Jahren begangenen Delikte, die das FBI als »Schwerverbrechen« einstuft, um 11.000 Prozent zugenommen! Auch in der Kleidung gibt es kaum Unterschiede. Die Kinderbekleidungsindustrie hat in den letzten fünfzehn Jahren einen tiefgreifenden Wandel durchgemacht, so daß jene Modeformen, die früher eindeutig als »Kinderkleider« erkennbar waren, heute praktisch verschwunden sind. Elfjährige Jungen tragen auf Geburtstagspartys Anzüge mit Weste, und einundsechzigjährige Männer tragen zum gleichen Anlaß Jeans. Zwölfjährige Mädchen laufen mit Stöckelschuhen herum, zweiundfünfzigjährige Männer mit Turnschuhen. Auf den Straßen von New York und Chi-

cago sieht man erwachsene Frauen mit Söckchen und imitierten Kinderlackschuhen, und auch der Minirock, dieses augenfälligste und peinlichste Beispiel für die Nachahmung einer Kindermode durch die Erwachsenen, ist wieder aufgetaucht.

Ein anderes Beispiel: Kinderspiele, die früher überaus phantasie reich und vielfältig und so ganz und gar ungeeignet für Erwachsene waren, schwinden mehr und mehr. Einrichtungen wie der Little League Baseball und der Peewee Football werden nicht nur von Erwachsenen überwacht, auch in ihrer Organisation und in ihrem emotionalen Stil entsprechen sie ganz dem Profi-Sport. Schnellimbißgerichte, die früher nur für den un-differenzierten Geschmack und die eisernen Mägen von Jugendlichen geeignet schienen, sind heute auch für Erwachsene eine gebräuchliche Kost. Man hat schon vergessen, daß man von Erwachsenen früher einmal annahm, sie hätten in Fragen des Essens einen entwickelteren Geschmack als Kinder; die Werbespots von McDonald's und Burger King zeigen uns, daß dieser Unterschied nicht mehr relevant ist. Auch die Sprache von Kindern und Erwachsenen hat sich verändert, so daß die Vorstellung, es könnte Wörter geben, die Erwachsene in Gegenwart von Kindern nicht verwenden sollten, heutzutage ein wenig lächerlich wirkt. Angesichts der unnachgiebigen Enthüllung aller Erwachsenen-geheimnisse durch das Fernsehen lassen sich sprachliche Geheimnisse nur schwer bewahren, und es erscheint mir nicht unvorstellbar, daß wir in naher Zukunft wieder bei der Situation des 13. und 14. Jahrhunderts angelangt sind, wo es Wörter, die für junge Ohren untauglich waren, nicht gab.

Selbstverständlich läßt sich mit Hilfe moderner Verhütungsmittel das sexuelle Verlangen von Erwachsenen und Kindern ohne größere Beschränkungen und ohne ernsthaftes Verständnis für seine Bedeutung befriedigen. Hier hat das Fernsehen eine Rolle von enormer Bedeutung übernommen, denn es hält die gesamte Bevölkerung nicht nur in einem Zustand hoher sexueller Spannung, es propagiert auch eine Art von Egalitarismus der sexuellen Erfüllung: Aus einem dunklen, tiefen Erwachsenen-geheimnis wird die Sexualität in ein Produkt verwandelt, das für jeden erhältlich ist, so wie ein Mundwasser oder ein Deodorant. Ich sollte hier noch erwähnen, daß es eine zusehends stärker werdende Bewegung gibt, die sich für eine Neuformulierung der gesetzlichen Rechte von Kindern im Sinne einer Angleichung an die Rechte der Erwachsenen einsetzt. Ihre Stoßkraft bezieht diese Bewegung, die sich zum Beispiel gegen die Schulpflicht wendet, aus der These, daß der angeblich bevorzugte Status der Kinder in Wirklichkeit nur auf eine Unterdrückung hinausläuft, die ihnen eine umfassende Teilnahme am gesellschaftlichen Leben vorenthält.

Alles das, so scheint mir, besagt, daß unsere Kultur der Kindheit immer weniger Chancen läßt und ihr immer mehr von ihrer Daseinsberechtigung nimmt. Ich bin nicht so verbohrnt anzunehmen, das Fernsehen allein sei für diesen Wandel verantwortlich. Der Niedergang der Familie, der Verlust eines Gefühls von Verwurzelung – in jedem Jahr ziehen 40 Millionen Amerikaner um – und die technologisch bedingte Sinnentleerung weiter Bereiche der Erwachsenenarbeit spielen ebenfalls eine Rolle. Aber das Fernsehen schafft meiner Ansicht nach einen Kommunikationskontext, der dem Gedanken Vorschub leistet, Kindheit sei weder wünschenswert noch notwendig; ja, sogar dem Gedanken, daß wir Kinder gar nicht brauchen. Wenn ich vom Ende der Kindheit spreche, meine ich natürlich nicht, daß die Kinder im physischen Sinne verschwinden, wenngleich auch dies geschieht. Schon seit einem Jahrzehnt geht die Geburtenrate in Nordamerika zurück, weshalb jetzt überall im Land Schulen geschlossen werden. Und damit komme ich zum letzten Merkmal des Fernsehens, das erwähnt zu werden verdient: Die *Idee* der Kindheit umfaßt auch eine Vision der Zukunft. Kinder sind lebende Botschaften, die wir einer Zukunft übermitteln, welche wir selbst nicht mehr erleben werden. Aber das Fernsehen vermag einen Sinn für die Zukunft oder auch einen Sinn für die Vergangenheit nicht mitzuteilen. Es ist ein gegenwartszentriertes, lichtgeschwindes Medium. Alles, was wir im Fernsehen sehen, erleben wir so, als würde es *jetzt* geschehen,

und deshalb muß man uns – mit Hilfe der Sprache – sagen, daß das Video-Tape, das wir da sehen, schon vor Monaten hergestellt worden ist. Die Grammatik des Fernsehens weist nichts auf, was dem Imperfekt oder dem Futur in der Sprache entspräche. So bläht es die Gegenwart über die Maßen auf und macht aus dem kindlichen Verlangen nach unmittelbarer Wunscherfüllung einen Lebensstil. Und schließlich gelangen wir zu dem, was Christopher Lasch die »Kultur des Narzißmus« nennt – eine Kultur ohne Zukunft, ohne Kinder, in der jeder festgelegt ist auf ein Alter zwischen zwanzig und dreißig.

Wie ich eingangs gesagt habe, halte ich das, was ich hier beschrieben habe, für eine Katastrophe – teils, weil ich den Charme, die Neugier, die geschmeidige Formbarkeit und die Unschuld der Kinder für etwas sehr Wertvolles erachte. Und teils, weil ich glaube, daß Erwachsene erst Kinder gewesen sein müssen, bevor sie erwachsen werden können. Denn sonst bleiben sie ihr Leben lang wie die Kind-Erwachsenen des Fernsehens – ohne Zugehörigkeitsgefühl, unfähig zu dauerhaften Beziehungen, ohne Sinn für Grenzen und ohne Verständnis für die Zukunft. Für eine Katastrophe halte ich es aber vor allem deshalb, weil uns, indem die Fernsehkultur die Grenze zwischen dem Kind und dem Erwachsenen abschafft, indem sie alle Geheimnisse der Gesellschaft abschafft, indem sie unsere Vorstellungen von Zukunft und die Wertschätzung von Selbstbeherrschung und Disziplin untergräbt, anscheinend der Rückfall in eine mittelalterliche Gefühlswelt bevorsteht, aus der uns der Umgang mit Schrift und Buch befreit hatte.

Trotz dem, was ich eingangs gesagt habe, möchte ich nicht mit einer hoffnungslosen Note schließen. Zum Schluß möchte ich vielmehr einen möglicherweise tröstlichen Ausblick bieten: Im 5. Jahrhundert v. Chr. war Athen im Begriff, sich aus einer Kultur der Mündlichkeit in eine Schriftkultur zu verwandeln. Aber der große Lehrer der Athener, Sokrates, fürchtete das geschriebene Wort und verspottete es. Sokrates schrieb bekanntlich keine Bücher, und wären nicht Platon und Xenophon gewesen, so wüßten wir wohl fast nichts über ihn. In einem seiner bis heute bedeutendsten Gespräche, im *Phaidros*, behauptet Sokrates, die gesprochene Sprache sei als Form am besten geeignet, ernsthafte Gedanken, anmutige Gedichte und echte Frömmigkeit auszudrücken. Er behauptet weiter, das Schreiben werde schließlich die Merkfähigkeit und die dialektischen Fähigkeiten und den Begriff des Privaten unterminieren. Mit all diesen Prophezeiungen hat er recht behalten. Aber anders als sein Schüler Platon sah er eines nicht: daß nämlich das Schreiben ganz neuartige und wunderbare Möglichkeiten für den Intellekt hervorgebracht hat. Sokrates hatte also zwar recht, aber seine Voraussicht war begrenzt. Ohne mich mit Sokrates vergleichen zu wollen, möchte ich zum Schluß nur dies noch sagen: Obwohl ich das von mir entworfene Bild für zutreffend halte, hoffe ich aufrichtig, daß meine Voraussicht, wie die des Sokrates, begrenzt ist und daß sich das Fernsehzeitalter als ein Segen erweisen wird.

Aber ich bezweifle es.

## Zukunftsschrott

Um die Mitte des Jahres 1963 hielten mein Kollege Charles Weingartner und ich einen Vortrag mit verteilten Rollen vor dem National Council of Teachers of English. In diesem Vortrag bedienten wir uns des Ausdrucks »Zukunftsschock«, um die durch einen raschen technologischen Wandel ausgelösten gesellschaftlichen Lähmungserscheinungen zu bezeichnen. Meines Wissens waren wir die ersten, die diesen Ausdruck auf einem öffentlichen Forum benutzten. Natürlich war weder Weingartner noch ich so schlau, ein Buch mit dem Titel *Zukunftsschock* zu schreiben, und alles Verdienst dafür, einen guten Titel zu erkennen, wenn man ihm begegnet, gebührt Alvin Toffler.

Ich erwähne das hier nicht, um über verlorene Tantiemen zu klagen, sondern weil ich erklären möchte, warum ich mich für berechtigt halte, diesen Titel in der Überschrift dieses Essays zu parodieren. Da ich einer der ersten war, die die Öffentlichkeit wegen des Zukunftsschocks in Unruhe versetzt haben, ist es mir vielleicht auch gestattet, als einer der ersten die Öffentlichkeit über die Verschrottung der Zukunft in Unruhe zu versetzen.

Zukunftsschrott ist meine Bezeichnung für eine kulturelle Situation, die durch eine schnell fortschreitende Erosion der kollektiven Intelligenz gekennzeichnet wird. Zukunftsschrott ist genau das, was nach dem Zukunftsschock kommt. Während der Zukunftsschock verwirrte, entschlüssellose, psychisch entwurzelte Menschen hervorbringt, produziert der Zukunftsschrott eine gewaltige Masse mittelmäßiger, halbgebildeter Menschen.

Ich möchte hier genau beschreiben, was ich unter Zukunftsschrott verstehe, und, so gut ich kann, erklären, warum er sich unter uns so breit gemacht hat. Ich fürchte, daß ich auch in diesem Fall nicht zu sagen vermag, was wir gegen ihn ausrichten können. Ich jedenfalls kann nichts weiter tun, als auf ein Problem unserer Kultur aufmerksam zu machen, und wenn ich hoffe, daß der Leser dies alles über sich ergehen lassen wird, dann baue ich auf seinen guten Willen, seine Geduld und sein staatsbürgerliches Verantwortungsbewußtsein.

So möchte ich denn mit der Feststellung beginnen, daß die menschliche Vernunft eines der zerbrechlichsten Dinge in der Natur ist. Viel braucht es nicht, um sie abzulenken, zu unterdrücken oder gar zu vernichten. In diesem Jahrhundert haben wir einige niederschmetternde Beispiele dafür erlebt, wie leicht und rasch die Vernunft von einem ihrer Todfeinde – Unwissen, Aberglauben, moralischer Übereifer, Brutalität, Feigheit, Unachtsamkeit – besiegt werden kann. Deutschland zum Beispiel war in den späten zwanziger Jahren in jeder Hinsicht das am meisten gebildete und kultivierte Land der Erde. Seine legendären Horte der Bildung zogen Gelehrte aus allen Weltgegenden an. Deutsche Philosophen, Gesellschaftskritiker und Naturwissenschaftler standen an der Spitze ihrer Fächer; für weniger begünstigte Nationen waren die humanen Traditionen Deutschlands eine Quelle der Inspiration.

Aber um die Mitte der dreißiger Jahre – also in weniger als zehn Jahren – hatte sich diese Kathedrale menschlicher Vernunft in eine Jauchegrube barbarischer Irrationalität verwandelt. Viele der bedeutendsten Repräsentanten der deutschen Kultur wurden zur Flucht gezwungen – zum Beispiel Einstein, Freud, Karl Jaspers, Thomas Mann und Stefan Zweig. Diejenigen, die blieben, mußten ihre Vernunft unter das Joch eines primitiven Aberglaubens beugen: Konrad Lorenz, Werner Heisenberg, Martin Heidegger, Gerhart Hauptmann – und manche taten es sogar freiwillig. Am 10. Mai 1933 wurde in Berlin ein gewaltiger Scheiterhaufen entzündet, und unter Ausrufen idiotischer Verzückung wurden die Bücher von Marcel Proust, Andre Gide, Emile Zola, Jack London,

Upton Sinclair und hundert anderen den Flammen übergeben. 1936 gab Joseph Goebbels, der deutsche Propagandaminister, einen Erlass heraus, der mit folgenden Worten begann: »Weil dieses Jahr keine Verbesserung der Kunstkritik gebracht hat, verbiete ich mit Wirkung vom heutigen Tage ein für allemal die Fortführung der Kunstkritik in ihrer bisherigen Form.« Niemand in Deutschland hatte 1936 noch den Verstand oder den Mut, dagegen etwas zu sagen.

Aus welchen genauen Gründen die Deutschen die Vernunft mit einem Bann belegten, ist eine schwierige, weitgehend unbeantwortete Frage. Der Hinweis auf die ökonomische Depression, die Deutschland in den zwanziger Jahren heimsuchte, hat mich als Erklärung für das Geschehene nie überzeugt. Um Aristoteles zu zitieren: Menschen werden nicht zu Tyrannen, um es warm zu haben. Und sie werden deshalb auch nicht dumm – jedenfalls nicht *so* dumm. Aber dieses Problem soll uns hier nicht weiter beschäftigen. Ich erwähne den Fall Deutschland nur als das herausragende Beispiel für die Zerbrechlichkeit der menschlichen Vernunft. Ich schreibe über das Amerika von heute und möchte Sie wegen der raschen Erosion unserer eigenen Vernunft in Unruhe versetzen. Wenn Sie voller Zuversicht darauf vertrauen, daß etwas Derartiges bei uns nicht geschehen kann, dann ist Ihre Zuversicht, wie ich meine, fehl am Platze, aber sie ist verständlich.

Schließlich ist Amerika eines der wenigen Länder auf dieser Welt, das von Intellektuellen gegründet wurde – Männern mit einer umfassenden Bildung, mit außerordentlichen rhetorischen Fähigkeiten und einem tiefen Glauben an die Vernunft. Und obwohl auch wir unsere Anfälle von Anti-Intellektualismus hatten, hat sich doch bei der Förderung von Vernunft und Bildung kaum ein Volk großzügiger gezeigt als die Amerikaner. Amerika hat jenes große Experiment einer Bildung für die Massen begonnen, um das uns die Welt bis auf den heutigen Tag beneidet. Amerikas Kirchen haben den Grundstein zu unserem bewundernswerten System der höheren Bildung gelegt. Der *Land-Grant Act*, das Landzuteilungsgesetz von 1862, hat die Errichtung unserer großen State Universities ermöglicht, und nach Amerika sind die Gelehrten und Schriftsteller geflohen, als die Gedankenfreiheit in ihren eigenen Ländern abgeschafft wurde. Deshalb hat Henry Steele Commager, der große Geschichtsschreiber der amerikanischen Zivilisation, Amerika das »Reich der Vernunft« genannt, er meinte allerdings das Amerika des 18. und 19. Jahrhunderts. Welchen Namen er dem Amerika von heute geben würde, kann ich nicht sagen. Aber er hat, wie andere auch, eine Veränderung festgestellt, einen rasenden Verfall in unserer Wertschätzung der Vernunft, in unserem Umgang mit der Sprache, in den Disziplinen von Logik und Argument, in unserer Fähigkeit, mit Komplexität zurechtzukommen. Vielleicht würde er mir darin zustimmen, daß das Reich der Vernunft tatsächlich verschwunden ist, daß die Vernunft im heutigen Amerika verschrottet wird.

Ich jedenfalls möchte Sie hierauf aufmerksam machen: auf die beängstigende Verdrängung eines vernunftgeprägten öffentlichen Diskurses in der amerikanischen Kultur durch etwas, das man in seiner Fixiertheit aufs Bild und in seiner Trivialität als Showbusiness bezeichnen kann. Wenn ich fertig bin, werden Sie hierüber hoffentlich genauso beunruhigt sein, wie ich es bin.

Natürlich, dies möchte ich hier sofort betonen, glaube ich nicht, daß der Niedergang des vernunftgeprägten Diskurses in Amerika in eine Barbarei mündet, wie sie in Deutschland ihre Blüten trieb. Gelehrte, so glaube ich, werden aus Amerika niemals flüchten müssen. Es wird auch keine Scheiterhaufen für Bücher geben. Und einen Erlass, der ein für allemal die Kunstkritik oder irgendeine andere Art von Kritik verbietet, kann ich mir nicht vorstellen. Aber dies ist kein Anlaß zur Selbstzufriedenheit und erst recht kein Anlaß zum Feiern. Eine Kultur braucht die Gelehrten nicht zur Flucht zu zwingen, um sie ohnmächtig zu machen. Eine Kultur braucht Bücher nicht zu verbrennen, um dafür zu sorgen, daß sie nicht gelesen werden. Und eine Kultur braucht auch nicht die Erlasse

eines Propagandaministers, um die Kritik zum Schweigen zu bringen. Es gibt ganz andere Bahnen in den Stumpfsinn, und es scheint, daß Amerika hier, wie in so vielen anderen Dingen, seinen eigenen Weg geht.

Um zu erläutern, worauf ich hinauswill, möchte ich kurz auf zwei Filme eingehen, die, wenn man sie zusammennimmt, die Grundlinien meiner These veranschaulichen. Der erste Film ist neueren Datums; sein Titel lautet *The Gods Must be Crazy* (Die Götter müssen verrückt sein). Er handelt von einem Eingeborenenstamm in der Kalahari-Wüste im südlichen Afrika und davon, was mit der Kultur dieses Stammes geschieht, als eine leere Coca-Cola-Flasche in sie eindringt. Die Cola-Flasche taucht eines Tages auf, als ein Pilot mit seinem kleinen Flugzeug das Dorf überfliegt und die Flasche gerade in diesem Augenblick aus dem Fenster wirft. Sie landet mitten im Dorf, und die freundlichen Leute dort sehen in ihr ein Geschenk der Götter, denn sie haben zuvor nie eine Flasche und auch noch nie Glas zu Gesicht bekommen. Sofort sind sie von diesem Geschenk völlig verzaubert – nicht nur, weil es etwas Neues ist. Wie sich herausstellt, kann man mit der Flasche mancherlei anfangen, am wichtigsten aber ist die Musik, die sie von sich gibt, wenn man in sie hineinbläst.

Doch allmählich kommt es innerhalb des Stammes zu einer Veränderung. Alles Denken und Tun dreht sich nur noch um die Flasche. Sie betrachten, sie in Händen halten, sich ausdenken, was man mit ihr anfangen kann – dergleichen verdrängt alle anderen Betätigungen, die man früher für wichtig hielt. Es kommt noch etwas hinzu: Die Cola-Flasche ist in der Welt dieser Leute das einzige Ding, von dem es nur ein Exemplar gibt. Und deshalb wollen es die, die es nicht haben, dem wegnehmen, der es hat. Der aber will es nicht hergeben. Eifersucht, Habgier und sogar Gewalt betreten den Schauplatz, und fast kommt es so weit, daß sie die Harmonie zerstören, die diese Kultur seit tausend Jahren kennzeichnete. Die Menschen beginnen, ihre Flasche mehr zu lieben als sich selbst, und sie werden nur gerettet, weil der Stammeshäuptling, überzeugt davon, daß die Götter verrückt sein müssen, den Göttern ihre Flasche zurückgibt, indem er sie von einer Bergspitze in die Tiefe schleudert.

Der Film ist sehr witzig, aber auch sehr weise, vor allem weil er ein Thema behandelt, das die Menschen in Chicago oder Los Angeles oder New York ebenso angeht wie die in der Kalahari-Wüste. Der Film stellt zwei für unsere gegenwärtige Situation äußerst wichtige Fragen. Erstens: Wie verändert sich eine Kultur, wenn neue Technologien Eingang in sie finden? Zweitens: Ist es immer wünschenswert, daß sich eine Kultur den Anforderungen neuer Technologien anpaßt? Der Häuptling des Kalahari-Stammes war gezwungen, sich diese Fragen in einer Weise zu stellen, wie die Amerikaner es niemals getan haben und nie tun wollten. Und weil sein Blick nicht durch den Glauben an das, was die Amerikaner »technischen Fortschritt« nennen, verstellt wird, kann er, auch wenn er sich ein wenig unbehaglich in seiner Haut fühlt, zu dem Schluß gelangen, daß die Melodien der Cola-Flasche nicht so verlockend sind, daß man ihretwegen dem Neid, dem Egoismus und der Habgier Einlaß in eine friedliche Kultur gewähren sollte.

Der zweite für meine These relevante Film ist erheblich älter, er stammt aus dem Jahre 1967. Es ist der erste Film von Mel Brooks, *The Producers* (Frühling für Hitler), eine ziemlich grobgestrickte Komödie um ein bitteres Schelmenstück: Ein skrupelloser Theaterproduzent hat herausgefunden, daß man relativ leicht einen Haufen Geld verdienen kann, wenn man ein Stück produziert, das durchfällt. Man muß nur ein paar Dutzend Geldgeber dazu bringen, in das Stück zu investieren, indem man ihnen exorbitante Prozentanteile an den Gewinnen in Aussicht stellt. Wenn das Stück durchfällt, gibt es keine Gewinne zu verteilen, und der Produzent macht sich mit Tausenden von Dollars davon, die niemals zurückgefordert werden können. Das eigentliche Problem, das er lösen muß, besteht nun darin, sicherzustellen, daß sein Stück wirklich ein katastrophaler Reinfall wird. Da kommt ihm ein glänzender Gedanke. Er wird sich die tragischste und bizarrste Geschichte unseres Jahrhunderts vornehmen – den Aufstieg Adolf Hitlers – und daraus ein Musical machen. Um zu ermessen, wie glänzend dieser Gedanke ist,

d daraus ein Musical machen. Um zu ermessen, wie glänzend dieser Gedanke ist, muß man sich in Erinnerung rufen, daß Hitlers Karriere nicht nur unmittelbar zur Ermordung von sechs Millionen Juden, darunter eineinhalb Millionen Kindern, führte, sondern auch zum Tod von vielleicht 50 Millionen Menschen in Rußland, Polen, Dänemark, Holland, Frankreich, Norwegen, Griechenland, der Tschechoslowakei, Belgien, Jugoslawien, England und Amerika. Mit anderen Worten, Hitler löste einen weltweiten Holocaust aus. Weil der Produzent nur ein Betrüger, aber kein Flachkopf ist, nimmt er an, daß die Zuschauer sofort erkennen werden, was für ein Irrsinn es ist, aus diesem Stoff ein Musical zu machen, und daß sie sogleich in sprachloser Wut den Saal verlassen werden. So nennt er denn sein Stück *Frühling für Hitler*, und dies ist auch der Titel des wichtigsten Songs. Dieser Song beginnt so:

Frühling für Hitler und Deutschland  
Winter für Polen und Frankreich.

Die Melodie ist eingängig, und während der Song erklingt, tanzt eine Truppe fröhlicher Chorus-Girls dazu. Wohlgemerkt, *Frühling für Hitler* ist keine Parodie auf Hitler, wie Charlie Chaplins Film *Der große Diktator*. Das Stück ist vielmehr eine Art Verleugnung Hitlers durch Schlager und Tanz, so als wollte man sagen: Es war doch alles bloß Spaß.

Das Ende ist unschwer zu erraten. Den Zuschauern gefällt das Stück, und beim Verlassen des Theaters summen sie »Frühling für Hitler«. Das Stück wird ein Riesenerfolg. Der Produzent wandert ins Gefängnis. Er wollte die anderen für dumm verkaufen, aber am Ende ist er selbst der Dumme. In Wirklichkeit allerdings, so will uns Brooks zeigen, sind wir die Dummen. Obwohl der Film gedreht worden ist, bevor ein Filmschauspieler Präsident der Vereinigten Staaten wurde, hat Brooks in diesem Zusammenhang eine Prophezeiung gemacht – daß nämlich die Produzenten der amerikanischen Kultur unsere Geschichte, unsere Politik, unsere Religion, unsere Wirtschaft, unser Bildungswesen zusehends in ebenso viele Sparten von Entertainment verwandeln werden und daß wir dabei zu einem oberflächlichen Volk werden, unfähig, mit Komplexität, Mehrdeutigkeit, Ungewißheit und vielleicht gar mit der Realität selbst zurechtzukommen. Kurz, wir werden zu einem Volk, das sich in die Dummheit hineinamüsiert.

Diejenigen Leser, die nicht bereit sind, Mel Brooks so ernst zu nehmen, wie ich es tue, möchte ich daran erinnern, daß dieselbe Prophezeiung, die ich ihm hier zuschreibe, schon vor vielen Jahren von einem Beobachter der Gesellschaft gemacht wurde, dessen Wort vielleicht mehr Gewicht hat als das von Mel Brooks. Ich meine Aldous Huxley, dessen Roman *Schöne neue Welt* im Jahre 1932 veröffentlicht wurde. Dieses Datum ist wichtig, weil Huxley sein Buch in der gleichen Zeit schrieb, in der auch die Monumente der modernen Dummheit und des modernen Anti-Intellektualismus errichtet wurden: der Nazismus in Deutschland, der Faschismus in Italien, der Kommunismus in der Sowjetunion. Aber Huxley beschäftigte sich in seinem Buch nicht mit solchen kruden, grobschlächtigen Formen von intellektuellem Selbstmord. Er blickte weit über sie hinaus, und zwar, wie ich hinzufügen möchte, vor allem nach Amerika. Genauer gesagt, für ihn ging die schwerste Bedrohung für die Vernunft und die menschliche Kreativität unserer Kultur nicht von einem Großen Bruder und einem Propagandaminister, nicht von einem Gulag und nicht von den Konzentrationslagern aus. Er prophezeite, wenn man so will, daß auch in der Coca-Cola-Flasche eine Tyrannei lauert; er glaubte, nicht nur das, wovor wir Angst haben und was wir hassen, könne uns zugrunde richten, sondern auch das, was wir begrüßen und lieben – das, was wir als ein Geschenk der Götter ansehen.

Und für den Fall, daß jemand ihn im Jahre 1932 nicht verstanden haben sollte, schrieb Huxley 1960 sein Buch *Dreißig Jahre später oder Wiedersehen mit der »Schönen neuen Welt«*. Zu dieser Zeit war auch Orwells Roman *1984* längst erschienen, und Huxley kam gar nicht umhin, sein Buch mit dem von Orwell zu vergleichen. Der Unterschied,



so sagte er, besteht darin, daß die Menschen in Orwells Buch kontrolliert werden, indem man ihnen Schmerz zufügt. In *Schöne neue Welt* werden sie dadurch kontrolliert, daß man ihnen Vergnügen zufügt.

Und nun möchte ich meine These formulieren.

Die Cola-Flasche, die mitten zwischen uns zu Boden ging, ist ein Komplex schwindelerregender Technologien, deren Formen alle ernsthaften öffentlichen Angelegenheiten in eine Art Musical vom Typ *Frühling für Hitler* verwandeln. Das Fernsehen ist natürlich das wichtigste Instrument dieser Katastrophe, teils, weil es das Medium ist, welches die Amerikaner am innigsten lieben; teils, weil es zur Kommandozentrale unserer Kultur geworden ist. Nicht nur ihre leichte Unterhaltung beziehen die Amerikaner aus dem Fernsehen, sondern auch ihre Nachrichten, ihr Wetter, ihre Politik, ihre Religion, ihre Geschichte – also auch alles das, was man ihre ernste Unterhaltung nennen könnte. Die leichte Unterhaltung ist nicht das Problem. Das Ungefährlichste am Fernsehen ist der Quatsch, den es produziert. Ich spreche hier darüber, wie das Fernsehen die ernsthaftesten Angelegenheiten unserer Kultur vereinnahmt. Zu sagen, das Fernsehen präsentiere unterhaltsame Themen, ist bloß banal. Etwas ganz anderes ist es hingegen, wenn man sagt, daß im Fernsehen jedes Thema als unterhaltsam präsentiert wird. Und in eben diesem Sinne richtet das Fernsehen jedes vernünftige Verständnis für öffentliche Angelegenheiten zugrunde.

Wahlkämpfe beispielsweise werden heute weitgehend in Form von Werbespots im Fernsehen ausgetragen. Die Kandidaten verzichten auf Präzision, Komplexität, Inhalt – in manchen Fällen auf Sprache überhaupt – und halten sich statt dessen an die Künste des Showbusiness: Musik, Bild, Prominenz, Theater. Manche Politiker haben es hierin so weit gebracht, und sie haben sich so sehr daran gewöhnt, daß sie auch dann in Werbespots auftreten, wenn sie gar nicht im Wahlkampf stehen – Geraldine Ferraro zum Beispiel für »Diät-Pepsi« oder der frühere Bewerber für das Amt des Vizepräsidenten William Miller und der verstorbene Senator Sam Ervin für American Express. Noch schlimmer, Politiker treten auch in Varieté-Sendungen, Seifenopern und Unterhaltungsserien auf. George McGovern, Ralph Nader, Ed Koch und Jesse Jackson haben sich als Moderatoren in *Saturday Night Live* betätigt. Henry Kissinger und der frühere Präsident Gerald Ford hatten Nebenrollen in *Denver*. Tip O'Neill and Gouverneur Michael Dukakis haben in *Cheers* agiert. Richard Nixon hatte einen kurzen Auftritt in *Laugh-In*. Der inzwischen verstorbene Senator von Illinois, Everett Dirksen, war in *What's My Line?* zu sehen – eine tiefsinnige Frage übrigens, denn was für eine Linie verfolgen diese Leute eigentlich? Oder anders gefragt: Was ist aus der Trennungslinie geworden, die man zwischen Politik und Entertainment doch wohl ziehen können sollte? Ich glaube, das Fernsehen hat sie abgeschafft.

Ich habe schon erwähnt, daß unser jetziger Präsident ein ehemaliger Hollywood-Schauspieler ist. Es ist bezeichnend, daß man ihn, obwohl er selten korrekt und nie präzise spricht, den Großen Kommunikator nennt; das heißt, sein telegener Charme ist offenbar sein wichtigster Aktivposten, und anscheinend reicht das für eine auf Entertainment zugeschnittene Politik aus. Aber damit niemand glaubt, seine Wahl für zwei Amtsperioden sei bloß eine zeitweilige Verirrung gewesen, muß ich darauf aufmerksam machen, daß, während ich dies schreibe, Charlton Heston bereits als möglicher Kandidat der Republikaner für 1988 im Gespräch ist. Was bliebe, falls es dazu käme, den Demokraten anderes übrig, als Gregory Peck zu nominieren? Zwei Leinwandidole treten gegeneinander an. Selbst die Phantasie von Mel Brooks hätte sich das wohl nicht ausmalen können. Mit dem Gehabe eines Moses nimmt Heston seine Nominierung an. Peck sammelt noch einmal allen Mut seines biblischen David, nimmt die Herausforderung auf sich und tritt dem modernen Goliath entgegen. Seine Wahlreden hält Heston als Michelangelo. Peck kontert mit Douglas MacArthur. Heston beschuldigt Peck wegen *The Boys from Brazil*, er sei verrückt. Peck antwortet mit dem Vorwurf, in *Planet*

*der Affen* habe Heston die Erde in die Luft gesprengt. *Frühling für Hitler* ist uns vielleicht näher, als manche glauben.

Aber die Politik ist nicht die einzige Arena, in der eine ernsthafte Sprache durch die Künste des Showbusiness verdrängt wurde. Wir alle haben gesehen, wie die Religion für das Fernsehen zurechtgestutzt wird, als eine Art von Las-Vegas-Show, ohne Ritual, ohne Würde, ohne Tradition. Unsere elektronischen Prediger haben mit den großen Predigern der amerikanischen Vergangenheit nichts gemein. Männer wie Jonathan Edwards, Charles Finney und George Whitefield besaßen theologische Tiefe, echte Bildung und die Kraft zum Argument. Die elektronischen Prediger, Jimmy Swaggart, Billy Graham, Jerry Falwell und ihresgleichen, sind lediglich Schausteller, die die optische Eindringlichkeit des Fernsehens und ihr eigenes Charisma ausbeuten – zum höheren Ruhme ihrer selbst.

Wir haben auch gesehen, wie in *Sesamstraße* und anderen pädagogisch inspirierten Sendungen die Ansprüche der Unterhaltung die Oberhand gewinnen über die Strenge, die Bildungsprozessen nun einmal eigen ist. Und wir wissen genau, wie amerikanische Geschäftsleute in der Annahme, potentielle Käufer verlangten nach Amüsement und nicht nach Fakten, Musik, Tanz, Komik, Cartoons und Prominenz aufbieten, um ihre Produkte zu verkaufen.

Sogar unsere täglichen Nachrichten – und das sind für die meisten Amerikaner die Fernsehnachrichten – werden uns in einer Art von Show verabreicht, wo hinreißend aussehende Nachrichtensprecherinnen, aufregende Musik und dynamische Filmbilder die Szene beherrschen, vor allem die Filmbilder. Wo es keine Bilder gibt, da gibt es auch keine Meldung. Denn was sich nicht in Fernsehbildern sichtbar machen läßt, das existiert für die Amerikaner anscheinend nicht. Noch seltsamer ist, daß an jeder Stelle einer Fernsehmeldung – davor, dahinter oder in der Mitte – ein Werbespot eingeblendet werden kann, wodurch alle Ereignisse trivialisiert und so zugerichtet werden, als dienen sie hauptsächlich dem Entertainment der Zuschauer. Wie ernst kann ein Bombenangriff im Libanon denn sein, wenn ein fröhlicher Werbespot von United Airlines die Einleitung besorgt und eine Reklame für Calvin-Klein-Jeans die Zusammenfassung liefert? Die Fernsehnachrichtensprecher haben unsere Grammatik sogar um eine neue Wortklasse erweitert um die »Und jetzt ...«-Konjunktion. Es handelt sich dabei um ein Bindewort, das nichts verbindet, sondern das genaue Gegenteil bewirkt. Es löst Zusammenhänge auf. Wenn die Nachrichtensprecher »Und jetzt ...« sagen, dann wollen sie damit anzeigen, daß das, was man soeben gehört oder gesehen hat, keinerlei Bedeutung für das besitzt, was man als nächstes hören oder sehen wird. Kein Mord ist so brutal, kein politischer Fehler so kostspielig, kein Bombenangriff so verheerend, daß er vom Nachrichtensprecher mit seinem »Und jetzt ...« nicht aus unserem Bewußtsein gelöscht werden könnte. Der Nachrichtensprecher meint, daß wir jetzt lange genug über ein Thema nachgedacht haben (sagen wir, vierzig Sekunden) und daß wir unsere Aufmerksamkeit nun einem Werbespot zuwenden sollten. Von Nachrichten kann man hier eigentlich gar nicht sprechen. Es ist eine tägliche Version von *Frühling für Hitler*, und dies erklärt meiner Meinung nach, warum die Amerikaner zu den am schlechtesten informierten Leuten auf der Welt zählen. Gewiß, wir haben von vielen Dingen gehört, aber wir wissen sehr wenig über sie.

Um dies zu überprüfen, habe ich vor einigen Jahren eine Untersuchung durchgeführt, die sich an die Krise um die amerikanischen Geiseln im Iran anschloß. Ich wählte dieses Thema, weil es mehr als ein Jahr lang jeden Tag im Fernsehen vorgebracht worden war. Ich wollte von den Befragten nicht ihre Meinung über die Lage der Geiseln hören. An Meinungsumfragen bin ich nicht interessiert. Eine Meinung über alles und jedes hat in Amerika offenbar jeder. Mich hingegen interessieren Wissensumfragen. Die Fragen, die ich stellte, waren einfach und setzten kein gründliches Wissen voraus. Zum Beispiel: Wo liegt der Iran? Welche Sprache sprechen die Iraner? Woher kam der Schah? Welche

Religion praktizieren die Iraner, und welches sind deren wichtigste Lehren? Was bedeutet »Ajatollah«? Ich stellte fest, daß fast niemand irgend etwas über den Iran wußte. Und diejenigen, die etwas wußten, erklärten, sie hätten ihr Wissen aus *Newsweek* oder aus *Time* oder aus der *New York Times*. Mit anderen Worten, das Fernsehen ist nicht die große Informationsmaschine; es ist die große Desinformationsmaschine.

Eine höchst entnervende Bestätigung hierfür lieferte vor einiger Zeit ein Interview mit dem Produzenten und dem Drehbuchautor der TV-Serie *Peter the Great* (Peter der Große). Angesprochen auf historische Ungenauigkeiten in der Handlung – darunter eine frei erfundene Begegnung zwischen Peter dem Großen und Sir Isaac Newton –, verteidigte sich der Produzent mit der Bemerkung, eine trockene, historisch getreue Lebensschilderung würde sich niemand anschauen. Der Drehbuchautor fügte hinzu, es sei besser für die Zuschauer, wenn sie etwas Unrichtiges lernten, das unterhaltsam sei, als wenn sie überhaupt nichts lernten. Und der Schauspieler Maximilian Schell, der den Peter spielte, setzte dem Ganzen die Zarenkrone auf mit dem Satz, er glaube nicht an historische Wahrheit und sehe deshalb keinen Grund, ihr nachzuspüren.

Aber ich behaupte nicht, daß sich die Trivialisierung des öffentlichen Diskurses in Amerika allein auf dem Bildschirm vollzieht. Das Fernsehen liefert vielmehr ein Paradigma für die Formen unserer öffentlichen Kommunikation. Es konditioniert unser Bewußtsein dazu, die Welt in Gestalt bruchstückhafter Bilder wahrzunehmen, und zwingt andere Medien, sich ebenfalls in dieser Richtung zu orientieren. Der Leser erinnert sich hier vielleicht an die Frage, die wir üblicherweise Leuten stellen, denen es Schwierigkeiten bereitet, auch einfache Sätze zu begreifen. Ungeduldig fragen wir dann: »Soll ich Ihnen einen Bild malen?« Nun, ob es uns gefällt oder nicht, es sieht so aus, als würde unsere Kultur auch uns demnächst Bilder malen, auch uns die Welt in Bildern erklären. Als Medium für den Umgang mit öffentlichen Angelegenheiten hat die Sprache an Bedeutung eingebüßt; sie ist an die Peripherie der Kultur gedrängt worden, und den Platz im Zentrum hat das unterhaltsame, visuell stimulierende Bild eingenommen.

Eine Folge davon ist, daß es heute schätzungsweise 60 Millionen Analphabeten in Amerika gibt, etwa ein Viertel der gesamten Bevölkerung. So steht es in dem Buch *Illiterate America* von Jonathan Kozol. Und einem Bericht von Daniel Boorstin zufolge, dem ehemaligen Leiter der Kongreßbibliothek, gibt es weitere 60 Millionen Amerikaner, die zwar lesen können, es aber nicht tun. Unser Göttergeschenk hat aus Amerika ein Bilderfestival gemacht.

Verstehen Sie mich nicht falsch: Ich kritisiere nicht die »bildenden« Künste im allgemeinen. Diese Kritik übt Gott, nicht ich. Sie erinnern sich gewiß an sein Zweites Gebot, wo er ausdrücklich sagt: »Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, weder von dem, was oben im Himmel, noch von dem, was unten auf Erden, noch von dem, was im Wasser unter der Erde ist.« Ich war immer der Meinung, daß Gott hier eine sehr extreme Position bezieht, wie es so seine Art ist. Was mich betrifft, so argumentiere ich vom Standpunkt eines symbolischen Relativisten. Die verschiedenen Kommunikationsformen sind aus sich heraus weder gut noch schlecht. Gut oder schlecht werden sie, je nachdem, in welche Beziehung sie zu anderen Symbolen treten und welche Funktionen ihnen in einer Gesellschaftsordnung zugewiesen werden. Wenn eine Kultur von Bildern überschwemmt wird; wenn Logik und Rhetorik ihre verbindliche Autorität verlieren; wenn die historische Wahrheit irrelevant wird; wenn das geschriebene oder gesprochene Wort Mißtrauen erregt oder Anforderungen an unsere Aufmerksamkeit stellt, die wir nicht erfüllen können; wenn unsere Politik, unsere Geschichte, unser Erziehungswesen, unsere Religion, unser Nachrichtenwesen und unser Wirtschaftsleben vor allem in visuell stimulierenden Bildern statt in Worten zum Ausdruck kommen, dann ist eine solche Kultur allerdings ernstlich bedroht.

Ich führe hier nicht Klage gegen Unterhaltung oder Entertainment. In einem alten Lied heißt es, uns sei der Weg des Lebens nicht mit Blumen bestreut. Der Anblick einiger farbiger Blüten hier und da kann unsere Reise durchaus ein wenig erfreulicher machen. Aber die unerfreulichsten Leute in Amerika sind die professionellen Entertainer. In unserer heutigen Situation haben unsere Prediger und Unternehmer, die Politiker, Lehrer und Journalisten nichts Wichtigeres zu tun, als uns mit Hilfe von Medien zu unterhalten, die für einen ernsthaften, komplexen Diskurs untauglich sind. Aber diesen Produzenten unserer Kultur kann man keinen Vorwurf machen. Sie glauben, wie wir anderen auch, an die Allmacht des technischen Fortschritts. Uns ist der Gedanke nie gekommen, daß die Götter verrückt sein könnten. Und selbst wenn – so fehlt uns doch die Bergspitze, von der wir zurückgeben könnten, was uns gefährlich wird.

Trotzdem, wir wären gut beraten, nicht zu vergessen, daß der Geist einer Kultur auf zweierlei Weise zugrunde gerichtet werden kann. Im ersten Fall – ihn hat Orwell beschrieben – wird die Kultur zum Gefängnis. So haben es die Nazis gemacht und die Russen anscheinend auch. Im zweiten Fall – ihn hat Huxley beschrieben – wird die Kultur zum Varieté. So haben es offenbar die Amerikaner gemacht. Huxley lehrt uns, daß im Zeitalter der fortgeschrittenen Technologien geistige Verwüstungen mit höherer Wahrscheinlichkeit von einem Feind mit lächelndem Gesicht angerichtet werden, und nicht von einem, aus dessen Antlitz Argwohn und Haß sprechen. In Huxleys Prophezeiung sieht nicht der Große Bruder *uns* zu, sondern wir sehen *ihm* zu, und zwar freiwillig. Wenn sich eine Kultur in Trivialitäten zerstreut; wenn das politische und gesellschaftliche Leben in eine permanente Unterhaltungssendung verwandelt wird; wenn öffentliche Rede zu einer Art von Baby-Gestammel verkommt; kurzum, wenn sich ein Volk in ein Publikum von Zuschauern verwandelt und seine öffentlichen Angelegenheiten in eine Varieté-Nummer, dann, so behauptete Huxley, ist ein solches Land aufs höchste gefährdet und das Absterben der Kultur zeichnet sich als Möglichkeit deutlich ab. Ich stimme ihm zu.

## Nachweise

Einige der Essays in diesem Buch sind, wenn auch in stark veränderter Form, in verschiedenen Zeitschriften erschienen. »Sozialwissenschaft als Geschichtenerzählen« machte sein Debut als Vortrag und erschien dann in *EtCetera*. »Namen für Raketen« ist, bevor es den Weg in dieses Buch fand, zuerst in *The Realist* aufgetaucht. »Meine deutsche Frage« erschien, wie in der Vorbemerkung angegeben, zuerst im *Stern*. »Ein stilles Jubiläum« geht auf einen Auftrag der Zeitschrift der ehemaligen Studenten der New York University zurück, wird aber hier erstmals in gedruckter Form veröffentlicht. Eine längere Fassung von »Das Gleichnis vom Kragenrand« erschien in *Panorama*. »Eine Frage des Anstands« erschien in der *Saturday Review*, der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung dieser Zeitschrift. »Megatonnen für Anthromegas« erschien in einer anderen Fassung in *Village Voice*. »Am Abgrund des Friedens« war ein Experiment, das die Zeitschrift *Libération* riskierte, und erscheint hier in erweiterter Form.

Der Essay mit dem Titel »Die Nachrichten« ist das Ergebnis einer Zusammenarbeit mit Professor Jay Rosen von der New York University, und alle etwaigen Unzulänglichkeiten gehen auf ihn zurück, nicht auf mich – mit anderen Worten, er hat mir gestattet, diese letzte Bemerkung anzufügen. Er ist einer von mehreren Kollegen und Studenten, die ich mit meinen Überlegungen behelligt habe und deren Freigebigkeit in geistigen Belangen mich ermutigt hat, sie in diesem Buch zu entfalten.